

Die Bratküche zur Königin Pédauque

**Nach einem Manuskript aus dem 18. Jahrhundert mit dem Titel:
„Leben und Ansichten des Herrn Abbé Jérôme Coignard“**

Anatole France

— 2016 —

Letzte Bearbeitung: 21. 3. 2023

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	i
Ich heiÙe Elme-Laurent-Jacques Ménétrier.	1
„So wie Ihr mich hier seht“	8
Das Wunder des Lebens	11
In jener Nacht von Dreikönig	14
Am nächsten Morgen	25
Wir fanden in dem Speisesaal einen Tisch	30
Nach dem Abendessen	34
Als die siebte Woche nahte	38
Als ich die Bratküche verließ	41
Mein guter Meister und ich	46
Es war ein strahlender Sommer dieses Jahr	51
Ich weiß nicht, wie es mir gelang,	55
Diese lange Unterhaltung	63
Der Gedanke an Catherine	65
Jahel hielt Wort.	75
An einem warmen Abend,	80
Die Morgendämmerung	98
Ich nahm also am Tische des Kabbalisten	113
Aus Angst, verfolgt zu werden,	126

Inhaltsverzeichnis

Am nächsten Morgen kehrte ich früh zu dem Chirurgen zurück	148
Der Tod des Abbé Jérôme Coignard	153
Der Herr Pfarrer von Vallars	155
Drei Tage, nachdem mein guter Meister	158
An diesem Ort verliert mein Leben das Interesse	160
Keine Liebe übersteht die Abwesenheit	164

Einleitung

Ich habe die Absicht, ein paar einzigartige Begebenheiten aus meinem Leben zu berichten. Darunter befinden sich sowohl schöne wie seltsame; wenn ich mich jetzt wieder daran erinnere, zweifle ich manchmal selbst, ob ich sie nicht geträumt habe. Ich habe einen Kabbalisten aus der Gascogne kennengelernt, von dem ich zwar nicht sagen kann, dass er weise war, denn er starb im Unglück, der mir aber eines Nachts auf der Schwaneninsel tiefgründige Vorträge hielt, die ich zum Glück im Kopf behalten und niedergeschrieben habe. Diese Vorträge hatten zu tun mit Zauberei und den okkulten Wissenschaften, woran man heutzutage sehr interessiert ist. Man spricht derzeit überall von den Rosenkreuzern.*¹ Im Übrigen schmeichle ich mir nicht, mit der Wiedergabe dieser Vorträge viel Ehre zu erringen.

Die einen werden sagen, dass ich das alles erfunden habe und dass es nicht mit der wahren Lehre übereinstimme; die andern, dass ich nur gesagt habe, was ohnehin jeder wisse. Ich gebe zu, dass ich in der Kabbala nicht sehr gebildet bin, da mein Lehrer am Beginn meiner Initiation gestorben war. Aber das wenige, was ich von seiner Kunst gelernt habe, lässt mich stark vermuten, dass dies alles auf Illusion, faulen Tricks und Eitelkeit beruht. Im Übrigen genügt es mir, dass die Zauberei gegen die Religion ist, um sie von ganzem Herzen abzulehnen. Nichtsdestoweniger glaube ich, auf diese falsche Wissenschaft eingehen zu müssen, damit man mich nicht für unwissender hält als ich bin. Ich weiß, dass die Kabbalisten allgemein denken, dass die Sylphen, die Elfen, die Gnome und die Gnomiden mit einer sterblichen Seele

*Dieser Text wurde in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts geschrieben.
(Anmerkung v. Anatole France)

¹Die Rosenkreuzer waren eine im 17. Jahrhundert in Deutschland entstandene theosophische religiöse Gemeinschaft, die frühchristliche, gnostische und kabbalistische Elemente verband und behauptete, über Geheimwissen zu verfügen. Die Ideologie der „Rosenkreuzer“ verbindet grotesk reaktionäres Gedankengut mit fortschrittlichen und humanistischen Ideen. Speziell in Frankreich wurden sie mit dem Satanismus und/ oder den Freimaurern in Verbindung gebracht.

Einleitung

geboren werden und Unsterblichkeit nur durch die Hilfe von Zauberern erlangen.** Im Gegensatz dazu lehrte mein Kabbalist, dass das ewige Leben keiner Kreatur geschenkt ist, sei sie irdischen oder geistigen Ursprungs. Ich bin seiner Meinung vertrauensvoll gefolgt.

Er sagte oft, dass die Elfen jene töten, die ihre Geheimnisse enthüllen, und er machte die Rache dieser Geisterwesen für den Tod des Abbé Coignard verantwortlich, der auf der Straße nach Lyon starb. Doch ich weiß mit Sicherheit, dass dieser Todesfall eine natürliche Ursache hatte.

Ich werde also offen über die Geister der Luft und des Feuers reden. Man muss auch sonst im Leben Risiken auf sich nehmen, und das der Rache der Elfen ist im Vergleich dazu äußerst klein.

Ich habe intensiv die Thesen meines guten Lehrers, des Herrn Abbé Jérôme Coignard, studiert, der, wie erwähnt, bereits verstorben ist. Das war ein Mann, der Wissenschaft und Frömmigkeit vereinigte. Hätte er eine weniger unruhige Seele gehabt, wäre er an Tugend dem Herrn Abbé Rollin² gleichgekommen, den er an Wissen und Verstandeskraft weit überragte. Gegenüber Herrn Rollin hatte er trotz der Wirren eines turbulenten Lebens den Vorzug, nie dem Jansenismus³ verfallen zu sein.

**Diese Meinung wird vor allem vertreten in einem Büchlein des Abbé Montfaucon de Villars:⁴ „Der Graf von Gabalis, oder Gespräche über die geheimen und esoterischen Wissenschaften nach den Grundsätzen der alten Magier und weisen Kabbalisten.“ Es gibt davon mehrere Ausgaben. Ich begnüge mich die von Amsterdam zu nennen (bei Jacques Le Jeune, 1700, in 18°, ill.), die einen zweiten Teil enthält, welcher in der Originaledition nicht enthalten ist. (Anmerkung v. Anatole France)

²Charles Rollin (1661–1741), Studium der Theologie und Rhetorik, Priesterweihe, schlug aber nicht die kirchliche Laufbahn ein. 1687 Professor der Rhetorik, 1696 Leiter des Kollegs von Beauvais, Historiker, Verfasser einer Römischen Geschichte, dem Jansenismus nahestehend.

³Katholische Reformbewegung des 17. und 18. Jahrhunderts, benannt nach dem Bischof von Ypern, Cornelius Jansen. Die Jansenisten forderten unter Berufung auf Augustinus ein asketisches Leben im Geist der Urkirche. Ihr geistliches Zentrum war das Kloster Port Royal des Champs bei Versailles. Viele berühmte Schriftsteller und Philosophen waren Jansenisten, so etwa Blaise Pascal oder die Dichter Jean Racine, François de la Rochefoucauld und Madame de Lafayette. 1713 wurde der Jansenismus als Häresie verurteilt.

⁴Henri de Montfaucon, dit Abbé de Villars (1638 – 1673) stammte aus einer vornehmen südfranzösischen Familie. Abbé war er allerdings nicht, sondern lediglich als junger Mann Mitglied einer Laienbruderschaft. Nach einer Blutrache wurde er zusammen mit drei seiner Brüder vom Parlament von Toulouse wegen „Mordes und Brandstiftung“ zur Strafe des Räderns verurteilt; er floh in den Norden nach Paris. Dort schrieb er den Roman „Der Graf von Gabalis...“. Der Roman wurde vor allem auf Betreiben der Jansenisten verboten. Antoine Arnauld sorgte dafür, dass das Urteil des Parlaments von Toulouse überall bekannt wurde. Montfaucon war danach erledigt; er schrieb keine Zeile mehr. 1673 wurde der Abbé de Villars auf der Landstraße nach Lyon ermordet. Die Ideologie des Herrn von Astarac stammt aus diesem Roman.

Einleitung

Denn die Festigkeit seines Geistes war durch die Gewalt kühner Theorien nicht zu erschüttern, und ich kann vor Gott die Reinheit seines Glaubens bezeugen. Er besaß eine große Weltkenntnis, erworben im Umgang mit den verschiedensten Menschen. Diese Erfahrung hätte ihm zweifellos viel genutzt bei seiner römischen Geschichte, die er nach dem Vorbild des Herrn Rollin schreiben wollte und sicherlich verfasst haben würde, wenn ihm nicht die Zeit gefehlt und sein Lebenslauf besser seinen intellektuellen Fähigkeiten entsprochen hätte. Was ich von einem so hervorragenden Manne zu berichten weiß, wird sein Andenken schmücken. Wie Aulus Gellius, der in seinen *Attischen Nächten* die schönsten Stellen aus den Werken der Philosophen zusammentrug, wie Apuleius, der in seinen *Metamorphosen* die besten Fabeln der Griechen versammelte, so arbeite ich mit Bienenfleiß und hoffe einen erlesenen Honig daraus zu gewinnen. Dennoch kann ich mir kaum schmeicheln, jenen zwei großen Autoren nachzueifern, denn ich schöpfe all mein Wissen nicht aus einer reichhaltigen Lektüre, sondern einzig aus meinen Erinnerungen und meiner Lebenserfahrung.

Wenn dereinst ein Neugieriger meine Erinnerungen liest, wird er erkennen, dass es eine reine Seele gewesen sein muss, die sich einer so einfachen Sprache bedienen konnte. Ich habe dort, wo ich gelebt habe, immer für sehr naiv gegolten. Dieser Bericht wird das auch nach meinem Tode bezeugen.

Ich heiÙe Elme-Laurent-Jacques Ménétrier.

Mein Vater, Léonard Ménétrier, betrieb eine Bratküche in der Rue Saint-Jacques mit dem Namen „Zur Königin Pédauque“, benannt nach jener Königin, die einen großen Fuß hatte nach Art der Gänse oder Enten.¹ Die Bratküche stand gegenüber der Kirche Saint-Benoît-le-Bétourné, zwischen Madame Gilles, der Krämerin „Zu den drei Jungfrauen“ und Herrn Blaizot, dem Buchhändler „Zum Bildnis der Heiligen Katharina“, nicht weit vom weinrebengeschmückten Zaun des „Kleinen Bacchus“ an der Ecke zur Seilerstraße.

Mein Vater liebte mich sehr, und wenn ich nach dem Abendessen in meinem kleinen Bett lag, nahm er meine Hand, hob einen Finger nach dem andern, beim Daumen beginnend, und sagte: „Der hat’s geschlacht’, der hat’s gerupft, der hat’s gehackt, der hat’s gegessen. Und das ist der kleine Riquiqui, der gar nichts hat.“ „SoÙe, SoÙe, SoÙe“, sagte er und kitzelte meine Handfläche. Und er lachte laut. Ich lachte auch beim Einschlafen, und meine Mutter erzählte, dass das Lächeln noch am nächsten Morgen auf meinen Lippen war.

Mein Vater war ein guter Bratkoch und gottesfürchtig. Darum trug er an den Festtagen das Zunftbanner der Bratköche, auf das ein schöner Sankt Laurentius mit seinem Bratrost und einer goldenen Siegespalme gestickt war. Er pflegte zu mir zu sagen:

„Jacquot, deine Mutter ist eine heilige und würdige Frau.“

Das war ein Satz, den er oft wiederholte. Und es ist wahr, dass meine Mutter jeden Sonntag mit einem in großen Lettern gedruckten Gebetbuch zur Kirche ging. Denn Kleingedrucktes konnte sie schlecht lesen; eine kleine Schrift „zog ihr die Augen aus dem Kopf“, wie sie sagte. Mein Vater verbrachte jeden Abend eine oder zwei Stunden im „Kleinen Bacchus“, wo auch Jeannette, die Drehleierspielerin, und Catherine, die Spitzenklöpplerin, verkehrten. Und jedesmal, wenn er ein wenig später als gewöhnlich nach Hause kam, sagte er zärtlich, wenn er die Nachtmütze anzog:

„Schlaf ruhig. Ich habe es auch schon dem hinkenden Messerschmied gesagt: Du bist eine heilige und würdige Frau.“

¹Pédauque = „pied d’oie“, Berthe (Bertrade) au grand pied (725–783), Bertrade die Jüngere, Gemahlin Pippins des Kurzen und Mutter Karls des GroÙen, hatte einen missgestalteten Fuß, vielleicht auf Grund einer überstandenen Lepra (wie die Geschichtswissenschaft vermutet), und galt im Volksglauben daher als heilig.

Ich heiÙe Elme-Laurent-Jacques Ménétrier.

Ich war sechs Jahre alt, da rückte er eines Tages seine Schürze zurecht, was bei ihm ein Zeichen der Entschlossenheit war, und sprach zu mir folgendermaßen:

„Miraut, unser guter Hund, hat vierzehn Jahre lang meinen BratspieÙ gedreht. Ich kann mich nicht über ihn beschweren. Er war ein guter Diener, der mir niemals das kleinste Stück Truthahn oder Gans gestohlen hat. Als Lohn seiner Mühe war er damit zufrieden, den Grill abzulecken. Doch er wird alt. Seine Pfoten werden steif, er sieht nicht mehr gut und taugt nicht mehr, um die Kurbel zu drehen. Jacquot, mein Sohn, es ist jetzt deine Aufgabe, seine Stelle einzunehmen. Wenn du deinen Kopf gebrauchst, wirst du das mit ein wenig Übung zweifellos genauso gut können wie er.“

Miraut hörte diese Worte und wedelte zustimmend mit dem Schwanz. Mein Vater fuhr fort:

„Also, setze dich auf diesen Schemel, du sollst von nun an den BratspieÙ drehen. Doch um deinen Geist zu formen, sollst du dabei das Buch vom Leiden Christi betrachten. Und wenn du einmal die Druckbuchstaben lesen kannst, darfst du ein Grammatikbuch auswendig lernen oder den Katechismus oder die schönsten Stellen aus dem Alten und Neuen Testament. Denn die Kenntnis Gottes und die Unterscheidung von Gut und Böse sind notwendig, auch in einem geringen, aber ehrenhaften Handwerkerstand wie dem meinigen, der schon der meines Vaters war und einmal deiner sein wird, so es Gott gefällt.“

Von diesem Tag an saÙ ich von morgens bis abends in der Ecke am Kamin und drehte den BratspieÙ, das Buch vom Leiden Christi auf meinen Knien. Ein guter Kapuziner², der mit seinem Sack manchmal bei meinem Vater bettelte, half mir beim Buchstabieren. Er tat das um so lieber, als mein Vater, der die Gelehrsamkeit hochschätzte, ihm seinen Unterricht mit einem ordentlichen Stück Truthahn und einem großen Glas Wein bezahlte, so dass der Minorit, als er sah, dass ich schon sehr gut aus den Silben Worte bilden konnte, mir ein schönes Buch namens „Das Leben der heiligen Margarita“ brachte, mit dem er mich flüssig lesen lehrte.

Eines Tages, nachdem er wie gewöhnlich seine Umhängetasche abgelegt hatte, setzte er sich neben mich, wärmte seine nackten FüÙe in der Herdasche und ließ mich das hundertste Mal wiederholen:

*Weise Jungfrau, rein und fein,
Hilfe der Frauen im Kindbett
Erbarme Dich unser.*

...

In diesem Moment betrat ein großer und breiter, aber, wie man auf den ersten Blick erkannte, dennoch vornehmer Mann im geistlichen Gewand die Bratküche und rief mit Donnerstimme:

„Holla, Herr Wirt, bringt mir mal ein ordentliches Stück herbei!“

Unter seinen grauen Haaren war er offenbar in der Blüte seiner Jahre und seiner Kraft. Sein Mund lachte und seine Augen waren lebhaft. Seine Wangen waren ein wenig schwer und seine drei Kinne fielen majestätisch auf sein Beffchen, das ebenso breit war wie der Hals darüber.

²Kapuziner, Abkürzung OFM Cap., ein im 16. Jahrhundert aus dem Franziskanerorden (Minoriten, „Ordo fratrum minorum“, „Orden der geringeren Brüder“) hervorgegangener Bettelorden. Die Kapuzinerbrüder waren oftmals einfache, wenig gebildete Menschen.

Ich heiÙe Elme-Laurent-Jacques Ménétrier.

Mein Vater, von Berufs wegen höflich, zog die Mütze, verbeugte sich und sagte:

„Wenn Euer Hochwürden sich einen Moment die FüÙe wärmen wollen, werde ich Euch servieren, was Ihr wünscht.“

Ohne sich weiter bitten zu lassen, nahm der Abbé Platz vor dem Kamin neben dem Kapuziner. Als er den guten Bruder vorlesen hörte:

*Weise Jungfrau, rein und fein,
Hilfe der Frauen im Kindbett
etc.*

schlug er die Hände zusammen und sagte:

„Oh, ein seltener Vogel! Ein einzigartiger Mann! Ein Kapuziner, der lesen kann! He, kleiner Bruder, wie heißt Ihr?“

„Bruder Angelus, ein unwürdiger Kapuziner“, antwortete mein Lehrer.

Meine Mutter, die in der oberen Stube Stimmen gehört hatte, kam neugierig herunter in den Gastraum.

Der Abbé begrüÙte sie mit einer vertrauten Höflichkeit und sagte zu ihr:

„So etwas kann man nur bewundern, Madame: Bruder Angelus ist Kapuziner und kann lesen!“

„Er kann sogar alle Schriften lesen“, antwortete meine Mutter. Und als sie näher trat, erkannte sie das Gebet der heiligen Margarita an dem Bild, das die jungfräuliche Märtyrerin mit einem Weihwasserwedel in der Hand darstellte.

„Dieses Gebet“, sprach sie weiter, „ist schwer zu lesen, weil die Wörter darin ganz klein sind und so eng aneinander stehen. Glücklicherweise genügt es bei Schmerzen, sich das Buch wie ein Pflaster auf die Stelle zu legen, wo es am meisten weh tut, und es bewirkt dasselbe, wie wenn man es lesen würde. Ich habe es erfahren, Monsieur, bei der Geburt meines Sohnes Jacquot, der hier anwesend ist.“

„Seid gewiss, gute Frau“, antwortete Bruder Angelus. „Ein Almosen für die Kapuziner verstärkt die Wirkung jedes Gebets zur heiligen Margarita.“

Mit diesen Worten leerte Bruder Angelus den Becher, den meine Mutter ihm bis an den Rand gefüllt hatte, warf sich seine Tasche über die Schulter und ging in Richtung des *Kleinen Bacchus* davon.

Mein Vater servierte dem Abbé ein Viertel Geflügel. Der Abbé zog ein Stück Brot, eine Flasche Wein und ein Messer aus der Tasche, dessen Kupfergriff den verstorbenen König als römischen Kaiser auf einer Siegessäule darstellte und begann zu essen. Aber kaum hatte er das erste Stück im Mund, da wendete er sich an meinen Vater und bat ihn um Salz, überrascht, dass man ihm nicht von selbst das Salzgefäß hingestellt habe.

„So machten es die Alten“, sagte er. „Sie gaben Salz als Zeichen der Gastfreundschaft. GefäÙe mit Salz stellten sie auch in den Tempeln auf die Altäre der Götter.“

Mein Vater zeigte ihm graues Salz in dem Holzschuh neben dem Kamin. Der Abbé nahm davon nach seinem Geschmack und fuhr fort:

Ich heiÙe Elme-Laurent-Jacques Ménétrier.

„Die Alten betrachteten das Salz als notwendiges Gewürz für alle Mahlzeiten, und sie hielten es in solcher Achtung, dass sie jene geistige Fähigkeit, die der Rede Würze gibt, metaphorisch als Salz bezeichneten.“

„Ach“, sagte mein Vater. „Wie hoch Eure Alten das Salz auch geschätzt haben mögen — unsere Salzsteuer schätzt es noch höher.“

Meine Mutter, die beim Stricken eines Wollstrumpfes zuhörte, freute sich, dass sie auch etwas beitragen konnte.

„Man muss glauben, dass das Salz eine gute Sache ist, weil der Priester ein Korn davon dem Kind über dem Taufbecken auf die Zunge legt. Als mein Jacquot das Salz auf der Zunge spürte, verzog er das Gesicht, denn, so klein wie er war, hatte er schon Geist. Ich rede, Herr Abbé, von meinem Sohn Jacques hier.“

Der Abbé betrachtete mich und sprach:

„Jetzt ist er ein großer Junge. Die Bescheidenheit steht ihm im Gesicht und er liest aufmerksam das Leben der heiligen Margarita.“

„Oh,“ antwortete meine Mutter, „er liest auch das Gebet gegen die Frostbeulen und das Gebet des heiligen Hubert, die ihm der Bruder Angelus gegeben hat, sowie die Geschichte von dem Mann, der im Faubourg Saint-Marcel von mehreren Teufeln gefressen worden ist, weil er den heiligen Namen Gottes verspottet hat.“

Mein Vater betrachtete mich mit Bewunderung, dann flüsterte er dem Abbé ins Ohr, dass ich alles, was ich wolle, mit angeborener und natürlicher Leichtigkeit lernen würde.

„So muss man ihm“, antwortete der Abbé, „Bildung zuteil werden lassen, die Zierde jedes Menschen, Trost des Lebens und Heilmittel gegen jedes Übel ist, sogar gegen die Übel der Liebe, wie der Dichter Theokrit sagt.“

„Als Bratkoch“, antwortete mein Vater, „schätze ich die Bildung, und ich will gerne glauben, dass sie ein Mittel gegen Liebeskummer ist, wie Euer Gnaden sagen. Aber ich glaube nicht, dass sie gegen den Hunger hilft.“

„Sie ist vielleicht kein vollkommenes Mittel“, antwortete der Abbé. „Aber sie kann ihn lindern wie eine sanfte Salbe.“

Wie er so sprach, erschien Catherine, die Spitzenklöpplerin, an der Tür, die Mütze schief auf dem Kopf und mit einem zerknitterten Tuch um den Hals. Bei ihrem Anblick runzelte meine Mutter die Stirn und ließ drei Maschen von ihrer Strickarbeit fallen.

„Herr Ménétrier“, sagte Catherine zu meinem Vater, „kommt und spricht mit dem Wachtmeister. Wenn Ihr das nicht tut, werden sie Bruder Angelus ins Gefängnis stecken. Er ist in den *Kleinen Bacchus* gegangen, wo er zwei oder drei Schoppen getrunken hat, ohne sie zu bezahlen, um die Regel des Heiligen Franziskus nicht zu verletzen, wie er sagte. Aber das Schlimmste ist, dass er, als er mich unter den Gästen sah, sich an mich heranmachte, um mich ein neues Gebet zu lehren. Ich sagte ihm, dass das jetzt

Ich heiÙe Elme-Laurent-Jacques Ménétrier.

nicht die richtige Zeit dafür sei, und als er zudringlich wurde, zog ihn der hinkende Messerschmied, der neben mir saÙ, ordentlich am Bart. Nun stürzte sich Bruder Angelus auf den Messerschmied, der zu Boden fiel und den Tisch und die Krüge mit sich riss. Bei dem Lärm kam der Wirt herbei, und als er den umgestoÙenen Tisch, den verschütteten Wein und Bruder Angelus sah, der einen Fuß auf dem Kopf des Messerschmieds hielt und einen Schemel schwang, mit dem er alle bedrohte, die in seine Nähe kamen, da fluchte dieser böse Wirt abscheulich und holte den Wachtmeister. Herr Ménétrier, kommt gleich, befreit den kleinen Bruder aus den Händen der Polizei! Er ist ein Heiliger, und man muß ihm so etwas nachsehen.“

Mein Vater machte gerne Catherine eine Freude. Aber dieses Mal hatten die Worte der Seidenstickerin ganz und gar nicht die Wirkung, die sie erhofft hatte. Er antwortete, dass er keine Entschuldigung fände für diesen Kapuziner, und dass er ihm wohl eine StraÙe bei Wasser und Brot im finstersten Loch des Konvents gönnen würde, dessen Schandfleck er sei. Beim Reden geriet er noch mehr in Wut:

„Ein Säufer und Prasser, dem ich jeden Tag meinen guten Wein und gute Stücke Fleisch gebe, und der dann in eine Schenke geht, um mit einigen alten Schindmähren zu schäkern, die so weit heruntergekommen sind, dass sie die Gesellschaft eines wandernden Scherenschleifers und eines Kapuziners der ehrlicher Kaufleute aus dem Viertel vorzuziehen! Pfui! Pfui!“ An dieser Stelle hielt er inne und warf einen Seitenblick auf meine Mutter, die an der Treppe stand und heftig mit ihren Stricknadeln klapperte.

Überrascht von diesem schlechten Empfang, fragte Catherine:

„Ja wollt Ihr denn kein gutes Wort einlegen bei dem Wirt und dem Wachtmeister?“

„Wenn Ihr wollt, werde ich ihnen sagen, dass sie den Messerschmied auch mitnehmen können.“

„Aber der Messerschmied ist doch Euer Freund“, erwiderte sie verwundert.

„Weniger mein Freund als der Eure“, sagte mein Vater zornig. „Ein Pfuscher ist er und ein hinkender Betrüger!“

„Oh“, rief sie aus. „Das jedenfalls ist wahr, dass er hinkt.“ Sich ausschüttend vor Lachen verließ sie die Bratküche.

Mein Vater wendete sich dem Abbé zu, der mit seinem Messer einen Knochen abkratzte:

„Das ist so, wie ich bereits die Ehre gehabt habe, Euer Gnaden zu sagen: Jede Lektion Lesen und Schreiben, die dieser Kapuziner meinem Kind gibt, bezahle ich mit einem Schoppen Wein und einem Stück Hase, Gans, Huhn oder sogar Kapaun. Das ist ein Säufer und ein Fresser!“

„Ganz sicher“, antwortete der Abbé.

„Aber wenn er es jemals wagen sollte, den Fuß über meine Schwelle zu setzen, werde ich ihn mit dem Besen verjagen.“

„Daran tut ihr gut“, sagte der Abbé. „Dieser Kapuziner ist ein Esel, und er lehrte Euren Sohn nicht sprechen, sondern iahen. Wenn ihr klug seid, dann werft das Leben der heiligen Katharina, das Gebet

Ich heiÙe Elme-Laurent-Jacques Ménétrier.

gegen die Frostbeulen und diese Werwolf-Geschichte, mit denen der Kuttenträger den Geist Eures Sohnes vergiftet hat, ins Feuer. Zu dem Preis, zu dem Bruder Angelus seine Lektionen gab, werde ich meine geben. Ich werde dieses Kind Latein und Griechisch lehren und auch die französische Sprache, so vollkommen, wie sie Voiture und Balzac gesprochen haben. So wird aus Jacquot dem BratspieÙdrehher ein Gelehrter werden und ich werde jeden Tag ein Essen frei haben.”

„Abgemacht!”, rief mein Vater. „Barbe, bringt uns zwei Krüge Wein! Kein Geschäft ist abgeschlossen, solange die Parteien nicht miteinander angestoÙen haben zum Zeichen des Einverständnisses. Trinken wir! Nie wieder in meinem Leben will ich den Fuß in den *Kleinen Bacchus* setzen, solange der Messerschmied und dieser Mönch dort verkehren.”

Der Abbé erhob sich und sprach langsam und ernst, die Hände auf der Stuhllehne:

„Zunächst danke ich Gott, dem Schöpfer und Bewahrer aller Dinge, dass er mich in dieses nährende Haus geführt hat. Er allein ist unser Herr, und wir müssen seine Vorsehung auf dem menschlichen Gebiet anerkennen, obwohl es kühn und unpassend wäre, ihr allzu eng zu folgen. Denn, da die Vorsehung so universell ist wie Gott selbst, die menschliche Einsicht, über die wir verfügen, aber beschränkt, erscheint sie uns oft obszön oder lächerlich. So sollte man nicht nach Art der Kapuziner und einfältigen Frauenzimmer überall das Wirken Gottes erblicken. Lasset uns den Herrn loben. Bitten wir ihn, mich bei dem Unterricht, den ich Eurem Sohn erteilen werde, zu erleuchten und vertrauen wir in allen andern Dingen auf seinen heiligen Willen, ohne zu versuchen, ihn zu verstehen.”

Damit hob er den Krug und trank einen großen Schluck.

„Dieser Wein”, sprach er, „bringt in den menschlichen Körper eine angenehme und heilsame Wärme. Das ist ein Trank, würdig im Tempel des höchsten Gottes von den Dichturfürsten des Bacchus, Anacreon und Chaulieu³ besungen zu werden. Ich will damit die Lippen meines jungen Schülers benetzen.”

Er setzte mir den Krug unter das Kinn und rief aus: „Bienen der Akademie, kommt, kommt und setzt euch in harmonischen Schwärmen auf den von jetzt an den Musen geweihten Mund von Jacobus Tournebroke.”

„Oh Herr Abbé”, sagte meine Mutter. „Es ist wahr dass der Wein die Bienen anzieht, vor allem, wenn er süÙ ist. Aber man darf nicht wünschen, dass diese bösen Fliegen sich auf die Lippen meines Jacquot setzen, denn ihr Stich ist schlimm. Einmal, als ich in einen Pfirsich biss, wurde ich von einer Biene in die Zunge gestochen und litt Höllenqualen. Linderung verschaffte mir nur ein wenig Erde, mit Speichel gemischt, die Bruder Angelus mir in den Mund tat, wobei er das Gebet des heiligen Cosmas sprach.”

Der Abbé gab ihr zu verstehen, dass er das mit den Bienen allegorisch gemeint habe. Und mein Vater sagte tadelnd:

„Barbe, Ihr seid eine heilige und würdige Frau, aber ich habe manches Mal bemerkt, dass Ihr einen

³Guillaume Amfrye, abbé de Chaulieu (1639 – 1720), Dichter und Libertin

Ich heiÙe Elme-Laurent-Jacques Ménétrier.

schlimmen Hang habt, Euch so unbedacht in ernste Unterhaltungen einzumischen wie ein Hund in ein Kegelspiel.”

„Das mag sein”, antwortete meine Mutter. „Aber wenn Ihr meinen Ratschlägen mehr gefolgt wäret, Léonard, so ginge es Euch heute besser. Ich kann nicht alle Arten von Bienen kennen, aber ich verstehe mich auf die Verwaltung des Hauses und ich weiß, was sich für einen rechten Mann, Familienvater und Bannerträger der Zunft gehört.”

Mein Vater kratzte sich am Ohr. Dann goÙ er dem Abbé Wein nach, der seufzend sagte:

„Gewiss wird das Wissen heutzutage im Königreich Frankreich nicht mehr so geschätzt wie bei den Römern damals. Man sieht nicht selten in unserer Zeit einen gebildeten Menschen ohne Feuer und Licht in einem Speicher hausen. *Exemplum ut talpa*⁴. Ich bin ein Beispiel dafür.”

Er gab uns nun einen Bericht seines Lebens, den ich hier wiedergeben werde, wie er seinem Mund entsprang. Manche Stellen konnte ich aufgrund meines Alters noch nicht verstehen und deshalb auch nicht behalten. Ich habe diese Stellen später, als er mir die Ehre seiner Freundschaft gewährte, nach seinen Angaben verbessert oder hinzugefügt.

⁴lat. *talpa*=Maulwurf. Zugrunde liegt dem die scherzhafte oder unwissentliche Verballhornung einer lateinischen gelehrten Abkürzung: *exemplum ut afferam loco plurimorum aliorum*, „nur ein Beispiel unter vielen”

„So wie Ihr mich hier seht“

„... oder besser gesagt, *ganz anders* wie Ihr mich hier seht, nämlich jung, schlank, mit flinkem Blick und schwarzem Haar, habe ich einst am Kolleg von Beauvais unter den Herren Dugué¹, Guérin, Coffin² und Baffier die freien Künste unterrichtet. Ich hatte die Berufung erhalten und beabsichtigte, mir in der Welt der Wissenschaft einen großen Namen zu machen. Doch eine Frau zerstörte meine Hoffnungen. Sie hieß Nicole Pigoreau und führte eine Buchhandlung namens *’Zur Goldenen Bibel’* auf dem Platz vor dem Kolleg. Ich verkehrte dort, blätterte immer die Bücher durch, die sie aus Holland erhielt, vor allem jene Ausgaben mit Bemerkungen, Glossen und hochgelehrten Kommentaren.

Ich war liebenswert, wie Madame Pigoreau zu meinem Unglück bemerkte. Sie war hübsch und verstand es zu gefallen. Ihre Augen sprachen. Und so wurden eines Tages Cicero und Titus Livius, Plato und Aristoteles, Thukydides, Polybios und Varro, Epiktet, Seneca, Boethius und Cassiodorus, Homer, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Plautus und Terenz, Diodorus von Sizilien und Dionysios von Hali-carnassos, der heilige Johannes Chrysostomos und der heilige Basilius, der heilige Hieronymus und der heilige Augustinus, Erasmus, Salmasius, Turnebus³ und Scaliger⁴, der heilige Thomas von Aquin, der heilige Bonaventura, Bossuet mitsamt Ferri, Lenain, Godefroy, Mézeray, Mainbourg und Fabricius, die Patres Lelong und Pitou, alle Doktoren, Theologen, Humanisten und ihre Kompilatoren, wie sie von oben bis unten an der Wand standen, Zeugen unserer Küsse. *’Ich konnte Euch nicht widerstehen’*, sagte sie. *’Habt keine schlechte Meinung von mir.’*

Sie drückte mir mit unvorstellbarer Leidenschaft ihre Liebe aus. Einmal ließ sie mich einen Kragen und Spitzenmanschetten probieren, und als sie fand, daß ich damit entzückend aussähe, bestand sie darauf, dass ich sie behielte. Ich wollte nicht. Aber weil sie sich über meine Weigerung aufregte, in der sie eine Beleidigung der Liebe sah, war ich damit einverstanden, zu nehmen, was sie mir anbot, um sie nicht böse zu machen.

¹Jacques-Joseph Duguet (1649-1733), Moraltheologe, als Jansenist nach Straßburg und Savoyen versetzt, im Alter Distanzierung vom Jansenismus.

²Charles Coffin, 1676–1749, Professor und Rektor am Kolleg von Beauvais, später Rektor der Universität von Paris, Jansenist. Daneben Verfasser einer „Ode an den Wein der Champagne“, wofür er von der Stadt Reims eine Auszeichnung erhielt.

³Adrianus Turnebus (1512–1565), humanistischer Philosoph

⁴Jules César Scaliger (1484 – 1558), Philosoph, befreundet mit Nostradamus

„So wie Ihr mich hier seht“

Mein Glück dauerte so lange, bis ich durch einen Offizier ersetzt wurde. Ich empfand darüber heftigen Groll, und vor lauter Begierde, mich zu rächen, ließ ich die *regentes* des Kollegs wissen, dass ich nicht mehr die *Goldene Bibel* besuchte, um nicht Augenzeuge von Vorgängen zu werden, die die Keuschheit eines jungen Geistlichen beleidigen könnten. Das war nicht recht von mir, aber man kann wohl sagen, dass sich diese Rache nicht zu meinem Vorteil auswirkte. Denn als Madame Pigoreau erfuhr, wie ich mich über sie geäußert hatte, erzählte sie überall herum, ich hätte ihr Spitzenmanschetten und einen Kragen gestohlen. Ihre falschen Klagen kamen den *regentes* zu Ohren, die meinen Koffer durchsuchen ließen und darin den gesuchten Zierrat fanden. Sie warfen mich hinaus. Und so erfuhr ich, vergleichbar mit Hippolyt⁵ und Bellerophon⁶, die List und Bosheit der Frauen. Ich lag auf der Straße mit nichts als den Kleidern, die ich am Leib trug, und meinen Heften der Redekunst, und war in Gefahr, Hungers zu sterben. Da verzichtete ich auf den Pfaffenkragen und trat in die Dienste eines hugenottischen Herrn, der mich zu seinem Sekretär machte und mir Schmähschriften über die Religion diktierte.“

„Oh! So etwas!“, rief mein Vater aus. „Das war nicht recht gehandelt von Euch, Herr Abbé. Ein ehrlicher Mann darf solchen Ketzereien nicht die Hand leihen. Und, was mich anlangt, obwohl ich nur ein unwissender Handwerker bin, mag ich die ‚Kuh von Colas‘⁷ nicht hören.“

„Ihr habt recht, mein Gastwirt“, antwortete der Abbé. „Das ist die schlimmste Stelle in meinem Lebenslauf. Das ist auch das, was ich am meisten bereue. Aber mein Herr war Calvinist. Er gebrauchte mich nur gegen die Lutheraner und Socinianer, die er nicht leiden konnte, und ich versichere Euch, dass er mich diese Häretiker härter verurteilen ließ, als man es je an der Sorbonne getan hätte.“

„Amen“, sagte mein Vater. „Mögen die Lämmer in Frieden weiden, während die Wölfe einander verschlingen!“

Der Abbé fuhr fort in seinem Bericht:

„Im Übrigen blieb ich nicht lange bei diesem Herrn, der sich mehr den Briefen des Ulrich von Hutten widmete als den Reden des Demosthenes, und bei dem es nichts anderes zu trinken gab als Wasser.“

Ich übte danach erfolglos verschiedene Berufe aus. Ich war Verleger, Schauspieler, Mönch, Lakai. Dann betätigte ich mich wieder als Geistlicher. Ich wurde Sekretär des Bischofs von Séez⁸ und redigierte den Katalog der kostbaren Manuskripte in seiner Bibliothek. Dieser Katalog besteht aus zwei Folio-Bänden in rotem Leder mit Goldprägung, die er in seine Bibliothek stellte. Ich wage zu sagen, dass es ein gutes Werk ist.

⁵Sohn des Theseus. Seine Stiefmutter Phaidra verliebte sich in ihn. Da er aber nicht wollte, nahm sie sich das Leben und beschuldigte in einem Abschiedsbrief Hippolyt, mit ihr geschlafen zu haben.

⁶Bellerophon oder Bellerophonates, griechischer Held. (Bezwinger der Chimaira mit Hilfe des Pegasos) Die Frau des Königs Proitos von Tiryns, wo Bellerophon Schutz gefunden hatte, verliebte sich in ihn. Als Bellerophon ihre Avancen zurückwies, beschuldigte sie ihn, sie vergewaltigt zu haben.

⁷„Das *Vermächtnis der Kuh von Colas*“ (Eine Kuh verirrt sich in einen katholischen Gottesdienst und wird geopfert) war ein Spottlied der Hugenotten gegen die Katholiken.

⁸Séez, heute Sées im Département Orne (Normandie), heute über 4000 Einwohner, große Kathedrale, Bischofssitz

„So wie Ihr mich hier seht“

Ich hätte im Dienste seiner Eminenz in Frieden und Studium alt werden können. Aber ich verliebte mich in das Kammermädchen der Frau des Vogts. Tadelt mich nicht zu streng. Bei ihren braunen Haaren, ihrer Figur, Lebhaftigkeit und Jugend hätte sich sogar der heilige Pachomius in sie verliebt. Eines Tages nahm sie die Kutsche um in Paris ihr Glück zu suchen. Ich folgte ihr. Aber ich war nicht so erfolgreich wie sie. Auf ihre Empfehlung trat ich in den Dienst von Madame de Saint-Ernest, Operntänzerin, die, da sie meine Talente kannte, mir den Auftrag gab, nach ihren Vorgaben eine Schmähschrift gegen Mademoiselle Davilliers zu verfassen, über die sie sich zu beklagen hatte. Ich war ein recht guter Sekretär und verdiente wohl die fünfzig Écus, die mir zugesagt waren. Das Buch wurde in Amsterdam bei Marc-Michel Rey⁹ gedruckt, mit einem allegorischen Frontispiz, und Mademoiselle Davilliers erhielt das erste Exemplar kurz bevor sie die Bühne betrat um die große Arie der Armida zu singen. Die Wut machte ihre Stimme rau und unsicher. Sie sang falsch und wurde ausgepiffen. Nachdem ihre Rolle zu Ende war, lief sie noch geschminkt zum Intendanten, der ihr nichts abschlagen konnte. Sie warf sich ihm tränenüberströmt zu Füßen und wollte Rache. Bald kam heraus, dass der Streich von Madame de Saint-Ernest ausging.

Nachdem man sie verhört, eingeschüchtert und bedroht hatte, gab sie meinen Namen preis und ich wurde in die Bastille gebracht, wo ich vier Jahre saß. Einen gewissen Trost fand ich dort in der Lektüre von Boethius und Cassiodorus.

Danach habe ich eine öffentliche Schreibstube am Friedhof der Unschuldigen Kinder aufgemacht und verliebten Kammerzofen meine Feder geliehen, die eigentlich eher dazu bestimmt war, über die berühmten Helden Roms zu schreiben oder die Schriften der Kirchenväter zu kommentieren. Ich verdiene zwei Heller pro Liebesbrief. Damit kann man eher sterben als leben. Aber ich denke daran, dass Epiktet ein Sklave war und Pyrrho ein Gärtner.

Schließlich habe ich durch einen glücklichen Zufall einen Écu für einen anonymen Brief bekommen. Ich hatte seit zwei Tagen nichts gegessen. Sogleich habe ich mich auf die Suche nach einem Fleischer gemacht. Auf der Straße habe ich Euer beleuchtetes Schild und das Feuer von Eurem Kamin gesehen, das wunderbar die Scheiben beleuchtet. Vor Eurer Tür habe ich einen appetitlichen Geruch wahrgenommen und bin eingetreten. Mein lieber Wirt, jetzt kennt Ihr mein Leben.“

„Ich sehe, daß es das eines braven Mannes ist“, erwiderte mein Vater, „Und außer der Kuh von Colas gibt es nicht viel daran zu tadeln. Wir sind Freunde. Wie heißt Ihr?“

„Jérôme Coignard, Doktor der Theologie und Lizentiat der freien Künste.“

⁹Marc-Michel Rey (1720 – 1780), geboren in Genf, Hugenotte. Verleger der französischen Aufklärung. (Unter anderem auch von Jean-Jacques Rousseau.)

Das Wunder des Lebens

das ist die Verkettung von Ursache und Wirkung. Herr Jérôme Coignard hatte wohl recht, zu sagen: Wenn man die bizarre Abfolge von Reaktionen und Gegenreaktionen betrachtet, in denen unsere Geschicke sich kreuzen, muss man anerkennen, dass es Gott in seiner Vollkommenheit weder an Geist noch an Phantasie noch an Sinn für Komik fehlt, dass er aus dem Chaos hervorragt, und, nachdem er Moses, David und die Propheten inspiriert hatte, er ebenso Herrn Lesage wie den Poeten vom Marktplatz die lustigsten Harlekinaden eingab. So wurde ich Lateinschüler, weil Bruder Angelus von der Polizei verhaftet und zur Buße in eine Ordensklausur gesteckt worden war, weil er im *Kleinen Bacchus* einen Messerschmied niedergeschlagen hatte.

Herr Jérôme Coignard hielt sein Versprechen. Er gab mir seine Lektionen, und da er mich gelehrsam und intelligent fand, machte es ihm Freude, mich in die Literatur des Altertums einzuführen. In wenigen Jahren machte er aus mir einen recht guten Lateinschüler.

Ich habe seinem Andenken eine Dankbarkeit bewahrt, die erst mit meinem Leben enden wird. Man wird erst richtig begreifen, was ich ihm verdanke, wenn ich hinzufüge, dass er keine Mühe scheute, um mein Herz und meine Seele ebenso wie meinen Geist zu bilden. Er rezitierte für mich die *Maximen* Epiktets, die *Homelien* des heiligen Basilus und den *Trost der Philosophie* von Boethius. Er erklärte mir anhand von schönen Auszügen eingehend die Philosophie der Stoiker, um sie von der Höhe der christlichen Philosophie zu vernichten. Er war ein hochgebildeter Theologe und guter Katholik. Sein Glaube stand fest auf den Trümmern seiner Illusionen und berechtigten Erwartungen. Seine Schwächen, Irrtümer und Fehler, die er nicht zu verschleiern oder zu färben versuchte, hatten sein Vertrauen in die göttliche Güte nicht erschüttert. Und um ihn richtig zu verstehen, muß man wissen, daß ihn die Sorge um sein Seelenheil auch bei den Gelegenheiten motivierte, wo er sich scheinbar am wenigsten darum kümmern musste. Er pflanzte in meine Seele die Prinzipien einer aufgeklärten Frömmigkeit. Er bemühte sich auch anhand von Beispielen aus dem Leben Zenos, mich zur Tugend zu führen und sie mir sozusagen vertraut und alltäglich zu machen.

Um mich vor den Gefahren des Lasters zu warnen, schöpfte er aus einer ziemlich nahe liegenden Quelle, indem er mir anvertraute, daß er die Ehre, im Talar und viereckigem Hut das Lehramt auszuüben, verloren habe, weil er den Wein und die Frauen zu sehr geliebt habe.

Zu diesen seltenen Verdiensten fügte er noch Beständigkeit und Hartnäckigkeit hinzu, und er gab seine Lektionen mit einer Genauigkeit, die man von einem Menschen wie ihm, ausgeliefert allen Launen

Das Wunder des Lebens

eines Vagabundenlebens und immer in die Nöte eines weniger gelehrten als picaresken Lebens verstrickt, nicht erwartet hätte. Dieser Eifer kam aus seiner Güte und auch aus seiner Vorliebe für die gute Rue Saint-Jacques, wo er sowohl die Bedürfnisse seines Körpers wie die seines Geistes befriedigen konnte. Nachdem er mir eine nützliche Lektion erteilt hatte, während er ein saftiges Mahl zu sich nahm, begab er sich in den *Kleinen Bacchus* und in die Buchhandlung *Zum Bildnis der heiligen Katharina* und fand somit auf einem kleinen Raum alles vereinigt, was sein Paradies war: Wein und Bücher. Er war Stammkunde bei Herrn Blaizot, dem Buchhändler, bei dem er immer willkommen war, obwohl er alle Bücher durchblättert und niemals eines kaufte. Und es war ein wunderbarer Anblick, meinen guten Lehrer in dem Laden zu sehen, die Nase in irgendeinem frisch aus Holland importierten Buch und ab und zu den Kopf hebend, um mit demselben heiteren Sachverstand die (dem verstorbenen König zugeschriebenen) Pläne zur Errichtung einer Weltmonarchie wie die galanten Abenteuer eines Financiers mit einer Schauspielerin zu kommentieren. Herr Blaizot hörte immer zu. Herr Blaizot war ein kleiner, trockener und sauberer Alter mit Kniehose und grauen Wollstrümpfen. Ich bewunderte ihn sehr und konnte mir nichts Schöneres auf der Welt vorstellen als wie er im „*Bildnis der Heiligen Katharina*“ Bücher zu verkaufen.

Eine Erinnerung trug dazu bei, den Laden von Herrn Blaizot für mich mit einem mystischen Zauber zu umgeben. Dort war es, wo ich eines Tages, als ich noch sehr jung war, das erste Mal eine nackte Frau sah. Ich sehe sie noch heute. Es war Eva aus einer Bibel in Bildern. Sie hatte einen dicken Bauch und etwas zu kurze Beine und unterhielt sich mit der Schlange inmitten einer holländischen Landschaft. Das Bild und sein Besitzer erweckten mein Interesse schon lange bevor ich, dank Herrn Coignard, Geschmack an den Büchern gefunden hatte.

Mit sechzehn Jahren konnte ich einigermaßen Latein und ein wenig Griechisch. Mein guter Lehrer sagte zu meinem Vater:

„Denkt Ihr nicht, mein Wirt, dass es unschicklich ist, einen jungen Cicero im Gewand eines Küchenjungen herumlaufen zu lassen?“

„Ich habe mir darüber noch keine Gedanken gemacht“, antwortete mein Vater.

„Es ist wahr“, sagte meine Mutter, „unser Sohn könnte wohl eine seidene Weste gebrauchen. Er hat ein angenehmes Äußeres, gute Manieren und ist gebildet. Neue Kleider würden ihm gut stehen.“

Mein Vater dachte einen Moment nach, dann fragte er, ob es wohl für einen Bratkoch passend sei, eine seidene Weste zu tragen. Aber Abbé Coignard machte ihm klar, dass ich als Musenjünger niemals Bratkoch werden würde, und daß die Zeit nahe war, wo ich das geistliche Gewand tragen würde. Mein Vater war betrübt bei dem Gedanken, dass ich nie nach ihm Bratkoch und Bannerträger der Pariser Bratkochzunft werden würde, doch meine Mutter platzte vor Freude und Stolz bei der Vorstellung, dass aus ihrem Sohn ein Mann der Kirche werden würde.

Die erste Wirkung meiner neuen Weste war, mir Sicherheit zu geben und den Mut, von den Frauen eine vollständigeres Kenntnis zu gewinnen als damals von der Eva des Herrn Blaizot. Ich dachte dabei na-

Das Wunder des Lebens

heliegenderweise an Jeannette, die Drehleierspielerin, und an die schöne Catherine, die ich zwanzig Mal am Tag an der Bratküche vorbeigehen sah. Wenn es regnete, sah man ihre zierlichen Knöchel und zarten Füßchen, wenn sie von Pflasterstein zu Pflasterstein hüpfen. Jeannette war nicht so hübsch wie Catherine. Sie war auch nicht so jung und nicht so schick gekleidet. Sie kam aus Savoyen und trug ein Häubchen aus einem viereckigen Tuch, das an den Ecken zusammengeknotet war und ihre Haare verbarg. Aber sie hatte den Vorteil, keine Umstände zu machen und auch ohne Worte zu verstehen, was man von ihr wollte. Diese Eigenschaft kam meiner Schüchternheit sehr entgegen. Eines Abends lehrte sie mich unter der Vorhalle von Saint-Benoît-le Bétourné auf den Steinbänken, was ich noch nicht und sie schon lange wusste.

Aber ich war ihr nicht so dankbar, wie ich es hätte sein müssen, und dachte nur daran, die Kenntnisse, die sie mir beigebracht hatte, an Hübscheren zu erproben. Zur Entschuldigung meiner Undankbarkeit muss ich sagen, dass Jeannette ihrem Unterricht nicht mehr Bedeutung beimaß als ich selber, und dass sie allen Bengels aus dem Viertel den selben Dienst erwies.

Catherine war zurückhaltender. Sie flößte mir Furcht ein und ich wagte nicht, ihr zu sagen, wie hübsch ich sie fand. Was meine Schüchternheit noch verdoppelte, war, dass sie sich ständig über mich lustig machte und mich bei jeder Gelegenheit aufzog. Sie scherzte darüber, dass ich kein einziges Haar am Kinn hatte. Ich wurde rot und wäre am liebsten in der Erde versunken. Wenn ich sie sah, machte ich daher ein finsternes und abweisendes Gesicht. Ich tat so, als würde ich sie nicht beachten. Aber sie war zu hübsch, um sie zu ignorieren.

In jener Nacht von Dreikönig

zugleich mein neunzehnter Geburtstag, während der Himmel mit dem Schneeregen eine feuchte Kälte, die bis auf die Knochen ging, über uns ausschüttete und das Gasthaus Schild „Zur Königin Pédaque“ im eisigen Wind klapperte, brannte ein helles Feuer in der Bratküche, es roch nach Gänseleber und die Suppenschüssel dampfte auf dem weißen Tischtuch, um das herum Herr Jérôme Coignard, mein Vater und ich saßen. Meine Mutter stand nach ihrer Gewohnheit hinter dem Hausherrn, um ihn zu bedienen. Er hatte schon die Schüssel des Abbé gefüllt, als die Tür aufging und wir Bruder Angelus sahen, sehr bleich, mit roter Nase und triefnassem Bart. Mein Vater hob vor Überraschung seinen Kochlöffel bis an die Balken der Decke.

Die Überraschung meines Vaters war leicht zu erklären. Bruder Angelus, der das erste Mal nach der Schlägerei mit dem hinkenden Messerschmied sechs Monate verschwunden war, war dieses Mal zwei ganze Jahre fortgeblieben ohne Nachrichten zu geben. Er war im Frühjahr aufgebrochen mit einem Esel, der voll beladen war mit Reliquien. Und das schlimmste war, dass er Catherine mitnahm, die als Begine¹ gekleidet war. Man wusste nicht, was aus ihnen geworden war, aber es ging im „Kleinen Bacchus“ das Gerücht, dass der kleine Bruder und die kleine Schwester zwischen Tours und Orléans in Streitigkeiten mit dem Offizial² verwickelt worden seien. Ganz zu schweigen davon, dass ein Vikar von Saint-Benoît wie ein Teufel fluchte, dass dieser Galgenvogel von einem Kapuziner ihm seinen Esel geklaut hätte.

„Was“, rief mein Vater, „dieser Gauner sitzt nicht im dunkelsten Kerker? Es gibt keine Gerechtigkeit mehr im Königreich!“ Aber Bruder Angelus sprach das *Benedicite* und segnete die Suppenschüssel.

„Holla“, fuhr mein Vater fort. „Lasst die Faxen, schandbarer Mönch! Und gebt zu, dass Ihr mindestens eines von den zwei Jahren, in denen man Euer Belzebubgesicht nicht in der Pfarrei gesehen hat, im Kirchengefängnis verbracht habt. Die Rue Saint-Jacques ist durch Eure Abwesenheit ehrlicher geworden und das Viertel anständiger. Ins Loch mit so einem nichtsnutzigen Prahlhans, der seinem Nächsten den Esel entführt und der Allgemeinheit das Mädchen!“

„Kann es sein“, antwortete Bruder Angelus, die Augen gesenkt und die Hände in den Ärmeln seines

¹Beginen und Begarden: christliche Gemeinschaften im Mittelalter, die Ehelosigkeit und Besitzlosigkeit gelobten und in Beginenhöfen zusammenlebten. Das Gelübde musste jährlich erneuert werden. Da sie der Häresie verdächtigt wurden, stellten sich manche von ihnen unter den Schutz der Franziskaner oder Kapuziner, um der Verfolgung zu entgehen.

²Kirchenrichter bzw. Kirchengerecht

In jener Nacht von Dreikönig

Gewands, „dass Ihr von Catherine sprecht, die ich das Glück gehabt habe zu bekehren und zu einem besseren Leben zu führen, so sehr und so gut, dass sie heiß begehrte, mir mit meinen Reliquien zu folgen und mit mir schöne Wallfahrten zu machen, vor allem zur schwarzen Jungfrau von Chartres? Ich willigte ein unter der Bedingung, dass sie den kirchlichen Habit nahm, was sie ohne Murren tat.“

„Schweigt!“, antwortete mein Vater. „Ihr seid ein Lüstling. Ihr habt keinen Respekt vor Eurem Ordenskleid. Geht dahin zurück, von wo Ihr gekommen seid. Von mir aus könnt Ihr Euch auf der Straße um die Frostbeulen der Königin Pédauque kümmern.“

Aber meine Mutter gab dem Bruder ein Zeichen, sich unter den Kaminsims zu setzen, was er still und bescheiden tat.

„Man muss den Kapuzinern viel verzeihen“, sagte der Abbé, „denn sie sündigen ohne böse Absicht.“

Aber mein Vater bat Herrn Coignard, nicht mehr von diesem Ungeziefer zu sprechen, dessen Name allein ihm schon das Blut in den Kopf steigen ließe.

„Meister Léonard“, sagte der Abbé, „die Philosophie lehrt unsere Seele Nachsicht. Ich für meinen Teil verzeihe gerne den Strolchen, Gaunern und allen Armen. Und ich hege nicht einmal Groll gegen die Wohlhabenden, obwohl es unter ihnen viel Frechheit gibt. Und wenn ihr wie ich, Meister Léonard, mit den Vornehmen Umgang gehabt hättet, wüsstet ihr, dass sie nicht besser sind als alle andern und oft viel schlimmer. Ich saß an der Tafel des Herrn Bischof von Sééz und zwei schwarz gekleidete Diener standen immer an meiner Seite: der Zwang und die Langeweile.“

„Man muss schon sagen“, meinte meine Mutter, „schlimme Namen tragen die Diener ihrer Eminenz. Warum heißen sie nicht Champagne, Olive oder Frontin, wie es üblich ist!“

Der Abbé fuhr fort:

„Es ist wahr, daß manche Leute sich leicht an die Unbequemlichkeiten des Lebens unter den Großen anpassen. Es gab an der zweiten Tafel des Herrn Bischof von Sééz einen sehr höflichen Kanonikus, der bis zum letzten Atemzug der Etikette treu blieb. Als seine Eminenz erfuhr, dass der Kanonikus sterbenskrank sei, besuchte er ihn und fand ihn in seiner Kammer mit dem Tode ringend. ‚Leider muß ich Euer Eminenz um Entschuldigung bitten, dass ich in Ihrer Gegenwart sterbe‘, sagte der Kanonikus. — ‚Tut es, tut es! Geniert Euch nicht‘, antwortete seine Eminenz gütig.“

In diesem Moment brachte meine Mutter den Braten und stellte ihn feierlich auf den Tisch, was meinen Vater sehr bewegte, denn er rief laut aus:

„Barbe, Ihr seid eine heilige und würdige Frau!“

„Madame“, sagte mein guter Lehrer, „ist vergleichbar den starken Frauen der Heiligen Schrift. Sie ist eine Gattin, wie sie vor Gott sein soll.“

„Gott sei Dank!“, sagte meine Mutter. „Ich habe nie die Treue gebrochen, die ich Léonard Ménétrier, meinem Gatten, geschworen habe, und nun, da das Schwerste vorbei ist, werde ich sie bewahren bis zur Stunde meines Todes. Ich wollte, er wäre mir ebenso treu wie ich ihm.“

„Madame, ich hatte auf den ersten Blick gesehen, dass Ihr eine ehrbare Frau seid“, antwortete der

In jener Nacht von Dreikönig

Abbé. „Denn ich habe bei Euch eine Ruhe gespürt, die mehr vom Himmel hatte als von der Erde.“

Meine Mutter, die naiv war, aber nicht dumm, verstand wohl die Andeutung und gab ihm zur Antwort, dass, wenn er sie zwanzig Jahre früher gekannt hätte, er sie wohl anders gefunden hätte als sie in dieser Bratküche geworden sei, wo sie ihr hübsches Gesicht im Feuer des Grills und im Rauch und Speisendunst verloren habe. Und weil sie sich angegriffen fühlte, erzählte sie, dass der Bäcker von Auneau sie immerhin so sehr nach seinem Geschmack fand, dass er ihr jedes Mal, wenn sie an seinem Ofen vorbei lief, Kuchen schenkte. Sie fügte hinzu, dass keine Frau und kein Mädchen so hässlich sei, um nicht zu sündigen, wenn sie die Lust überkäme.

„Meine gute Frau hat recht“, sagte mein Vater. „Ich erinnere mich, dass damals, als ich Lehrling in der Bratküche *Zur königlichen Gans* in der Nähe vom Tor nach Saint-Denis war, mein Lehrherr, der damals Bannerträger der Zunft war, so wie ich es heute bin, zu mir sagte: ‚Mir setzt keiner Hörner auf, denn meine Frau ist zu hässlich.‘ Das brachte mich auf die Idee, zu tun, was er für unmöglich hielt. Es gelang mir schon beim ersten Versuch an einem Morgen, als er in La Vallée war. Er hatte recht: seine Frau war ziemlich hässlich, aber sie hatte Verstand und war dankbar.“

Bei dieser Anekdote wurde meine Mutter sehr böse und sagte, dass so etwas kein Thema sei, über das ein Familienvater vor seiner Frau und seinem Sohn sprechen sollte, wenn er sich ihre Achtung erhalten wolle.

Da er sie rot vor Zorn sah, lenkte Herr Jérôme Coignard die Unterhaltung geschickt in eine andere Richtung. Er wendete sich unvermittelt an Bruder Angelus, der, die Hände in den Ärmeln, bescheiden in seiner Ecke am Feuer saß.

„Kleiner Bruder“, sagte er zu ihm, „welche Reliquien habt Ihr in Gesellschaft von Schwester Catherine auf dem Esel vom zweiten Vikar dabeigehabt? War das nicht Eure Hose, die ihr den Frommen zu küssen gabt, wie ein gewisser Seiler, dessen Geschichte Henry Estienne³ erzählt hat?“

„Aber Herr Abbé!“, antwortete Bruder Angelus mit der Miene eines Märtyrers, der für die Wahrheit leidet. „Das war nicht meine Hose, sondern ein Fuß des heiligen Eustachius.“

„Ich hätte es beschworen, wenn es keine Sünde wäre“, rief der Abbé, während er sich mit einer Geflügelkeule beschäftigte. „Diese Kapuziner entdecken Heilige, von denen selbst die besten Kenner der Kirchengeschichte nichts wissen. Weder Tillemont⁴ noch Fleury⁵ sprechen von diesem heiligen Eustachius, dem man wohl zu Unrecht eine Kirche von Paris geweiht hat, während so viele von würdigen und glaubenstreuen Theologen anerkannte Heilige noch auf eine solche Ehre warten. Das Leben dieses Eustachius ist ein Gewebe von lächerlichen Fabeln. Genauso wie das der heiligen Katharina, die

³Henry Estienne, latinisiert Henricus Stephanus (1531–1598), Hugenotte, Buchdrucker und Philologe. Feind der Mönchsorden und Verfasser von Schwänken und Anekdoten über das Klosterleben („*Apologie pour Hérodote, ou Traicté sur les Merveilles ...*“).

⁴Louis-Sébastien Le Nain de Tillemont (1637–1698), wegen seiner Langweiligkeit berüchtigter Historiker

⁵Claude Fleury (1640 – 1723), Kirchenhistoriker.

In jener Nacht von Dreikönig

nur in der Einbildung eines bössartigen byzantinischen Mönchs existiert hat. Ich will sie aber nicht zu sehr angreifen, weil sie die Schutzheilige der Schriftsteller ist, und weil sie dem Laden des guten Herrn Blaizot, die für mich der angenehmste Ort auf der Welt ist, als Wappen dient."

„Ich hatte auch“, fuhr der kleine Bruder ruhig fort, „eine Rippe der heiligen Maria der Ägypterin.“

„Oh!“, rief der Abbé und warf den abgenagten Knochen beiseite. „Die halte ich für sehr heilig, denn sie gab in ihrem Leben ein schönes Beispiel von Bescheidenheit. — Wisst Ihr, Madame“, fügte er hinzu, wobei er meine Mutter am Ärmel zog, „die heilige Maria die Ägypterin war auf einer Wallfahrt zum Grab unseres Herrn, da wurde sie von einem tiefen Fluß aufgehalten und weil sie keinen Denar zur Bezahlung der Überfahrt hatte, bot sie den Fährleuten ihren Körper als Bezahlung an. Was sagt Ihr dazu, gute Frau?“

Meine Mutter fragte zuerst, ob die Geschichte wahr sei. Als man ihr die Versicherung gab, dass sie in den Büchern gedruckt stünde und auf einem Fenster der Kirche der Elementarschule abgebildet sei, hielt sie sie für wahr.

„Ich denke“, sagte sie, „dass man ebenso heilig sein muss wie sie, um derlei tun zu können, ohne zu sündigen. Ich würde mir so etwas nicht zutrauen.“

„Ich dagegen billige“, sagte der Abbé, „im Einverständnis mit den besten Gelehrten das Verhalten dieser Heiligen. Es dient als Lehre für die ehrbaren Frauen, die allzu stolz auf ihrer hochmütigen Tugendhaftigkeit beharren. Es gibt einen Sensualismus, wenn man es bedenkt, der darin besteht, dem Fleisch zu viel Wert beizumessen und mit übertriebener Sorge zu hüten, was man verachten muss. Es gibt Matronen, die glauben, mit ihrer Tugendhaftigkeit einen Schatz hüten zu müssen, und die sichtbar das Interesse überschätzen, das Gott und die Engel ihrer Person entgegenbringen. Sie halten sich selbst für eine Art Sakrament. Die heilige Maria von Ägypten hatte eine bessere Einstellung. Obwohl hübsch und entzückend, meinte sie, dass es zu hochmütig sei, sich auf einer Wallfahrt wegen einer gleichgültigen Sache, eigentlich nur ein Gegenstand der Demütigung und alles andere als ein kostbares Kleinod, aufhalten zu lassen. In bewundernswerter Bescheidenheit demütigte sie ihr Fleisch und betrat so den Weg der Buße, auf dem sie so manche wundersame Werke tat.“

„Herr Abbé“, sagte meine Mutter, „Ich verstehe Euch nicht. Ihr seid zu gebildet für mich.“

„Diese große Heilige“, sagte Bruder Angelus, „ist nach der Natur abgebildet in der Kapelle meines Konvents, und ihr ganzer Körper ist durch die Gnade Gottes mit langen und dichten Haaren bewachsen. Nach dieser Abbildung hat man Porträts von ihr angefertigt und gesegnet, von denen ich Euch eines mitbringen werde, gute Frau.“

Gerührt reichte ihm meine Mutter hinter dem Rücken meines Vaters die Suppenschüssel. Und der gute Bruder in der Kaminasche vertiefte sich samt Bart schweigend in die aromatische Brühe.

„Jetzt ist es Zeit“, sagte mein Vater, „eine der Flaschen aufzumachen, die ich für die großen Feste in Reserve halte, Weihnachten, Dreikönig und den Sankt-Laurentius-Tag. Nichts ist angenehmer, als

In jener Nacht von Dreikönig

friedlich und geschützt vor allem Ungemach zu Hause zu sitzen.”

Kaum hatte er diese Worte gesagt, da ging die Tür auf und ein großer schwarzer Mann betrat die Bratküche und brachte einen Schwall von Schnee und Wind herein.

„Ein Salamander! Ein Salamander!“, rief er.

Und ohne uns zu beachten, machte er sich über das Herdfeuer her und wühlte mit der Spitze seines Spazierstocks in den Scheiten, zum großen Schaden von Bruder Angelus, der Asche und Kohle mit seiner Suppe verschluckte und hustete, dass Gott erbarm'. Und der schwarze Mann fuhr fort, das Feuer zu schüren und schrie immerfort: „Ein Salamander! ... Ich sehe einen Salamander!“, wobei die aufflammende Glut an der Decke seinen Schatten zittern ließ wie ein großer Raubvogel.

Mein Vater war überrascht und sogar erschrocken über das Benehmen dieses Besuchers. Aber er konnte sich beherrschen. Er erhob sich, sein Tuch unter dem Arm, ging zum Kamin und neigte sich zu der Feuerstelle, die Fäuste in die Hüften gestemmt.

Nachdem er lange genug seinen verwüsteten Herd und den aschebedeckten Bruder Angelus betrachtet hatte, sagte er:

„Euer Gnaden mögen entschuldigen, ich sehe hier nur einen bösen Mönch und keinen Salamander. — Und außerdem“, setzte er hinzu, „möchte ich auch nicht unbedingt einen sehen. Denn, wie ich gehört habe, ist das ein hässliches Tier mit Hörnern, Fell und großen Krallen.“

„Welch ein Irrtum!“, antwortete der schwarze Mann. „Salamander ähneln Frauen, oder besser Nymphen und sie sind vollkommen schön. Aber ich bin wohl ziemlich naiv, Euch zu fragen, ob Ihr ihn seht. Man muß ein Gelehrter sein, um einen Salamander zu sehen, und ich glaube nicht, dass es in dieser Küche gebildete Menschen gibt.“

„Ihr könntet Euch täuschen, mein Herr“, sagte Abbé Coignard. „Ich bin Doktor der Theologie und Magister der Philologie; ich habe gründlich die griechischen und lateinischen Moralisten studiert, deren Lehren in den Widrigkeiten meines Lebens meiner Seele Festigkeit verliehen haben, und besonders Boethius habe ich als Heilmittel verwendet gegen die Übel des Daseins. Und neben mir sitzt Jacobus Tournebroche, mein Schüler, der die Sätze von Publius Syrus⁶ auswendig kennt.“

Der Unbekannte richtete gelbe Augen auf den Abbé, die seltsam hinter seiner Adlernase funkelten, und entschuldigte sich höflicher als sein wilder Gesichtsausdruck vermuten ließ, dass er einen Gebildeten nicht sofort erkannt habe.

„Es ist äußerst wahrscheinlich“, fügte er hinzu, „dass dieser Salamander wegen Euch oder Eurem Schüler gekommen ist. Ich habe ihn sehr genau auf der Straße gesehen, als ich an dieser Bratküche vorbeikam. Man könnte ihn besser wahrnehmen, wenn das Feuer stärker wäre. Darum muß man das Feuer schüren, sobald man glaubt, dass ein Salamander im Kamin steckt.“

⁶eigentlich: *Publilius Syrus*, Vorname und Lebensdaten unbekannt, 1. Jahrhundert vor Christus, kam als Sklave nach Rom, Schauspieler, Verfasser der *Sententiae*, die zur Zeit des Humanismus gerne als Schullektüre verwendet wurden.

In jener Nacht von Dreikönig

Beunruhigt bedeckte Bruder Angelus die Suppenschüssel mit einem Zipfel seines Gewands und schloss die Augen, als der Unbekannte sich anschickte, erneut in der Glut zu stochern.

„Mein Herr“, fuhr der Salamandermann fort, „gestattet, dass Euer junger Schüler näher an den Herd herantritt und sagt, ob er dort über den Flammen nicht etwas sieht, was Ähnlichkeit mit einer Frau hat.“

Just in diesem Moment krümmte sich der Rauch unter dem Abzug besonders elegant und bildete eine Form, in der man, mit einiger Phantasie, einen Frauenleib erkennen konnte. Ich log also nicht ganz und gar, als ich sagte, dass ich etwas sähe. Kaum hatte ich das gesagt, schlug mir der Unbekannte mit seiner Riesenfaust so fest auf die Schulter, dass ich dachte, mein Schlüsselbein würde brechen.

„Mein Kind“, sprach er sodann zu mir mit sehr sanfter Stimme, „ich musste Euch diesen starken Schmerz zufügen, damit Ihr niemals vergesst, dass Ihr einen Salamander gesehen habt. Das ist das Zeichen, dass Ihr dazu bestimmt seid, ein Gelehrter zu werden und vielleicht ein Magier. Auch Euer Gesicht scheint mir Intelligenz auszudrücken.“

„Monsieur, er lernt alles, was er will, und er wird einmal Abbé werden, wenn es Gott gefällt“, sagte meine Mutter. Herr Jérôme Coignard fügte hinzu, dass ich manchen Nutzen aus seinem Unterricht gezogen hätte.

Mein Vater fragte den Fremden, ob Seine Gnaden nicht etwas essen wolle.

„Ich bedarf dessen nicht“, sagte der Mann, „und es ist für mich leicht, ein Jahr und mehr zu verbringen, ohne irgendeine Nahrung zu mir zu nehmen außer einem bestimmten Elixier, dessen Zusammensetzung nur den Gelehrten bekannt ist. Diese Fähigkeit habe nicht nur ich. Sie ist allen Weisen gemeinsam, und man weiß, dass der berühmte Cardan⁷ mehrere Jahre lang keine Nahrung zu sich nahm, ohne dass es ihm geschadet hätte. Gerade zu dieser Zeit war er geistig besonders produktiv. — Doch Euch zu Liebe werde ich essen, was Ihr mir vorsetzt“, fügte der fremde Gelehrte hinzu und setzte sich ohne Umstände zu uns an den Tisch. Bruder Angelus nutzte die Gelegenheit und schmuggelte seinen Schemel zwischen meinen Stuhl und den meines Lehrers, um etwas von der Rebhuhnpastete abzubekommen, die meine Mutter gerade serviert hatte.

Als der Fremde seinen Mantel auf die Stuhllehne legte, sahen wir, dass er diamantene Knöpfe an seinem Gewand trug. Er blieb nachdenklich. Der Schatten seiner Nase fiel auf seinen Mund und seine hohlen Wangen ließen die Kiefer hervortreten. Seine düstere Stimmung ergriff die ganze Tischgesellschaft; selbst mein guter Lehrer trank schweigend seinen Wein. Man hörte nur das Kauen des kleinen Bruders, der mit seiner Pastete beschäftigt war.

⁷Gerolamo Cardano (1501–1576), Arzt, Philosoph und Mathematiker der Renaissance. Er war u. a. der erste, der Gleichungen vierten Grades lösen konnte und mit komplexen Zahlen rechnete. Auch die „Kardanwelle“ trägt seinen Namen.

Der Legende nach soll er behauptet haben, das Datum seines eigenen Todes zu kennen. Als dieses Datum da und er immer noch gesund und munter war, hungerte er sich lieber zu Tode als zuzugeben, dass er sich getäuscht habe.

In jener Nacht von Dreikönig

Plötzlich sagte der Gelehrte:

„Je mehr ich es mir überlege, desto mehr glaube ich, dass der Salamander wegen dieses Knaben gekommen ist.“

Und er zeigte mit der Spitze seines Messers auf mich.

„Verehrter Herr“, sagte ich zu ihm, „wenn die Salamander wirklich so geartet sind, wie Ihr sagt, dann ist das eine Ehre für mich, und ich bin diesem Salamander sehr zu Dank verpflichtet. Aber, ehrlich gesagt, ich habe mehr geraten als gesehen, und diese erste Begegnung hat meine Neugier geweckt, ohne sie zu befriedigen.“

Mein guter Meister hüstelte befangen.

„Mein Herr“, sagte er plötzlich zu dem Gelehrten, „um es frei heraus zu sagen: Ich bin 51 Jahre, Lizentiat der *Artes Liberales* und Doktor der Theologie. Ich habe alle griechischen und lateinischen Autoren gelesen, sofern sie nicht durch die schändliche Zeit oder die Bosheit der Menschen verlorengegangen sind, und ich habe nirgends einen Salamander gesehen, woraus ich vernünftigerweise schließe, dass es sie nicht gibt.“

„Ich bitte um Verzeihung“, sagt Bruder Angelus mit von Rebhuhn und Schüchternheit halb erstickter Stimme. „Vergebt mir. Leider gibt es Salamander, und ein Jesuitenpater, dessen Namen ich vergessen habe, hat ihre Erscheinungen behandelt. Ich selbst habe, in einem Ort namens Saint-Claude bei den Dorfbewohnern einen Salamander in einem Kamin gesehen, genau vor dem Kochtopf. Er hatte einen Katzenkopf, den Leib einer Kröte und einen Fischeschwanz. Ich habe ihn mit Weihwasser besprengt, und sogleich hat er sich in Luft aufgelöst mit einem schrecklichen Zischen und unter Hinterlassung eines sehr scharfen Rauchs, so dass ich mir fast die Augen verbrannte. Und acht Tage lang roch mein Bart verbrannt, was wohl besser als alles andere das bösertige Wesen dieses Tieres beweist.“

„Ihr macht Euch über uns lustig, kleiner Bruder“, sagte der Abbé. „Eure Kröte mit Katzenkopf ist nicht wahrer als die Nymphe des Herrn hier. Und mehr noch, sie ist eine abstoßende Erfindung.“

Der Gelehrte begann zu lachen.

„Der Bruder Angelus hat den Salamander der Weisen nicht sehen können. Wenn die Feuerynphen Kapuzinern begegnen, wenden sie ihnen den Rücken zu.“

„Haha! Der Hintern einer Nymphe ist noch viel zu gut für einen Kapuziner“, lachte mein Vater laut. Und weil er wieder gute Laune hatte, ließ er dem kleinen Bruder eine große Scheibe Pastete zukommen.

Meine Mutter stellte den Braten mitten auf den Tisch und nutzte die Gelegenheit, um zu fragen, ob die Salamander denn auch gute Christen seien, was sie bezweifle, denn sie habe noch nie gehört, dass die Bewohner des Feuers den Herrn lobten.

„Madame“, antwortete der Abbé, „mehrere Theologen der Gesellschaft Jesu haben die Existenz eines Volkes von *Incubi* und *Succubi* anerkannt, die gleichwohl nicht eigentlich Dämonen sind, weil sie sich durch das Besprengen mit Weihwasser nicht vertreiben lassen, aber dennoch nicht zur siegreichen

In jener Nacht von Dreikönig

Kirche gehören, denn gute Geister hätten nicht versucht, wie neulich in Pérouse geschehen, die Frau eines Bäckers zu verführen. Aber wenn Ihr meine Meinung hören wollt, das sind mehr die schmutzigen Phantasien eines Denunzianten als die Ansichten eines Gelehrten. Man muss solche lächerlichen Teufelsgeschichten hassen, und es macht mich traurig, dass Söhne der Kirche, im Licht des Glaubens geboren, von der Welt eine weniger klare Vorstellung haben als ein Plato oder Cicero inmitten der Finsternis des Heidentums. Ich wage zu sagen, dass Gott dem *Somnium Scipionis* näher steht als diesen schwarzen Traktaten der Dämonologie, deren Autoren sich Christen und Katholiken nennen.”

„Herr Abbé, merket auf”, sagte der Gelehrte. „Euer Cicero sprach viel und leicht, aber er war ein oberflächlicher Geist und in der heiligen Wissenschaft nicht sehr bewandert. Habt Ihr jemals etwas von Hermes Trismegistos⁸ und der Smaragdtafel⁹ gehört?”

„Mein Herr”, sagte der Abbé, „ich habe in der Bibliothek des Herrn Bischof von Séez ein sehr altes Manuskript über die Smaragdtafel gefunden, und ich hätte es früher oder später entziffert, wäre da nicht das Kammermädchen der Frau des Vogtes gewesen, das nach Paris ging, um sein Glück zu machen und mich veranlasste, mit ihm in die Kutsche zu steigen. Darin lag keine Hexerei, Herr Philosoph, ich gehorchte nur natürlichen Anziehungskräften:

Non facit hoc verbis; facie tenerisque lacertis

*Devovet et flavis nostra puella comis.*¹⁰”

„Das ist ein neuer Beweis, dass die Frauen große Feinde der Wissenschaft sind”, sagte der Gelehrte.

„Auch der Weise muss sich vor allen Beziehungen zu ihnen hüten.”

„Auch in der legitimen Ehe?”, fragte mein Vater.

„Vor allem in der legitimen Ehe”, antwortete der schwarze Philosoph.

„Oh je”, sagte mein Vater. „Was bleibt dann Euren armen Gelehrten, wenn sie sich einmal ein wenig amüsieren wollen?”

„Ihnen bleiben die Salamander.”

Bei diesen Worten hob Bruder Angelus erschrocken die Nase vom Teller.

„Sprecht nicht so, mein lieber Herr,” murmelte er. „Im Namen aller Heiligen meines Ordens, sprecht nicht so! Und verliert nicht aus den Augen, dass der Salamander nichts anderes ist als der Teufel, der, wie man weiß, die verschiedensten Formen annimmt, mal angenehm, wenn er seine natürliche Hässlichkeit verstecken muss, mal abscheulich, wenn er seine wahre Gestalt zeigt.”

„Hütet Euch Eurerseits, Bruder Angelus”, antwortete der Philosoph. „Und da Ihr den Teufel so sehr

⁸Hermes Trismegistos, „Dreimal größter Hermes”, Verschmelzung des griechischen Hermes mit dem altägyptischen Thot (Gott der Weisheit). Im Mittelalter hielt man ihn für eine reale Person und Verfasser des anonymen in seinem Namen verfassten *Corpus Hermeticum*, einer Sammlung alchemistischer und magischer Texte. Die „Hermetik” spielte eine große Rolle in der Gnosis.

⁹„Tabula Smaragdina”, ein dem Hermes Trismegistos zugeschriebener allegorischer Text.

¹⁰„Nicht mit Worten tut sie das. Unser Mädchen bezaubert mit ihrem Gesicht, ihren schlanken Armen und ihrem blonden Haar.” (Tibullus, Elegiae)

In jener Nacht von Dreikönig

fürchtet, reizt seinen Zorn auf Euch nicht zu sehr. Ihr wisst, dass der alte Feind und große Widersacher in der geistigen Welt eine solche Macht hat, dass sogar Gott mit ihm rechnet. Mehr noch: Gott, der ihn fürchtet, hat ihn zu seinem Beauftragten gemacht. Nehmt Euch in acht, kleiner Bruder: sie arbeiten zusammen.”

Bei diesen Worten glaubte der arme Kapuziner den Teufel in Person zu hören und zu sehen, dem der Unbekannte ähnlich sah mit seinen Feueraugen, seiner Hakennase, seiner dunklen Hautfarbe und seiner ganzen langen und hageren Gestalt. Die beunruhigte Seele des kleinen Bruders wurde von heiligem Schrecken ergriffen. Er spürte bereits die Klauen des Bösen, begann zu zittern, steckte alles in die Tasche, was er an Leckerbissen ergattern konnte, stand vorsichtig auf und ging rückwärts zur Tür, wobei er unablässig Exorzismen murmelte.

Der Philosoph beachtete ihn nicht. Er zog aus seiner Weste ein kleines, in hartes Pergament gebundenes Buch, das er offen meinem guten Meister und mir vorlegte. Es war ein alter, griechischer Text, voller Abkürzungen und Ligaturen, und es machte auf mich zuerst den Eindruck einer Kritzelei. Aber Herr Abbé Coignard setzte die Brille auf und als er den richtigen Abstand gefunden hatte, begann er mühelos die Buchstaben zu lesen, die eher einem von einer Katze spielerisch aufgewickelten Wollknäuel glichen als den einfachen und ruhigen Buchstaben des Johannes Chrysostomos, anhand derer ich die Sprache Platons und des Evangeliums lernte. Als er fertig war, sagte er:

„Mein Herr, diese Stelle ist so zu verstehen: — *„Diejenigen, die unter den Ägyptern gebildet sind, lernen vor allem die sogenannten epistolographischen Buchstaben, sodann die hieratischen, derer sich die Hierogrammaten bedienen, und schließlich die Hieroglyphenschrift.“*”

Dann setzte er die Brille ab:

„Ach Herr Philosoph, Ihr solltet mich nicht für einen Neuling halten. Das stammt aus dem fünften Buch der *Stromata*, deren Autor, Clemens von Alexandria, nicht im Verzeichnis der Märtyrer steht, aus verschiedenen Gründen, die Seine Heiligkeit, Benedikt XI., niedergeschrieben hat, und deren Hauptargument ist, dass dieser Kirchenvater in Sachen des Glaubens oftmals geirrt hat. Das Märtyrertum erschien ihm zu Lebzeiten in der Tat als Torheit. Er zog das Exil vor, um dadurch seinen Verfolgern ein Verbrechen zu ersparen, denn er war ein sehr anständiger Mann. Er schrieb elegant und verfügte über einen lebhaften Geist. Doch seine Sitten waren rein, sogar streng. Er hatte eine Vorliebe für Allegorien und Kopfsalat.”

Der Philosoph nahm meinem gelehrten Meister über den Tisch weg das Buch aus den Händen, wobei es mir plötzlich schien, dass seine Arme sich auf wundersame Weise verlängerten.

„Das genügt”, sagte er und steckte die *Stromata* wieder in seine Tasche. „Ich sehe, Herr Abbé, dass Ihr Griechisch versteht. Ihr habt diese Stelle gut wiedergegeben, jedenfalls nach ihrem wörtlichen und oberflächlichen Inhalt. Ich will Euer Glück machen, und das Eures Schülers. Ich werde Euch beide in meinem Hause zur Übersetzung griechischer Texte anstellen, welche ich aus Ägypten erhalten habe.”

In jener Nacht von Dreikönig

Und, zu meinem Vater gewandt, fuhr er fort: „Ich denke, Herr Bratkoch, dass Ihr einverstanden sein werdet, mir Euren Sohn zu geben, damit ich aus ihm einen Gelehrten und wohlhabenden Mann mache. Wenn es Eurer väterlichen Liebe zu schwer fällt, ihn mir vollständig zu überlassen, bin ich bereit, mit meinem Geld einen Küchenjungen zu bezahlen, der ihn in Eurer Bratküche ersetzt.“

„Wenn der gnädige Herr diese Absicht hat“, antwortete mein Vater, „dann werde ich ihn nicht hindern, meinem Sohn Gutes zu tun.“

„Unter der Bedingung“, sagte meine Mutter, „dass es nicht seinem Seelenheil schadet. Ihr müsst mir schwören, dass Ihr ein guter Christ seid.“

„Barbe“, sagte mein Vater zu ihr. „Ihr seid eine heilige und würdige Frau, aber Ihr zwingt mich, mich bei diesem Herrn wegen Eurer Unhöflichkeit zu entschuldigen, die nicht Eurem Wesen entspringt, sondern Eurer vernachlässigten Bildung.“

„Lasst diese gute Frau reden“, sagte der Philosoph. „Und sie mag sich beruhigen: Ich bin ein sehr religiöser Mann.“

„Dann ist es ja gut“, sagte meine Mutter. „Den heiligen Namen Gottes muss man verehren.“

„Ich verehere alle seine Namen, gute Frau, denn er hat mehrere. Er heißt Adonai, Tetragrammaton, Jehova, Hotheos, Athanatos und Schyros¹¹. Und er hat noch viele andere Namen.“

„Das wusste ich nicht“, sagte meine Mutter. „Aber was Ihr sagt, überrascht mich nicht. Ich habe bemerkt, dass die Vornehmen mehr Namen tragen als die gewöhnlichen Leute. Ich stamme aus Auneau, einem Dorf in der Nähe der Stadt Chartres. Als ich klein war, starb der Grundherr des Dorfes; ich erinnere mich, dass der Herold, als er das Verscheiden des edlen Herrrn ausrief, ihm so viele Namen gab, dass es sich fast wie eine Heiligenlitanei anhörte. Und ich glaube gerne, dass Gott mehr Namen hat als der Herr von Auneau, schließlich steht er ja noch weit über ihm. Die Gebildeten haben das Glück, alle Namen Gottes zu kennen. Und wenn Ihr diese Kenntnis meinem Sohn Jacques beibringt, so will ich Euch dankbar sein.“

„Dann sind wir uns einig“, sagte der Philosoph. „Und Euch, Herr Abbé, wird es sicher nicht missfallen, für mich aus dem Griechischen zu übersetzen. Gegen Bezahlung, versteht sich.“

Mein guter Meister sammelte schnell die wenigen Reste seines Verstandes zusammen, die noch nicht im Wein ertrunken waren, füllte seinen Becher, erhob sich und sprach:

„Herr Philosoph, ich nehme mit großer Freude Euer Angebot an. Ihr seid ein großartiger Sterblicher; es ist mir eine Ehre für Euch zu arbeiten. Es gibt zwei Möbel, die ich hochschätze: das Bett und den Tisch. Den Tisch, der, einmal mit gelehrten Büchern, ein anderes Mal mit saftigen Speisen beladen, die Ernährung des Geistes und des Körpers unterstützt; das Bett, das der süßen Ruhe wie der wilden

¹¹Adonai: hebräisch Herr; Tetragrammaton: die vier Buchstaben des Namen Gottes (JHWH); Jehova: im Mittelalter verbreitete fehlerhafte Lesart von hebräisch „Jahwe“; Hotheos: griechisch „der Gott“; Athanatos: der Unsterbliche; Schyros: aus griechisch ischyros „der Starke“ (Attribut Gottes im Graduale Romanum)

In jener Nacht von Dreikönig

Liebe dient. Wer den Söhnen Deukalions¹² den Tisch und das Bett gab, war bestimmt ein göttlicher Mensch. Wenn ich bei Euch, verehrter Herr, diese kostbaren Möbel finde, dann werde ich Euch als meinen Wohltäter preisen und in griechischen und lateinischen Versen in allen Metren feiern.“

So sprach er und trank einen großen Schluck Wein.

„So soll es sein“, antwortete der Philosoph. „Ich erwarte Euch beide morgen früh bei mir. Folget dem Weg nach Saint–Germain bis zum Sandsteinkreuz. Vom Fuße dieses Kreuzes geht ihr hundert Schritt nach Westen und Ihr werdet eine kleine grüne Tür in einer Gartenmauer finden. Ihr betätigt den Klopfer, der als verschleiertes Gesicht gestaltet ist, das mahnend einen Finger an den Mund hält. Den Alten, der Euch diese Tür öffnen wird, fragt Ihr nach Herrn von Astarac.“

„Mein Sohn“, sagte mein guter Meister zu mir, wobei er mich am Ärmel zog, „merkt Euch das, Kreuz, Klopfer und das andere, damit wir morgen dieses Tor zum Glück finden. Und Ihr, Herr Maecenas ...“

Aber der Philosoph war schon weg, ohne dass ihn jemand hinausgehen gesehen hätte.

¹²Söhne Deukalions = Menschen

Deukalion: Sohn des Prometheus und der Pronoia („Sorge“), König von Thessalien. Die griechische Entsprechung zu Noah. Deukalion, seine Frau Pyrrha und seine Söhne entkamen der Sintflut, weil sie einen „Kasten“ gebaut hatten. Am Ende der Sintflut strandete der Kasten am Parnassos. Deukalion opferte den Göttern und befragte das Orakel der Themis. Das Orakel sagte, sie sollten sich verhüllen und „der Mutter Gebeine“ hinter sich werfen. Deukalion und Pyrrha waren zuerst entsetzt über den Frevel, den das Orakel von ihnen verlangte, bis sie verstanden, dass mit der Mutter die große Mutter Gaia, die Erde gemeint war, und mit den Knochen die Steine. So taten sie, wie das Orakel riet:

*„Und in kürzester Zeit bekamen mit göttlicher Hilfe
Steine, von Händen des Mannes geworfen, das Aussehn des Mannes,
Wiedergeschaffen wurde das Weib vom Wurfe des Weibes.
Deshalb sind wir ein hartes Geschlecht und erfahren in Arbeit,
Zeugnis legen wir ab, aus welchem Ursprung wir stammen.“*
(Ovid)

Am nächsten Morgen

wanderten wir, mein Meister und ich, in aller Frühe auf der Straße nach Saint-Germain. Im Lichte eines rötlichen Mondes bedeckte der Schnee die Erde und machte die Luft still und stumm. Die Straße war verlassen. Wir liefen in den breiten Karrenspuren, rechts und links die Mauern von Gemüsegärten, wackelige Zäune und niedere Häuser, deren Fenster uns misstrauisch betrachteten. Als wir zwei oder drei halb eingestürzte Hütten aus Lehm und Stroh hinter uns gelassen hatten, sahen wir mitten in dieser Einöde das Kreuz. Fünfzig Schritt dahinter begann ein ausgedehnter Park, umschlossen von einer zerfallenden Mauer. Die Mauer war durchbrochen von einer kleinen grünen Tür, der eine schreckliche Fratze, die mahnend einen Finger auf den Mund legte, als Klopfer diente. Wir erkannten die Tür leicht als diejenige, die der Philosoph uns beschrieben hatte und betätigten den Klopfer.

Nach einer langen Zeit kam ein alter Diener, um uns zu öffnen und bedeutete uns, ihm durch den verlassenen Park zu folgen. Statuen von Nymphen, die noch die Jugend des verstorbenen Königs gesehen hatten, verbargen unter dem Efeu ihre Traurigkeit und ihre Wunden. Am Ende der Allee, deren Schlammlöcher mit Schnee gefüllt waren, erhob sich ein Schloss aus Stein und Klinker, ein ebenso finsterer Verwandter desjenigen von Madrid, das mit seinem hohen Schieferdach wie das Schloss von Dornröschen aussah. Während wir den Schritten des schweigsamen Dieners folgten, sagte der Abbé mir ins Ohr:

„Ich muss sagen, mein Sohn, dass der Ort nicht gerade einladend ist. Er bezeugt die Rohheit der französischen Sitten noch zur Zeit von König Heinrich IV. und macht die Seele traurig und melancholisch durch seine Vernachlässigung. Wieviel schöner wäre es, die lieblichen Hügel von Tusculum zu ersteigen, um einen Cicero unter den Pinien und Pistazien seiner Villa über die Tugend sprechen zu hören. Und habt Ihr nicht bemerkt, mein Sohn, dass es auf diesem Weg keine einzige Schänke oder Gastwirtschaft gibt, und dass man über die Brücke und den Hang hinauf gehen muss bis zur Kreuzung von Les Bergères, um frischen Wein zu trinken? — Dort befindet sich tatsächlich die Wirtschaft *'Zum roten Pferd'*. Dorthin nahm mich eines Tages, wie ich mich erinnere, Madame de Saint-Ernest mit zum Diner mit ihrem Affen und ihrem Liebhaber. Das ist mir noch in Erinnerung, weil ich dort einer Dienerin, die mir hübsch erschienen war, in den Pferdestall gefolgt bin. Aber sie war nicht hübsch; sie war eher hässlich. Das Feuer meiner Begierde hatte sie mir schön gemalt, mein Sohn. — So geht es einsamen Männern: Sie gehen jämmerlich in die Irre. Wir fallen Trugbildern zum Opfer, jagen Träu-

Am nächsten Morgen

men nach und umarmen Schatten. In Gott allein ist die Wahrheit und Festigkeit.”

Dem alten Diener folgend, stiegen wir die ausgetretenen Stufen der Freitreppe hinauf.

„Ach“, flüsterte mir der Abbé ins Ohr, „ich beginne die Bratküche Eures Herrn Vaters zu vermissen, wo wir gute Stücke aßen, wenn wir Quintilian lasen.“

Als wir auf einer breiten Steintreppe das erste Stockwerk erreicht hatten, wurden wir in einen Salon geführt, wo Herr von Astarac an einem großen Feuer mit Schreiben beschäftigt war. Um ihn herum standen mit Göttergestalten bemalte ägyptische Särge in Menschenform, deren goldene Gesichter mit langen leuchtenden Augen an die Wand starrten.

Herr von Astarac lud uns höflich ein, uns zu setzen und sagte:

„Meine Herren, ich habe Euch erwartet. Und wenn Ihr beide mir die Gunst gewähren wollt, mich zu unterstützen, dann bitte ich Euch, dieses Haus als das Eure zu betrachten. Ihr werdet damit beschäftigt sein, griechische Texte zu übersetzen, die ich aus Ägypten mitgebracht habe. Ich bin mir sicher, dass Ihr Euren ganzen Eifer auf diese Arbeit verwenden werdet, wenn Ihr wisst, dass sie Bestandteil des Werkes ist, das ich unternommen habe: Das verlorene Wissen wiederzufinden, durch das der Mensch die Macht über die Elemente, die er einmal besessen hatte, zurückgewinnt. Obwohl ich heute nicht die Absicht habe, Euch die Geheimnisse der Natur zu enthüllen und Euch Isis in ihrer strahlenden Nacktheit zu zeigen, werde ich Euch den Gegenstand meiner Studien anvertrauen, ohne zu fürchten, dass Ihr das Geheimnis verraten werdet. Denn ich vertraue Eurer Rechtschaffenheit und bin in der Lage alle gegen mich gerichteten Bestrebungen zu entdecken und zu vereiteln; außerdem verfüge ich über geheime und schreckliche Kräfte, um mich zu rächen. Außer Eurer Treue, an der ich nicht zweifle, sichert meine Macht Euer Schweigen, und ich riskiere nichts, wenn ich mich Euch entdecke. Wisset also, dass der Mensch aus den Händen Jehovas mit der vollständigen Erkenntnis hervorgegangen ist, die er später verloren hat. Bei seiner Entstehung war er sehr mächtig und sehr weise. Das kann man in den Büchern Mosis lesen. Aber man muss sie erst verstehen.

Zunächst ist klar, dass Jehova nicht Gott ist, sondern ein großer Dämon, denn er hat diese Welt geschaffen. Die Vorstellung eines vollkommenen und zugleich Schöpfergottes ist nur ein mittelalterliches Hirngespinnst, der Barbarei entsprungen, würdig eines Walisers oder Sachsen. Wer ein wenig denken kann, dem müsste auffallen, dass ein vollkommenes Wesen seiner Vollkommenheit nichts hinzufügen könnte, nicht einmal eine Haselnuss. Das springt ins Auge. Gott hat kein Ziel. Denn da er unendlich ist, was könnte er anstreben? Er erschafft nicht, denn er kennt weder Zeit noch Raum, notwendige Voraussetzungen jedes Schaffensprozesses. Moses war ein zu guter Denker, um zu lehren, dass die Welt von Gott geschaffen wurde. Er hielt Jehova für das, was er in Wirklichkeit ist, das heißt für einen mächtigen Dämon, für den Demiurg, um es klar zu sagen.

Nun, als Jehova den Menschen schuf, gab er ihm die Kenntnis der sichtbaren und der unsichtbaren Welt. Der Fall von Adam und Eva, den ich Euch an einem andern Tag erklären werde, hat diese Kennt-

Am nächsten Morgen

nis bei dem ersten Mann und der ersten Frau nicht völlig zerstört und sie wurden als Lehren an ihre Kinder weitergegeben. Diese Lehren, von denen die Beherrschung der Natur abhängt, wurden im Buch Henoch¹ überliefert. Die ägyptischen Priester hatten diese Überlieferung bewahrt und in geheimnisvollen Zeichen auf Tempelmauern und in den Särgen der Toten niedergelegt. Moses, erzogen in den Heiligtümern von Memphis, war einer ihrer Initiierten. Seine Bücher, fünf oder sogar sechs an der Zahl, beinhalten, kostbaren Truhen gleich, die Schätze der göttlichen Wissenschaft. Man entdeckt darin die schönsten Geheimnisse, wenn man, nachdem man sie von den groben Zusätzen befreit hat, die sie entehren, den buchstäblichen und groben Sinn außer Acht lässt und sich auf den dahinter stehenden Sinn konzentriert, den ich zu einem großen Teil erfasst habe, wie ihr später noch merken werdet. Behütet wie eine Jungfrau überlebte die alte Weisheit in den Tempeln Ägyptens, wurde von den Gelehrten Alexandriens übernommen, die sie bereicherten und mit dem Gold der griechischen Weisheit des Pythagoras und seiner Schüler krönten, mit denen die Mächte der Luft vertrauten Umgang pflegten. Es ist also angebracht, meine Herren, die Bücher der Hebräer, die Hieroglyphen der Ägypter und die Abhandlungen jener Griechen zu erforschen, welche man Gnostiker nennt, vor allem weil sie Kenntnis hatten. Ich habe mir, wie es sich gehört, den mühsamsten Teil dieser gewaltigen Arbeit vorgenommen. Ich widme meine Zeit dem Entziffern der Hieroglyphen, die die Ägypter in die Tempel der Götter und auf die Grabmäler der Priester schrieben. Alldieweil ich von Ägypten viele dieser Inschriften mitgebracht habe, dringe ich in deren Sinn ein mit Hilfe des Schlüssels, den ich bei Clemens von Alexandria zu entdecken gewusst habe.

Der Rabbi Mosaïdes, der zurückgezogen bei mir lebt, arbeitet daran, den wahren Sinn des *Pentateuch* wiederherzustellen. Das ist ein in der Zauberkunst sehr gelehrter Greis, der siebzehn Jahre lang eingeschlossen in den Gängen der großen Pyramide gelebt hat, wo er die Bücher des Toth las. Was Euch betrifft, meine Herren, so gedenke ich Euer Wissen zum Lesen der alexandrinischen Manuskripte zu verwenden, die ich selbst in großer Zahl gesammelt habe. Ihr werdet darin zweifellos wunderbare Geheimnisse finden, und ich zweifle nicht, dass ich mit Hilfe dieser drei Lichtquellen, der ägyptischen, hebräischen und griechischen, bald die Mittel erlangen werde, die mir noch fehlen, um über die sichtbare wie die unsichtbare Natur zu befehlen. Ihr könnt mir glauben, dass ich Eure Dienste anerkennen werde, indem ich Euch in jeder Weise an meiner Macht teilhaben lasse. Ich spreche nicht von einer vulgärerem Art, sich erkenntlich zu zeigen. Auf dem Niveau meiner philosophischen Arbeit ist Geld für mich nur eine Kleinigkeit.”

An dieser Stelle unterbrach ihn mein Lehrer:

„Mein Herr, sagte er, „ich will Euch nicht verhehlen, dass das Geld, das Euch eine Bagatelle scheint, für mich eine brennende Sorge ist, denn ich habe gefunden, dass es schwer zu verdienen ist, wenn man

¹Das Buch Henoch: Apokryphes Buch der Bibel, das den Fall und die Strafe der Engel schildert. In der Ostkirche und in der äthiopischen Kirche auch heute noch anerkannt.

Am nächsten Morgen

ehrlich bleiben will, und sogar, wenn man es nicht bleiben will. Ich wäre Euch also für diesbezügliche Zusicherungen dankbar.“

Mit einer Geste, als verscheuche er ein lästiges Insekt, beruhigte Herr von Astarac Herrn Jérôme Coignard. Was mich anging, so war ich neugierig auf alles was ich sah und wünschte nur, endlich in mein neues Leben einzutreten.

Auf den Ruf seines Herrn erschien der alte Diener im Raum.

„Meine Herren“, fuhr unser Gastgeber fort, „ich gebe Euch Eure Freiheit bis morgen Mittag. Dennoch wäre ich Euch sehr verpflichtet, wenn Ihr zunächst auf die Zimmer ginet, die ich Euch gerichtet habe, um mir zu sagen, ob Euch etwas fehlt. Kriton wird Euch führen.“

Nachdem er sich vergewissert hatte, dass wir ihm folgten, ging der schweigsame Kriton aus dem Raum und begann die Treppe emporzusteigen. Er stieg bis ganz nach oben, dann, nach einigen Schritten in einem langen Gang teilte er uns zwei sehr saubere Zimmer zu, in denen ein warmes Feuer brannte. Ich hätte nie geglaubt, dass ein von außen so heruntergekommenes Schloss, dessen Fassade aus von Eidechsen bewohnten Mauern und leeren Fensterhöhlen bestand, in einigen seiner Teile so wohnlich sein könnte. Meine erste Sorge war, mich zu orientieren. Der Blick von unseren Zimmern ging auf die Felder, über die sumpfigen Wiesen an der Seine zum Kalvarienberg des Mont Valérien. Mit einem Blick auf unsere Möbel sah ich auf dem Bett ein graues Gewand, eine passende Hose, einen Hut und einen Degen. Auf dem Teppich stand ein paar Schnallenschuhe ordentlich nebeneinander, wie es sich gehörte.

Ich beurteilte daher die Freigiebigkeit unseres Herrn günstig. Um ihm Ehre zu machen, verwendete ich viel Sorge auf meine Toilette und tat viel Puder, von dem ich eine ganze Flasche auf einem kleinen Tisch gefunden hatte, auf die Haare. Ich entdeckte bei dieser Gelegenheit in einer Schublade der Kommode ein verziertes Seidenhemd und weiße Strümpfe.

Nachdem ich Hemd, Strümpfe, Hosen, Weste und Obergewand angezogen hatte, drehte ich mich im Zimmer, den Hut unter dem Arm, die Hand am Degenknauf, mich jeden Augenblick im Spiegel betrachtend, voller Bedauern, dass die schöne Catherine mich nicht in einem so vornehmen Aufzug sehen konnte.

So führte ich mich schon eine ganze Zeit lang auf, als Herr Jérôme Coignard mein Zimmer betrat mit einem neuen Beffchen und einem Kragen, der ihm ein höchst respektables Aussehen verlieh.

„Tournebroche!“, rief er, „Seid Ihr es, mein Sohn? Vergesst nie, dass Ihr diese schönen Kleider dem Wissen verdankt, das ich Euch vermittelt habe. Sie passen zu einem Humanisten wie Euch, denn Humanismus bedeutet Eleganz. Aber seht mich an, ich bitte Euch, und sagt, ob ich gut aussehe.“

Dieser Herr von Astarac ist einfach großartig, wie es scheint. Schade, dass er verrückt ist. Aber zumindest in einem Punkt ist er klug, nämlich darin, dass er seinen Diener Kriton, das heißt Richter nennt. Und es ist wahr, dass unsere Diener die Zeugen aller unserer Taten sind. Manchmal sind sie die Füh-

Am nächsten Morgen

rer dabei. Als Mylord Verulam², Kanzler von England, dessen Philosophie ich wenig schätze, der aber ein gelehrter Mann war, den Saal betrat, indem er verurteilt werden sollte, erhoben sich seine Lakaien, die mit einem Reichtum gekleidet waren, der Rückschlüsse auf den Prunk zuließ, mit dem der Kanzler sein Haus führte, um ihm Ehre zu erweisen. Aber Mylord Verulam sagte zu Ihnen: 'Setzt Euch! Euer Aufstehen bewirkt meine Erniedrigung.' In der Tat hatten die Kosten dieser Schelme ihn in den Ruin getrieben und zu Handlungen veranlasst, für die er als Betrüger verfolgt wurde. Tournebroche, mein Sohn, möge das Beispiel von Mylord Verulam, Kanzler von England und Autor des *Novum Organum*, Euch immer vor Augen stehen. Aber, um auf den Herrn von Astarac zurückzukommen, für den wir arbeiten: es ist jammerschade, dass er ein Hexenmeister und den verfluchten Wissenschaften ergeben ist. Auf der anderen Seite — da er ein gascognischer Edelmann ist, wie sein Name und seine Sprache es bezeugen, haben wir nichts zu befürchten. Ein Gascogner kann mit dem Teufel einen Vertrag schließen — seid sicher, es ist der Teufel, der dabei der Betrogene sein wird."

Die Glocke zum Mittagessen unterbrach unsere Unterhaltung.

„Tournebroche, mein Sohn“, sagte mein guter Meister zu mir, als wir die Treppen hinunterstiegen, „denkt beim Essen daran, alles so zu machen wie ich. Als jemand, der an der Tafel des Herrn Bischof von Séez gespeist hat, weiß ich, wie man sich benimmt. Das ist eine schwierige Kunst. Es ist schwerer, wie ein Edelmann zu speisen als wie einer zu sprechen.“

²Francis Bacon, 1. Viscount of St. Albans, 1. Baron of Verulam, britischer Philosoph, Politiker und Wissenschaftler. 1621 wegen Bestechlichkeit verurteilt

Wir fanden in dem Speisesaal einen Tisch

mit drei Gedecken, wo Herr von Astarac uns einlud, Platz zu nehmen. Kriton, der uns bediente, servierte Gelées, Kompotte und zwölfmal gefilterte Pürees. Wir sahen keinen Braten. Obwohl mein Meister und ich sehr darauf achteten, unsere Überraschung zu verbergen, erriet sie Herr von Astarac und sagte zu uns:

„Meine Herren, das ist nur ein Versuch, und wenn er Euch misslungen scheint, werde ich nicht darauf bestehen. Ich werde Euch gewöhnlichere Gerichte servieren und mich nicht scheuen, auch selbst etwas davon zu mir zu nehmen. Wenn die Gerichte, die ich Euch heute anbiete, schlecht zubereitet sind, so liegt das weniger an meinem Koch als an der Chemie, die noch in den Kinderschuhen steckt. Immerhin mag das Euch eine Vorstellung von der Zukunft geben. Heutzutage essen die Menschen ohne Überlegung. Sie ernähren sich nicht wie vernunftbegabte Wesen. Sie denken nicht einmal darüber nach. Aber woran denken sie? Sie leben fast alle stumpfsinnig dahin, und sogar diejenigen unter ihnen, die zur Reflexion fähig sind, beschäftigen ihren Geist mit Dummheiten wie Politik und Literatur. Betrachtet, meine Herren, wie sich die Essgewohnheiten der Menschen verändert haben, seit sie nicht mehr mit Sylphen und Salamandern verkehren. Ohne die Geister der Luft nahm ihre Unwissenheit und Verrohung immer mehr zu. Ohne Kultur und Kunst lebten sie nackt und elend in Höhlen, an Bächen oder auf den Bäumen der Wälder. Die Jagd war ihre einzige Beschäftigung. Wenn sie einmal ein furchtsames Tier überrascht hatten, verschlangen sie ihre noch zappelnde Beute.

Sie aßen auch das Fleisch ihrer Gefährten und ihrer schwachen Eltern. Die ersten Grabstätten der Menschen waren die hungrigen Mägen ihrer Artgenossen.

Nach langen wilden Jahrhunderten erschien ein göttlicher Mensch, den die Griechen Prometheus nannten. Es ist nicht zweifelhaft, dass dieser Weise in den Wohnstätten der Nymphen in Kontakt mit dem Volk der Salamander gestanden hat. Er lernte von ihnen und lehrte die unglücklichen Sterblichen die Kunst, Feuer zu machen und zu bewahren. Unter den zahllosen Vorteilen, die die Menschen aus diesem himmlischen Geschenk zogen, war eines der größten, Nahrungsmittel kochen zu können und sie dadurch feiner und leichter verdaulich zu machen. Und es ist zu einem großen Teil der gekochten Nahrung geschuldet, dass die Menschen langsam und schrittweise intelligent, fleißig und nachdenklich wurden und schließlich imstande waren, Künste und Wissenschaften zu pflegen. Aber das

Wir fanden in dem Speisesaal einen Tisch

war nur ein erster Schritt, und es macht betroffen, dass so viele Jahrmillionen vergangen sind, ohne dass ein zweiter folgte. Seit der Zeit, da unsere Vorfahren auf einem Holzfeuer unter einem Felsvorsprung Bärenfleisch brieten, haben wir in der Küche keine Fortschritte gemacht. Denn sicher werdet Ihr wohl kaum die Erfindungen des Lucullus und diese feste Pastete, die Vitellius als Locke Minervas bezeichnete, für solche halten, ebensowenig wie unsere Pasteten, Schmorbraten, Rouladen und Fricassés, in denen man die Barbarei der Urzeit schmeckt. Die Tafel des Königs zu Fontainebleau, wo man einen ganzen Hirsch mit Fell und Geweih präsentiert, bietet dem Denkenden ein ebenso barbarisches Schauspiel wie Höhlenbewohner, die am Lagerfeuer Pferdeknochen abnagen. Die wunderbaren Wandgemälde, die Wachen, die reich gekleideten Offizier, die Musiker, die auf der Bühne Arien von Lambert und Lulli spielen, die seidenen Tischdecken, das Silbergeschirr, die Goldpokale, die venetianischen Gläser, die Fackeln, die mit Blumen geschmückten ziselierten Schalen ändern daran nichts, noch können sie einen Zauber ausstrahlen, der die wahre Natur dieses abscheulichen Gemetzels verdeckt, wo Männer und Frauen sich vor gebrochenen Knochen und dem zerfetzten Fleisch von Tierkadavern versammeln, um gierig daran ihren Hunger zu stillen.

Oh, wie wenig intelligent eine solche Nahrung ist! Wir verschlingen gierig Muskeln, Fett, Eingeweide der Tiere, ohne die Teile, die wirklich zu unserer Ernährung geeignet sind, von den viel zahlreicheren, die man ablehnen sollte, zu unterscheiden. Wir schlingen gleichermaßen das Gute und das Schlechte, das Nützliche und das Schädliche in unseren Bauch hinunter. Das müsste man trennen, und gäbe es in der ganzen Fakultät nur einen einzigen Arzt, der gleichermaßen Chemiker und Philosoph ist, so wären wir nicht mehr gezwungen, uns zu solch abscheulichen Mahlzeiten niederzulassen. Er würde für uns das Fleisch destillieren und daraus nur extrahieren, was für unseren Körper zuträglich ist. Man würde nur die Quintessenz des Ochsen und des Schweins und das Elixier des Rebhuhns und der Poularde zu sich nehmen, so dass alles, was der Mensch zu sich nimmt, verdaut werden könnte. Ich verzweifle nicht an der Lösung dieser Aufgabe, meine Herren, eines Tages, wenn ich mich ein wenig mehr mit Chemie und Medizin beschäftigt haben werde, als es meine Zeit heute erlaubt.“

Bei diesen Worten unseres Gastgebers hob Herr Jérôme Coignard die Augen über die schwarze Brühe, die seinen Teller bedeckte und betrachtete Herrn von Astarac beunruhigt.

„Auch das“, fuhr dieser fort, „wäre noch ein eher ungenügender Fortschritt. Ein ehrlicher Mann kann nicht ohne Abscheu das Fleisch von Tieren essen und die Völker können sich nicht zivilisiert nennen, solange es in ihren Städten Schlachthöfe und Metzgereien gibt. Aber eines Tages werden wir uns von diesen barbarischen Gewerben befreien! Wenn wir genau die Nährstoffe kennen, die im Körper der Tiere enthalten sind, dann wird es möglich werden, diese Stoffe aus Pflanzen zu extrahieren, die sie im Überfluss liefern werden. Denn Pflanzen enthalten die selben Stoffe wie Tiere; das Tier ist aus der Pflanze hervorgegangen, die wiederum aus der unbelebten Materie hervorgegangen ist. Man wird sich also von Extrakten aus Metallen und Mineralien ernähren, die von Naturwissenschaftlern ver-

Wir fanden in dem Speisesaal einen Tisch

edelt wurden. Seid gewiss, dass der Geschmack dieser Speisen erlesen sein wird und ihre Aufnahme in den Körper gesundheitsfördernd. Unser Essen wird aus Retorten und Destillierkolben kommen und Alchimisten werden unsere Meisterköche sein. Könnt Ihr es noch erwarten, meine Herren, diese wunderbare Zeit zu erleben? Ich verspreche es Euch für die nahe Zukunft. Aber noch versteht Ihr nicht ganz die wunderbaren Auswirkungen...”

„In der Tat, mein Herr, ich verstehe sie nicht”, sagte mein guter Meister und trank einen Schluck Wein. „In diesem Fall”, sagte Herr von Astarac, „solltet Ihr mir einen Moment zuhören. Wenn sie nicht mehr von einer langsamen Verdauung beschwert sind, werden die Menschen aktiver, ihr Blick wird schärfer und sie sehen die Schiffe auf den Mondmeeren gleiten. Der Aufbau des menschlichen Körpers selbst wird sich verändern. Es ist eine Tatsache, dass Organe, die nicht mehr benötigt werden, verkümmern und schließlich verschwinden. Man hat beobachtet, dass Fische, die ohne Licht leben, blind werden, und im Wallis habe ich Hirten gesehen, die, weil sie sich nur von Käse ernähren, schon früh ihre Zähne verlieren; einige von ihnen haben nie welche gehabt. Man muss darin die Natur bewundern, die nichts Unnützes duldet. Wenn sich die Menschen von Balsam ernähren werden, wie ich gesagt habe, dann werden sich ihre Eingeweide unweigerlich um einige Ellen verkürzen und das Volumen des Bauches wird sich beträchtlich verringern.”

„Diesmal geht Ihr zu weit, mein Herr”, sagte mein guter Meister. „Und Ihr lauft Gefahr, etwas zu verschlechtern. Ich habe es nie für schlimm gehalten, wenn die Frauen ein wenig Bauch hatten, falls das Übrige wohl proportioniert war. Ich habe Sinn für solche Schönheit. Pfuscht da nicht unüberlegt herum.”

„Aber nicht doch! Wir werden den Wuchs und die Formen der Frauen der Zukunft nach den Vorbildern griechischer Bildhauer gestalten. Das wird Euch gefallen, Herr Abbé. Es wird auch von Vorteil sein hinsichtlich der Mutterschaft, obwohl ich, ehrlich gesagt, beabsichtige, auch auf diesem Gebiet Änderungen einzuführen, in die ich Euch später einmal einweihen werde. Um zu unserem Thema zurück zu kommen, muss ich Euch gestehen, dass alles, was ich Euch bisher mitgeteilt habe, nur eine Annäherung an die wahre Nahrung ist, die Nahrung der Sylphen und Luftgeister. Sie trinken Licht, was genügt, ihren Körpern Kraft und eine wunderbare Geschmeidigkeit zu verleihen. Das ist ihr einziges Getränk; eines Tages wird es auch unseres sein, meine Herren. Es handelt sich nur darum, die Sonnenstrahlen trinkbar zu machen. Ich gebe zu, dass ich noch nicht mit ausreichender Klarheit erkenne, wie wir dahin gelangen könnten, und ich sehe zahlreiche Ärgernisse und Hindernisse auf diesem Weg. Wenn es aber einmal einem Gelehrten gelingen wird, dieses Ziel zu erreichen, dann werden die Menschen den Sylphen und Salamandern gleich an Intelligenz und Schönheit.”

Zusammengesunken und mit hängendem Kopf lauschte mein guter Meister diesen Worten. Er dachte wohl darüber nach, was eine Ernährung, wie sie sich unser Gastgeber vorstellte, für ihn persönlich bedeuten würde.

Wir fanden in dem Speisesaal einen Tisch

„Mein Herr“, sagte er schließlich, „Habt Ihr nicht gestern in der Bratküche von einem gewissen Elixer gesprochen, das Euch von jeder anderen Nahrung befreit?“

„Das ist wahr“, sagte Herr von Astarac, „Aber dieses Getränk ist nur etwas für Männer des Geistes. Hieraus könnt Ihr ersehen, wie klein sein Anwendungsbereich ist. Es ist besser, nicht mehr davon zu reden.“

Dennoch plagte mich eine Frage. Ich bat unseren Gastgeber um die Erlaubnis, sie vorzutragen; er würde sie sicherlich schnell aufklären können. Er gestattete es mir und ich sagte:

„Mein Herr, haben diese Salamander, die so schön sind, wie Ihr sagt, und von denen ich mir nach Eurer Schilderung so ein bezauberndes Bild mache, nicht durch das Trinken von Licht ihre Zähne ruiniert wie jene Bauern des Wallis die ihren, indem sie ausschließlich Milch und Käse verzehrten? Ich gebe zu, dass mich das beunruhigt.“

„Mein Sohn“, antwortete Herr von Astarac, „Eure Neugier gefällt mir und ich will sie befriedigen. Die Salamander haben genau genommen keine Zähne im eigentlichen Sinn. Aber ihre Kiefer sind mit zwei Reihen sehr weißer und strahlender Perlen ausgestattet, die ihrem Lächeln eine unnachahmliche Anmut geben. Wisset außerdem, dass diese Perlen aus gehärtetem Licht bestehen.“

Ich sagte Herrn von Astarac, dass ich mit dieser Antwort zufrieden sei. Er fuhr fort:

„Die Zähne des Menschen sind ein Zeichen seiner Wildheit. Wenn sich die Menschheit eines Tages richtig ernähren wird, dann werden diese Zähne eines Tages einem Schmuck Platz machen, ähnlich den Perlen der Salamander. Dann wird kein Liebender mehr ohne Schauer und Ekel die Zähne eines Hundes im Mund seiner Geliebten betrachten müssen.“

Nach dem Abendessen

führte uns unser Gastgeber in eine riesige Säulenhalle, die an sein Arbeitszimmer angrenzte und als Bibliothek diente. Dort stand auf Eichenbrettern aufgereiht eine unüberschaubare Armee, oder besser ein Konzil von Büchern in allen Formaten, Duodez, Oktav, Quart, Folio, gebunden in Kalbsleder, Schafleder, Maroquin, Pergament und Wildschweinleder. Sechs Fenster spendeten dieser schweigsamen Versammlung Licht, die sich von einem Ende des Saales zum andern erstreckte und von oben bis unten die hohe Wand verbarg. Große Tische und dazwischen Globen und astronomische Geräte nahmen die Mitte des Saales ein. Herr von Astarac bat uns, den Platz zu wählen, der uns zur Arbeit am bequemsten erschiene. Mein guter Meister sah und roch die Bücher und war außer sich vor Freude. „Bei Apollo!“, rief er, „das ist eine großartige Bibliothek! Die Bibliothek des Herrn Bischof von Sééz, obwohl reich an Werken des kanonischen Rechts, kann hiermit nicht verglichen werden! Für mich gibt es keinen erfreulicheren und angenehmeren Ort, nicht einmal die elyssäischen Felder, die Vergil beschreibt. Ich sehe hier auf den ersten Blick so viele seltene Werke und kostbare Sammlungen, dass ich fast nicht glaube, dass irgendeine andere Bibliothek in Frankreich sie übertrifft, es sei denn die Bibliothek Mazarins oder die königliche Bibliothek. Wenn ich diese lateinischen und griechischen Manuskripte sehe, die massenhaft und eng bei einander in diesem Winkel zusammen stehen, dann wage ich zu sagen, dass man Bodley’s Library zu Oxford, sowie die Ambrosianische, Laurentinische und Vatikanische Bibliothek in eine Reihe stellen kann mit der ’Astarakianischen’. In aller Bescheidenheit, ich wittere von weitem Bücher wie Trüffel, und von jetzt an nenne ich Euch in einem Atemzug mit Peiresc¹, Groslier² und Canevarius³, den Fürsten der Bibliophilen.“

„Ich überrage sie bei weitem“, antwortete Herr von Astarac sanft, „und diese Bibliothek ist unendlich wertvoller als alle, die Ihr genannt habt. Die Bibliothek des Königs ist nur ein bescheidenes Antiquariat neben der meinen, schon allein hinsichtlich der Anzahl der Bände und der Masse des bedruckten

¹Nicolas–Claude Fabri de Peiresc (1580–1637), Astronom (Schöpfer der ersten Mondkarte und Entdecker des Orion–Nebels), Naturforscher und Sammler.

²Jean Grolier de Servière (1479–1565), Schatzmeister von Frankreich und berühmter Büchersammler

³Demetrius Canevarius, genaue Lebensdaten unbekannt, stammte aus Genua, 1590 Leibarzt von Papst Urban VII. (dessen Pontifikat allerdings nur 12 Tage dauerte). Canevarius, ansonsten ein ausgesprochener Geizhals, gab sein ganzes Vermögen für Bücher aus.

und beschriebenen Papiers. Gabriel Naudé⁴ und Euer Abbé Bignon⁵, obwohl durchaus angesehene Bibliothekare, sind neben mir nur unbedeutende Hirten einer gemeinen Hammelherde von Büchern. Was die Benediktiner anlangt, so gebe ich zu, dass sie eifrig sind. Aber sie haben keinen Geist und in ihren Bibliotheken spürt man die Mittelmäßigkeit derer, die sie eingerichtet haben. Meine Galerie richtet sich nicht nach dem Vorbild anderer Bibliotheken. Die Werke, die ich dort gesammelt habe, bilden ein Ganzes, das mich zur vollkommenen Erkenntnis führen soll. Sie ist gnostisch, oekumenisch und spirituell. Wenn alle Zeilen auf den unzähligen Blättern aus Papier und Pergament in der richtigen Ordnung in Euer Gehirn eindringen, Herr Abbé, wüsstet Ihr alles, könntet Ihr alles, wärt Ihr Herr der Natur und Gestalter der Dinge: Ihr hieltet die Welt zwischen den Fingern Eurer Hand wie ich diese Tabakkrümel.”

Bei diesen Worten reichte er meinem Meister seine Tabakdose.

„Ihr seid sehr aufrichtig”, sagte Herr Abbé Coignard. Und als er seine Blicke über all die gelehrten Wände schweifen ließ, rief er: „Hier zwischen dem dritten und dem vierten Fenster stehen Regale, die berühmte Dokumente tragen. Die Manuskripte des Ostens stehen hier zusammen wie im Gespräch vertieft. Ich sehe davon zehn oder zwölf höchst ehrwürdige Exemplare, gebunden in purpurner Seide mit goldenen Titeln. Manche werden von edelsteinverzierten Spangen zusammengehalten wie der Mantel byzantinischer Kaiser. Andere stehen in Schubern aus Elfenbein.”

„Das sind die jüdischen, arabischen und persischen Kabbalisten”, sagte Herr von Astarac. „Was Ihr soeben aufgeschlagen habt, ist die *’Mächtige Hand’*. Daneben werdet Ihr den *’Bedeckten Tisch’* finden, den *’Treuen Hirten’*, die *’Fragmente des Tempels’* und das *’Licht in der Finsternis’*. Ein Platz ist leer: dort standen die *’Langsamen Wasser’*, eine kostbare Abhandlung, die Mosaïdes zur Zeit studiert.

Wie ich Euch bereits gesagt habe, meine Herren, ist Mosaïdes in meinem Hause damit beschäftigt, die tiefsten Geheimnisse der hebräischen Schriften zu erforschen, und, obwohl er bereits älter als ein Jahrhundert ist, will dieser Rabbiner nicht sterben, bevor er nicht in den tieferen Sinn der kabbalistischen Symbolik eingedrungen ist. Ich bin ihm dafür sehr zu Dank verpflichtet und bitte Euch, meine Herren, wenn Ihr ihm begegnet, ihm die selben Gefühle entgegenzubringen wie ich. — Doch lassen wir das und kommen wir zu Euren Aufgaben. Ich dachte an Euch, Herr Abbé, zur Transkribierung und Übersetzung unschätzbaren griechischer Manuskripte ins Lateinische. Ich vertraue auf Euer Wissen und Euren Eifer, und ich bin sicher, dass Euer junger Schüler Euch bald eine große Hilfe sein wird.”

Und zu mir gewandt, sagte er:

„Ja, mein Sohn, ich setze große Hoffnungen auf Euch. Sie sind begründet zum großen Teil auf der Erziehung, die Ihr erhalten habt. Denn Ihr wurdet gleichsam genährt in der Glut und den Flammen eines von Salamandern besuchten Kamins. Dieser Umstand ist beachtenswert.”

⁴Gabriel Naudé, 1600 — 1653. Bibliothekar der Bibliothek Mazarins. Die Bibliothek Mazarins wurde 1651 und 1652 von der Fronde geplündert.

⁵Abbé Jean-Paul Bignon (1662- 1743), Prediger Ludwigs XIV. und königlicher Bibliothekar

Er nahm einen Arm voll Manuskripte und legte ihn auf den Tisch. „Das hier kommt aus Ägypten“, sagte er und zeigte auf eine Papyrusrolle. „Das ist ein Buch von Zosimos von Panopolis⁶, das man verloren glaubte, und das ich selbst im Sarg eines Serapispriesters wiedergefunden habe. — Und was Ihr hier seht“, fuhr er fort und zeigte auf einige Papierfetzen, auf denen man mit Mühe winzige griechische Buchstaben wahrnehmen konnte. „Das sind unerhörte Enthüllungen, die wir die wir teils Sophar, dem Perser, teils Johannes, dem Erzpriester der heiligen Evagia verdanken. Ich wäre Euch sehr dankbar, wenn Ihr mit diesen Arbeiten beginnen würdet. Danach werden wir die Manuskripte von Synesius, Bischof von Ptolemaïs⁷, von Olympiodoros und Stephanus studieren, die ich in Ravenna in einer Höhle entdeckt habe, wo sie seit der Regierung des unwissenden Theodosius, dem man den Beinamen der Große gegeben hat, eingeschlossen waren. —

Macht Euch, meine Herren, zunächst einmal ein Bild von der riesenhaften Arbeit. Im hinteren Bereich des Saales, rechts vom Kamin, werdet Ihr die Grammatiken und Lexika finden, die ich sammeln konnte und die Euch eine Hilfe sein werden. Gestattet, dass ich Euch verlasse; in meinem Arbeitszimmer erwarten mich vier oder fünf Sylphen. Kriton wird darüber wachen, dass es Euch an nichts fehle. Lebt wohl!”

Sobald Herr von Astarac draußen war, setzte sich mein guter Lehrer vor den Papyrus des Zosimos und begann mit Hilfe einer Lupe, die auf dem Tisch bereitlag, mit der Entzifferung. Ich fragte ihn, ob er nicht überrascht sei über das, was er soeben gehört hatte. Er antwortete ohne den Kopf zu heben:

„Mein Sohn, ich habe zu viele Arten von Menschen kennengelernt und zu viele verschiedene Schicksale durchlebt, um mich noch über irgendetwas zu wundern. Dieser Edelmann erscheint verrückt, weniger weil er es wirklich ist, sondern weil seine Gedanken allzu sehr über die der Menge hinausgehen. Aber wenn man sie mit den Diskursen vergleicht, die zur Zeit in der Gelehrtenwelt geführt werden, so wird man in diesen noch weniger Sinn finden als in der Gedankenwelt unseres Philosophen. Wenn es sich selbst überlassen ist, schafft sich das scharfsinnigste menschliche Denken seine Paläste und Tempel aus Wolkendunst, und Herr von Astarac ist ein ziemlich guter Baumeister von Wolkenschlössern. Es gibt keine Wahrheit außer bei Gott; vergesst das nicht, mein Sohn. — Aber das hier ist wirklich das Buch *Imouth*, welches Zosimos von Panopolis für seine Schwester Theosebia schrieb. Welcher Ruhm und welcher Genuss, dieses einzigartige Manuskript zu lesen, das durch eine Art Wunder wiedergefunden worden ist! Dem will ich meine Tage und Abende widmen. Die Unwissenden, mein Sohn, die der Müßiggang zum Lotterleben verführt, tun mir leid. Sie führen ein elendes Leben. Was ist schon eine Frau neben einem alexandrinischen Papyrus? Vergleicht bitte diese höchst erlesene Bibliothek mit dem Schanktisch des *Kleinen Bacchus*, und die Gesellschaft dieses kostbaren Manuskripts mit den

⁶Zosimos von Panopolis (ca. 250 bis ca. 310 n. Chr.). Alchimist. Begründer der Chemie. Er verfasste 28 Bücher („Chemetika“), von denen heute nur Band 24 sowie einige Zitate erhalten sind.

Panopolis, Stadt in Oberägypten, heute Achmim.

⁷Synesios von Kyrene (370 – 412), spätantiker Philosoph, 410 – 412 Bischof von Ptolemaïs

Nach dem Abendessen

Liebkosungen der Mädchen in der Laube dort, und sagt mir, wo man die wahre Befriedigung erfährt. Ich jedenfalls, als Gast der Musen, ich bin zugelassen zu den stillen Ausschweifungen des Denkens, die der Rhetor von Madaura⁸ so bered feierte, und ich danke Gott, dass er mich zu einem rechtschaffenen Mann gemacht hat.”

Einen Monat oder sechs Wochen arbeitete Herr Coignard Tag und Nacht, wie er es versprochen hatte, an der Lektüre des Zosimus von Panopolis. Während der Mahlzeiten, die wir am Tische des Herrn von Astarac einnahmen, drehte sich die Unterhaltung um nichts als die Theorien der Gnostiker und das Wissen der alten Ägypter. Da ich nur ein recht unwissender Schüler war, konnte ich meinem guten Meister keine großen Dienste erweisen. Aber ich machte mich daran, so gut ich konnte, den Problemen nachzuforschen, die er mir angab; es machte mir viel Freude. Und es ist wahr, dass wir glücklich und ruhig lebten.

⁸Lucius Apuleius (Madaurensis), 123 – 170 (?), aus Madaura, heute M'daurusch (Algerien), Verfasser des Romans "Der goldene Esel"

Als die siebte Woche nahte

gab mir Herr von Astarac frei, um meine Eltern in der Bratküche zu besuchen. Der Laden schien mir seltsam geschrumpft. Nur meine Mutter war da, allein und traurig. Sie stieß einen lauten Freudentuschrei aus, als sie mich sah, herausgeputzt wie ein Prinz.

„Mein Jacques!“, sagte sie. „Was bin ich glücklich!“

Und sie begann zu weinen. Wir umarmten uns. Dann sagte sie, nachdem sie sich die Augen mit einer Ecke ihrer Küchenschürze gewischt hatte:

„Dein Vater ist im *Kleinen Bacchus*. Er geht viel zu oft dorthin, seit du fort bist, weil es ihm zu Hause ohne dich nicht mehr gefällt. Aber sag mir, Jacquot, bist du zufrieden mit deiner neuen Stellung? Ich habe es bereut, dass ich dich zu diesem Herrn habe gehen lassen. Ich habe sogar dem Herrn Vikar gebeichtet, das Wohl deines Leibes dem deiner Seele vorgezogen zu haben und dabei nicht genug an Gott gedacht zu haben. Der Herr Vikar hat mich in Güte entlassen und mich ermahnt, dem Vorbild der starken Frauen der Heiligen Schrift zu folgen, von denen er mir einige genannt hat. Aber das sind Namen, die ich niemals behalten kann. Er hat sich nicht lange mit mir aufgehalten, denn es war Samstagabend und die Kirche war voller Beichtkinder.“

Ich beruhigte meine liebe Mutter, so gut es mir möglich war und machte ihr klar, dass Herr von Astarac mich in der griechischen Sprache arbeiten lasse, welche die Sprache des Evangeliums ist. Dieser Gedanke war ihr angenehm. Dennoch blieb sie bekümmert.

„Du wirst nie erraten, lieber Jacquot“, sagte sie, „wer mit mir über Herrn von Astarac gesprochen hat. Es ist Cadette Saint-Avit, die Dienerin des Herrn Pfarrers von Saint-Benoît. Sie ist aus der Gascogne und gebürtig aus einem Ort namens Laroque-Timbaut, ganz in der Nähe des Ortes Sainte-Eulalie, von dem Herr von Astarac der Seigneur ist. Du weißt, dass Cadette Saint-Avit alt ist, wie es sich ziemt für die Dienerin eines Pfarrers. Sie hat in ihrer Jugend auf dem Lande die drei Herren von Astarac gekannt, von denen seither einer, der ein Schiff befehligte, im Meer ertrunken ist. Das war der jüngste. Der nächste war Oberst eines Regiments; er zog in den Krieg und fiel. Der älteste, Hercule von Astarac, ist der einzige Überlebende. Das ist also jener, dem du angehörst, mein Jacques. Zu deinem Wohl, jedenfalls hoffe ich das. Er war in seiner Jugend ein Edelmann von großartigem Auftreten und freizügigen Sitten, aber von finsterem Gemüt. Er hielt sich fern von öffentlichen Ämtern und war keineswegs begierig, in den Dienst des Königs zu treten wie seine Herren Brüder, die dort ein ehrenhaftes

Als die siebte Woche nahte

Ende gefunden hatten. Er pflegte zu sagen, dass kein Ruhm darin läge, ein Schwert an der Seite zu tragen, und dass seiner Meinung nach ein Dorfheiler wohl mehr wert sei als ein General oder Marschall von Frankreich. Das war seine Meinung. Ich gebe zu, dass mir diese Ansichten nicht schlecht oder böse vorgekommen sind, sondern eher kühn, wenn auch etwas verschroben. Dennoch müssen sie in irgendeiner Weise zu tadeln sein, weil Cadette Saint-Avit sagte, dass der Herr Pfarrer diese Ansichten verurteilte als gegen die göttliche Ordnung und die Bibel gerichtet, wo Gott mehrmals mit einem Namen bezeichnet wird, der Feldmarschall bedeutet. Und das wäre eine große Sünde. Diesem Herrn Hercule war der Hof des Königs so gleichgültig, dass er sich weigerte, nach Versailles zu reisen, um Seiner Majestät vorgestellt zu werden, wie es ihm seiner Geburt nach zugestanden hätte. Er sagte: 'Wenn der König nicht zu mir kommt, gehe ich auch nicht zu ihm.' Und da merkt doch jeder, mein lieber Jacquot, dass sich so eine Rede nicht gehört."

Meine gute Mutter sah mich beunruhigt und fragend an, und fuhr dann fort:

„Was ich dir weiter mitzuteilen habe, ist noch weniger glaubhaft. Dennoch hat Cadette Saint-Avit davon gesprochen wie von einer Tatsache. Ich sage dir, Hercule von Astarac hatte auf seinen Gütern keine anderen Sorgen als das Sonnenlicht in Karaffen zu füllen. Cadette Saint-Avit weiß nicht genau, wie er es anstellte, aber was sie sicher weiß, ist, dass sich mit der Zeit in diesen wohlverschlossenen und im Wasserbad erwärmten Karaffen kleine Frauen bildeten, winzig, aber wunderhübsch und wie Theaterprinzessinnen gekleidet ... Du lachst, mein lieber Jacquot, aber man sollte darüber nicht scherzen, wenn man die Folgen bedenkt. Es ist eine große Sünde, solche Kreaturen zu erschaffen, die nicht getauft werden und somit nicht der ewigen Seligkeit teilhaftig werden können. Denn du wirst doch nicht glauben, dass der Herr von Astarac seine Kreaturen in ihrer Flasche zum Priester gebracht hat, um sie taufen zu lassen. Und wer wollte dabei Taufpatin sein?"

„Aber liebe Mama“, antwortete ich, „die Puppen des Herrn von Astarac brauchen nicht getauft zu werden, denn sie haben keinen Anteil an der Erbsünde.“

„Daran habe ich nicht gedacht“, sagte meine Mutter, „Auch Cadette Saint-Avit hat mir davon nichts gesagt, obwohl sie doch die Dienerin eines Pfarrers ist. Leider hat sie ganz jung die Gascogne verlassen, um nach Frankreich zu gehen, und sie hat nichts mehr gehört von dem Herrn von Astarac, seinen Karaffen und seinen Geschöpfen. Ich hoffe sehr, Jacquot, dass er seine verfluchten Werke aufgegeben hat, die man nicht ohne Hilfe des Bösen zustande bringen kann.“

Ich fragte:

„Sagt mir, liebe Mutter, hat Cadette Saint-Avit, die Dienerin des Herrn Pfarrer, mit eigenen Augen die Damen in den Karaffen gesehen?"

„Nein, mein Kind. Herr von Astarac tat sehr heimlich mit diesen Puppen. Aber sie hat gehört, wie ein Mann der Kirche namens Fulgentius davon sprach, der das Schloss besuchte und schwor, gesehen zu haben, wie die kleinen Wesen aus ihrem gläsernen Gefängnis herauskamen, um ein Menuett zu tan-

Als die siebte Woche nahte

zen. Und sie hatte guten Grund das zu glauben. Denn man kann zweifeln an dem, was man sieht, aber nicht am Wort eines Ehrenmannes, erst recht nicht, wenn er ein Mann der Kirche ist. Diese Praktiken haben noch den Haken, dass sie äußerst kostspielig sind und man kann sich nicht vorstellen, hat Cadette Saint-Avit mir gesagt, was für Ausgaben der Herr Hercule hatte für die verschiedengestaltigen Flaschen, die Öfen und die Zauberbücher, mit denen er sein Schloss gefüllt hatte. Aber er war durch den Tod seiner Brüder der reichste Edelmann seiner Provinz geworden, und auch wenn er seinen Besitz für Narrheiten verschleuderte, so arbeiteten seine guten Ländereien für ihn. Cadette Saint-Avit schätzt, dass er trotz seiner Ausgaben auch heute noch sehr reich sein muss.”

Bei diesen Worten betrat mein Vater die Bratküche. Er umarmte mich zärtlich und vertraute mir an, dass das Haus nur noch halb so angenehm sei, seit ich und der ehrwürdige und großzügige Herr Jérôme Coignard nicht mehr da seien. Er bewunderte meine Kleider und gab mir Anstandsunterricht, denn er versicherte mir, dass er durch das Geschäft an ein freundliches Benehmen gewöhnt sei, denn er war ja ständig verpflichtet, die Kunden wie Edelleute zu begrüßen, auch wenn sie weder reich noch vornehm waren. Er riet mir, mich gerade zu halten und darüber hinaus, mir Leander vom Markt in Saint-Germain zum Vorbild zu nehmen. Wir speisten zusammen mit gutem Appetit und vergossen Sturzbäche von Tränen beim Abschied. Ich liebte sie beide, und was mich vor allem zum Weinen brachte, war, dass ich fühlte, dass sie schon nach sechs Wochen Abwesenheit mir fast fremd geworden waren. Und ich glaube, dass ihre Traurigkeit dem selben Gefühl entsprang.

Als ich die Bratküche verließ

war es dunkle Nacht. An der Straßenecke hörte ich eine wohlklingende und tiefe Stimme singen:

Ist deine Ehre auch dahin

O meine Schöne

So hast du es doch

Nicht anders gewollt.

Ich sah gleich in die Richtung, aus der die Stimme kam und erkannte Bruder Angelus, der den Bettelsack umgehängt und einen Arm um die Taille der schönen Catherine gelegt, mit schwankendem Schritt und in bester Stimmung durch die Dunkelheit marschierte. Bei jedem Schritt spritzte unter seinen Sandalen eine Dreckwasserfontäne zu Ehren dieses Landstreichers auf wie in Versailles die Springbrunnen zum Ruhm des Königs. Ich drückte mich in die Ecke einer Toreinfahrt, damit sie mich nicht sahen. Eine überflüssige Sorge, denn sie waren zu sehr mit einander beschäftigt. Catherine lachte, den Kopf auf die Schulter des Mönchs gelegt. Ein Mondstrahl fiel auf ihre feuchten Lippen und in ihre Augen wie in klares Quellwasser. Und ich setzte meinen Weg fort und dachte mit Zorn in der Seele und Trauer im Herzen an die runden Hüften dieses schönen Mädchens, die jetzt ein schmutziger Kapuziner drückte.

„Ist es möglich“, sagte ich zu mir, „dass etwas so Wohlgestaltetes in so hässlichen Händen ist? Und wenn Catherine mich schon verschmährt, muss sie mir ihre grausamste Verachtung dadurch zeigen, dass sie mir diesen hässlichen Bruder Angelus vorzieht?“

Diese Wahl erschien mir erstaunlich, und ich war darüber ebenso überrascht wie angewidert. Aber ich war nicht umsonst Schüler des Herrn Jérôme Coignard. Dieser unvergleichliche Meister hatte meinen Geist zum Denken gebildet. Mir fielen die Satyrn ein, die in den Gärten die Nymphen beglücken, und ich stellte mir vor, wenn Catherine eine dieser Nymphen wäre, dann wären die Satyrn ebenso häßlich wie dieser Kapuziner. Daraus schloss ich, dass ich mich nicht besonders wundern müsste über das, was ich gesehen hatte. Diese Überlegungen führten mich durch die Schatten der Nacht und den Matsch des Tauwetters bis zur Straße nach Saint-Germain, wo ich dem Herrn Abbé Jérôme Coignard begegnete, der nach einem Essen in der Stadt nachts zurückkehrte.

„Mein Sohn“, sprach er zu mir. „Ich habe mich soeben über Zosimus und die Gnostiker am Tisch eines hochgelehrten Kirchenmannes, eines zweiten Peiresc, unterhalten. Der Wein war sauer und das

Als ich die Bratküche verließ

Essen mittelmäßig, aber aus seinen Worten flossen Nektar und Ambrosia.“

Sodann sprach mein guter Lehrer kenntnisreich und begeistert von dem Panopolitaner. Leider hörte ich kaum zu, denn ich dachte an diesen Tropfen von Mondlicht, der in der Nacht auf Catherines Lippen gefallen war.

Schließlich hörte er auf, und ich fragte ihn, weshalb bei den Griechen die Nymphen eine Vorliebe für die Satyrn haben. Mein guter Lehrer hatte auf alle Fragen eine Antwort, so breit war sein Wissen. Er sagte mir:

„Mein Sohn, diese Vorliebe liegt an einer natürlichen Neigung. Sie ist lebhaft, wenn auch weniger heiß als die Vorliebe der Satyrn für die Nymphen, der sie entspricht. Die Dichter haben diesen Unterschied wohl bemerkt. Hierzu werde ich Euch eine einzigartige Geschichte erzählen, die ich in einem Manuskript aus der Bibliothek des Herrn Bischofs von Séz gelesen habe. Das war, ich sehe den Band noch vor mir, ein Folio in guter Schrift aus dem vorigen Jahrhundert. Nun zu der außergewöhnlichen Tatsache, die darin berichtet wird. Ein normannischer Edelmann und seine Frau nahmen an einem öffentlichen Vergnügen teil, er war verkleidet als Satyr, sie als Nymphe. Man weiß von Ovid, mit welcher Begierde die Satyrn den Nymphen nachstellen. Der Edelmann hatte die *Metamorphosen* gelesen. Er nahm seine Verkleidung so ernst, dass seine Frau ihm neun Monate später ein Kind schenkte mit Hörnern auf der Stirn und Bocksfüßen. Wir wissen nichts Näheres über den Vater, außer dass er wie alle Menschen starb, als seine Zeit gekommen war, und neben seinem kleinen Bocksfüßigen ein jüngeres Kind von christlicher Art und menschlicher Gestalt hinterließ. Dieser jüngere Bruder verlangte vor dem Gericht, dass sein Bruder enterbt werde, weil er nicht von der Art sei, die durch das Blut Jesu-Christi erlöst sei. Das Parlament der Normandie zu Rouen gab ihm recht und verfügte die Enterbung.“ Ich fragte meinen guten Lehrer, ob es möglich sei, dass eine Verkleidung eine solche Wirkung auf die Natur haben könne, dass die Gestalt eines Kindes sich daraus ergäbe. Herr Abbé Coignard bestärkte mich darin, nicht daran zu glauben.

„Jacobus Tournebroche, mein Sohn“, sagte er zu mir. „Erinnert Euch, dass ein guter Denker alles ablehnt, was gegen die Vernunft ist, außer in Glaubenssachen, wo es sich gehört, blind zu glauben. Ich habe, Gott sei Dank, nie an den Dogmen unserer hochheiligen Religion gezweifelt und hoffe, dass ich das auch in der Stunde meines Todes noch sagen kann.“

So plaudernd erreichten wir das Schloss. Das Dach erschien in der Dunkelheit von einem hellen Schein erleuchtet. Aus einem der Kamine sprühten Funken, die in Garben aufstiegen, um als goldener Regen unter einer dichten Rauchwolke, die den Himmel bedeckte, zur Erde hinunter zu fallen. Wir glaubten beide, dass die Flammen das Gebäude verschlingen würden. Mein guter Meister raufte sich die Haare und stöhnte.

„Mein Zosimus, meine Papyri und meine griechischen Manuskripte! Hilfe! Hilfe! Mein Zosimus!“

Wir liefen die große Allee entlang durch die Pfützen, in denen sich der Schein der Feuersbrunst spie-

Als ich die Bratküche verließ

gelte, durchquerten den Park, der in tiefem Schatten lag. Im Schloss schien alles zu schlafen. Wir hörten das Knistern des Feuers, das die dunkle Treppe erfüllte. Wir nahmen zwei Stufen auf einmal, ab und zu stehen bleibend, um zu horchen, woher dieses schreckliche Geräusch kam.

Es schien uns aus einem Gang auf der ersten Etage zu kommen, wohin wir noch nie die Füße gesetzt hatten. Wir wandten uns auf gut Glück dort hin, und als wir durch einen Türspalt einen roten Schein sahen, stießen wir mit aller Gewalt die Flügel auf. Sie gaben sofort nach.

Herr von Astarac, der sie geöffnet hatte, stand ganz ruhig vor uns. Der Flammenschein umrahmte seine lange, schwarze Gestalt. Er fragte uns sanft, aus welchem eiligen Grund wir ihn zu dieser Stunde aufsuchten.

Es war keine Feuersbrunst, aber ein gewaltiges Feuer in einem großen Ofen, der, wie ich seitdem weiß, Athanor¹ genannt wird. Der ganze riesige Saal war voll mit gläsernen Flaschen, aus deren langen Häl- sen sich gläserne Röhren schlängelten wie Entenschnäbel, Retorten wie pausbäckige Gesichter, aus denen eine Nase ragte wie ein Jagdhorn, Schmelztiegel, Mörser, Schälchen, Destillierkolben und vielerlei Gefäße von nie zuvor gesehener Form.

Mein guter Lehrer wischte sich das Gesicht, das ebenso rot leuchtete wie die Glut, und sagte:

„Oh Monsieur, wir haben geglaubt, das Schloss brenne wie trockenes Stroh. Gott sei Dank ist die Bibliothek nicht verbrannt. Aber ich sehe, dass ihr Euch mit Spagyrik² befasst.“

„Ich will Euch nicht verheimlichen“, antwortete Herr von Astarac, „dass ich darin große Fortschritte erzielt habe, jedoch ohne das Ziel zu erreichen, das meine Arbeit vollkommen gemacht hätte. Gerade in dem Moment als Ihr an die Tür klopftet, meine Herren, da erhielt ich den Geist der Welt und die Blume des Himmels, die der wahre Jungbrunnen ist. Versteht Ihr Euch ein wenig auf Alchemie, Herr Coignard?“

Der Abbé antwortete, dass er davon in den Büchern so einiges mitbekommen habe, aber er halte diese Praxis für verderblich und der Religion widersprechend. Herr von Astarac lächelte und sprach weiter: „Ihr seid ein zu kluger Mann, Herr Coignard, um den Fliegenden Adler, den Hermesvogel, die Henne des Hermogenes, den Rabenkopf, den grünen Löwen und den Phönix nicht zu kennen.“

„Ich habe gehört, dass diese Namen den Stein der Weisen in seinen verschiedenen Zuständen bezeichnen. Aber ich glaube nicht, dass es möglich ist, Metalle zu verwandeln.“

Herr von Astarac antwortete mit großer Sicherheit:

„Nichts wird mir leichter fallen, als Eure Zweifel zu beseitigen.“

Er öffnet eine alte, klapprige Truhe, die an der Wand stand, nahm eine Kupfermünze mit dem Antlitz des verstorbenen Königs heraus und zeigte uns darauf einen durchgehenden runden Fleck.

„Das ist die Wirkung des Steins, der das Kupfer in Silber verwandelt hat“, sagte er. „Aber das ist nur eine Kleinigkeit.“

¹Der Athanor (arabisch *al-thanur*, Backofen) ist ein spezieller Alchemistenofen zur Erzeugung gleichmäßiger, hoher Temperaturen. Er wurde auch *Philosophischer Ofen* genannt, denn in ihm sollte der *Stein der Weisen* (lapis philosophorum) hergestellt werden.

²Begriff aus der Alchemie: Vorform der chemischen Analyse (durch Thermolyse, Destillation usw.)

Als ich die Bratküche verließ

Er ging zu der Truhe zurück und zog daraus einen Saphir heraus, groß wie ein Ei, einen Opal von wundervoller Größe und eine Handvoll vollendet schöner Smaragde.

„Hier sind einige Werke meiner Kunst“, sagte er, „die Euch zur Genüge beweisen, dass die Spagyrik nicht der Traum eines hohlen Hirns ist.“

Auf dem Grund des Klingelbeutels, in dem die Steine aufbewahrt waren, lagen noch fünf oder sechs Diamanten, von denen Herr von Astarac nicht einmal sprach. Mein guter Lehrer fragte, ob die auch echt seien. Und als der Alchemist bejahte, sagte der Abbé:

„Monsieur, ich würde Euch raten, diese Steine da nur mit Vorsicht den Neugierigen zu zeigen. Wenn Ihr den Saphir, den Opal und den Rubin vorlegt, wird man sagen, dass nur der Teufel allein solche Steine hat machen können, und man wird Euch den Prozess wegen Hexerei machen. Es könnte auch nur der Teufel es neben diesem Ofen aushalten, wo man die Flammen atmet. Ich jedenfalls, der ich erst eine Viertelstunde hier bin, fühle mich schon wie halb gebraten.“

Herr von Astarac lächelte wohlwollend und sprach, als er uns hinausleitete:

„Ich weiß schon, was ich von der Realität des Teufels und des Anderen zu halten habe, aber ich bin gerne bereit, darüber mit Menschen, die daran glauben, zu sprechen. Der Teufel und der Andere, das sind geschaffene Wesen, und man kann über sie reden wie über Achilles und Thersites.³ Seid dessen gewiss, meine Herren, wenn der Teufel so wäre, wie man sagt, würde er nicht solch ein edles Element wie das Feuer bewohnen. Es ist ein großer Widersinn, ein so hässliches Wesen in die Sonne zu setzen. Aber, wie ich bereits die Ehre hatte, Herr Tournebroche, es dem Kapuziner bei Eurer Frau Mutter zu sagen, ich glaube, dass die Christen Satan und die Dämonen verleumden. Nehmen wir an, dass es in irgendeiner unbekanntem Welt noch böserer Wesen gibt als die Menschen. Das ist möglich, obwohl fast unvorstellbar. Wenn sie existieren, dann bewohnen sie mit Sicherheit Regionen ohne Licht, und wenn sie brennen, dann im ewigen Eis, das tatsächlich brennende Schmerzen hervorruft, nicht in den erhabenen Flammen, inmitten der glühenden Töchter der Sterne. Wenn sie leiden, dann weil sie böse sind und weil die Bosheit ein Übel ist, aber das können nur Frostbeulen sein. Was Euren Satan betrifft, den Schrecken von euch Theologen, so halte ich ihn nicht für so verachtenswert nach allem, was ihr von ihm sagt, und wenn er tatsächlich existieren würde, so würde ich ihn nicht für ein hässliches Tier, sondern für einen kleinen Sylph oder mindestens für einen etwas schelmischen und sehr intelligenten metallurgischen Gnom halten.“

Mein guter Lehrer hielt sich die Ohren zu und entfloh, um nicht mehr hören zu müssen.

„Was für eine Ruchlosigkeit, Tournebroche, mein Sohn“, rief er draußen auf der Treppe. „Welche Blasphemie! Habt Ihr das Abscheuliche in den Lehren dieses Philosophen bemerkt? Er steigert sich in den Atheismus hinein wie in eine freudige Raserei, die mich erstaunt. Aber gerade das macht ihn fast unschuldig. Denn abgeschnitten von jedem Glauben, kann er die heilige Kirche nicht zerreißen wie die-

³In der Ilias ist Thersites der ewige und ewig unterlegene hässliche Gegenspieler des Helden Achilles.

Als ich die Bratküche verließ

jenigen, die ihr mit einem halb abgeschnittenen und noch blutenden Glied verbunden bleiben. Das sind, mein Sohn, die Lutheraner und die Calvinisten, die den Wundbrand in die Kirche tragen. Die Atheisten dagegen verurteilen ganz allein sich selbst, und man kann ohne zu sündigen bei ihnen essen. So brauchen wir uns keine Gewissensbisse zu machen, bei dem Herrn von Astarac zu leben, der weder an Gott noch an den Teufel glaubt. Aber habt Ihr gesehen, mein Sohn Tournebroche, dass auf dem Grund des Beutels noch eine Handvoll kleiner Diamanten war, die er selbst gar nicht beachtete und die mir aber ziemlich rein erscheinen? Ich habe meine Zweifel an dem Opal und den Saphiren. Die kleinen Diamanten dagegen sehen echt aus.”

Nachdem wir hoch oben vor unseren Zimmern angekommen waren, wünschten wir uns eine gute Nacht.

Mein guter Meister und ich

führten bis zum Frühjahr ein regelmäßiges und zurückgezogenes Leben. Wir arbeiteten den ganzen Morgen in dem großen Saal, und wir kehrten nach dem Mittagessen dorthin zurück „wie ins Theater“, wie sich Herr Jérôme Coignard ausdrückte, nicht um uns nach Art der vornehmen Gesellschaft an einem absonderlichen Schauspiel zu ergötzen, sondern um die feinen, wenn auch manchmal widersprüchlichen Dialoge der antiken Autoren zu verstehen.

Auf diese Art machten die Lektüre und die Übersetzung des Panopolitaners wunderbare Fortschritte. Eine solche Arbeit überstieg meine Kenntnisse und ich hatte genug damit zu tun, die griechischen Buchstaben auf dem Papyrus zu erkennen. Ich half aber immerhin meinem Meister, Autoren zu konsultieren, die Licht in seine Forschungen bringen konnten. Die kleinen Dienste, die ich ihm erwies, machten mich sehr stolz.

Nach einem harten und langen Winter war ich auf dem besten Weg, ein Gelehrter zu werden, als jäh der Frühling kam mit seinem liebreizenden Licht, zartem Grün und Vogelgesang. Der Geruch der Veilchen, der in die Bibliothek stieg, ließ mich in vage Träume fallen, aus denen mein guter Lehrer mich unvermittelt holte, indem er zu mir sagte:

„Ach, mein lieber Jacobus Tournebroche, steigt doch bitte mal auf die Leiter und sagt mir, ob dieser Schelm von Manetho¹ wirklich nicht von einem Gott Imhotep spricht, der mich mit seinen Widersprüchen plagt wie ein Teufel?“

Und mein guter Lehrer füllte sich mit Wohlbehagen die Nase mit Tabak.

„Mein Sohn“, sprach er weiter, „es ist bemerkenswert, dass unsere Kleidung einen großen Einfluss auf unseren sittlichen Zustand hat. Seit mein Krägelchen befleckt ist von diversen Saucen, die ich darauf habe fallen lassen, fühle ich mich nicht mehr so richtig als Ehrenmann. Tournebroche, jetzt wo Ihr gekleidet seid wie ein Marquis, kitzelt es Euch nicht, Euch einmal mit einem Mädchen von der Oper einzulassen und an einem Pharao-Tisch mit einer Rolle falscher Louisdors zu spielen, kurz: fühlt Ihr Euch nicht als Ehrenmann? —

Nehmt mir meine Worte nicht übel, und bedenkt, dass es genügt, einem Feigling eine Fellmütze zu geben, damit er sich im Dienst des Königs den Schädel einschlagen lässt. Tournebroche, unsere Gefühle werden beherrscht durch tausend Dinge, die wegen ihrer Geringfügigkeit unserer Aufmerksamkeit entgehen, und das Schicksal unserer unsterblichen Seele hängt manchmal von einem Windhauch ab,

¹Manetho: ägyptischer Geschichtsschreiber zur Zeit der Ptolemäer (3. Jahrhundert v. C.)

Mein guter Meister und ich

der kaum einen Grashalm krümmen könnte. Wir sind Spielzeug der Winde. Aber reicht mir doch bitte den Rest des Vossius², dessen rote Schnitte ich unter Eurem linken Arm sehe.”

An diesem Tag spazierte Herr von Astarac nach dem Nachmittagsmahl um drei Uhr mit uns, meinem guten Lehrer und mir, durch den Park. Er führte uns zur Westseite, Richtung Rueil und Mont-Valérien. Es war die einsamste und trostloseste Ecke. Efeu und Gras, nur von den Hasen kurz gehalten, bedeckten die Wege, die hin und wieder von großen Stämmen toter Bäume versperrt wurden. Die Marmorstatuen am Wegrand lächelten, ohne etwas von ihrem Zerfall zu wissen. Eine Nymphe gab mit gebrochener Hand, die sie an ihre Lippen führte, einem Schäfer ein Zeichen, diskret zu sein. Ein junger Faun, dessen Kopf auf dem Boden lag, versuchte noch, seine Flöte zum Mund zu heben. Und alle diese göttlichen Wesen schienen uns zu lehren, das durch die Zeit und das Schicksal ihnen zugefügte Unrecht zu verachten. Wir folgten dem Lauf eines Kanals, in dessen Regenwasser die Frösche quakten. Auf einem runden Platz erhoben sich Brunnenschalen, in denen Tauben badeten. Als wir dort waren, nahmen wir einen engen, in das Dickicht geschnittenen Weg.

„Lauft vorsichtig“, sagte Herr von Astarac zu uns. „Das Gefährliche an diesem Weg, das ist, dass er von Alraunen gesäumt ist, die in der Nacht am Fuße der Bäume singen. Sie sind in der Erde verborgen. Hütet Euch, darauf zu treten: Ihr werdet davon liebeskrank oder geldgierig, und Ihr seid verloren, denn die Leidenschaften, die die Alraune hervorruft, machen melancholisch.”

Ich fragte, wie es möglich sei, diese unsichtbare Gefahr zu vermeiden. Herr von Astarac antwortete mir, dass man dieser Gefahr nur durch Intuition entkommen könne und nicht anders. „Sonst ist dieser Weg unheilvoll“, fügte er hinzu.

Der Weg führte geradeaus zu einem Häuschen aus Ziegelsteinen, unter Efeu verborgen, das wohl einst einem Wächter als Unterkunft gedient hatte. Dort endete der Park an den öden Sümpfen der Seine.

„Ihr seht diese Laube“, sagte Herr von Astarac zu uns. „Sie beherbergt den gelehrtesten aller Menschen. Hier dringt Mosaïdes, hundertzölf Jahre alt, mit einer erhabenen Beharrlichkeit in die Geheimnisse der Natur ein. Er hat Imbonatus³ und Bartoloni⁴ weit hinter sich gelassen. Ich hätte gerne die Ehre gehabt, meine Herren, unter meinem Dach den größten Kabbalisten seit Henoah, dem Sohn Kains, zu beherbergen. Aber religiöse Skrupel haben Mosaïdes gehindert, sich an meinen Tisch zu setzen, den er für einen christlichen hält, worin er ihm zu viel Ehre erweist. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welchen Hass auf die Christen dieser Weise hegt. Nur mit großer Mühe hat er eingewilligt, in dieser Laube zu wohnen, wo er alleine mit seiner Nichte Jahel lebt. Meine Herren, Ihr dürft nicht

²Gerhard Johannes Vossius, auch Gerardus Johannes Vossius (1577 – 1649), war ein der Ketzerei des Pelagianismus verdächtiger niederländischer Gelehrter, Humanist und Theologe.

³Carlo Giuseppe Imbonati, latinisiert Imbonatus. Geboren in Mailand, genaue Lebensdaten unbekannt, gestorben nach 1696. Zisterzienser, Theologe und Orientalist, Professor für die hebräische Sprache.

⁴Gemeint wird wohl sein: Giulio Bartolucci (1613–1687), Zisterzienser, Judaist. Autor der *Bibliotheca Magna Rabbinica*, einer systematischen Bibliographie der hebräischen Literatur.

Mein guter Meister und ich

länger zögern, Mosaïdes kennen zu lernen, und ich werde Euch gleich beide diesem göttlichen Mann vorstellen.“

Mit diesen Worten schob uns Herr von Astarac in das Haus und führte uns eine Wendeltreppe hinauf in ein Zimmer, in dem inmitten von Stößen von Manuskripten in einem großen Ohrensessel ein alter Mann mit lebhaften Augen und Hakennase saß, dessen fliehendes Kinn zwei magere Bäche von weißem Bart entspringen ließ. Eine Samtmütze bedeckte seinen kahlen Kopf wie eine Kaiserkrone, und sein Leib von fast unmenschlicher Magerkeit war in ein altes Gewand aus grellgelber, schmutziger Seide gehüllt. Obwohl seine bohrenden Blicke auf uns gerichtet waren, gab er durch nichts zu erkennen, dass er unsere Ankunft bemerkt hatte. Sein Gesicht drückte eine schmerzhaft Konzentration aus, und langsam rollte er das Schilfrohr, das ihm zum Schreiben diente, zwischen seinen faltigen Fingern.

„Erwartet von Mosaïdes keine leeren Worte“, sagte Herr von Astarac zu uns. „Seit langem spricht er nur noch mit Geisteswesen und mir. Seine Reden sind tiefgründig. Da er zweifellos nicht mit Euch sprechen wird wollen, meine Herren, werde ich Euch in kurzen Worten eine Vorstellung von seinen Verdiensten geben. Er hat als erster den spirituellen Sinn der Bücher des Moses erfasst, gemäß dem Wert der hebräischen Buchstaben, welcher abhängig ist von der Ordnung der Buchstaben im Alphabet. Diese Ordnung wurde im 11. Jahrhundert zerstört. Mosaïdes hat sie wiederhergestellt, was Atrabis, Philo, Avicenna, Raimundus Lullus, Pico della Mirandola, Reuchlin, Henricus Morus und Robert Flydd nicht gelungen ist. Mosaïdes kennt die Zahl des Goldes, die in der Welt der Geister der Zahl Jehovahs entspricht. Und ihr begreift, meine Herren, wie unendlich wichtig das ist.“

Mein guter Meister zog seine Tabaksdose aus der Tasche, und nachdem er uns höflich davon angeboten hatte, nahm er eine Prise Tabak und sagte:

„Glaubt Ihr nicht, Herr von Astarac, dass diese Kenntnisse äußerst geeignet sind, Euch am Ausgang dieses vergänglichen Lebens dem Teufel in die Fänge zu treiben? Denn schließlich irrt sich dieser Herr Mosaïdes offensichtlich in der Auslegung der Heiligen Schriften. Als Unser Herr zum Heil der Menschen am Kreuz starb, da fühlte die Synagoge, wie sich eine Binde auf ihre Augen legte; sie schwankte wie ein betrunkenes Weib und ihre Krone fiel ihr vom Kopf. Seitdem liegt das Verständnis des Alten Testaments in den Händen der katholischen Kirche, der ich angehöre, trotz meiner vielen Fehler.“

Bei diesen Worten verzog Mosaïdes das Gesicht zu einem unheimlichen Grinsen und sagte zu meinem guten Meister mit einer langsamen, scharfen Stimme und wie von weit her:

„Die Mashora hat dir nicht ihre Geheimnisse anvertraut und die Mischna hat dir nicht ihre Geheimnisse enthüllt.“

„Mosaïdes“, antwortete Herr von Astarac, „legt mit Klarheit nicht nur die Bücher von Moses aus, sondern auch das Buch Henoch, das noch viel bedeutender ist und das die Christen verworfen haben, weil sie es nicht verstanden, wie der Hahn in der arabischen Fabel die Perle unter seinen Körnern verach-

Mein guter Meister und ich

tet. Das Buch Henoch ist um so wertvoller, Herr Abbé Coignard, als man darin die ersten Gespräche der Menschentöchter mit den Sylphen findet. Denn ihr versteht wohl, dass diese Engel, die uns Henoch zeigt, wie sie sich mit Frauen in einen Liebeshandel verbinden, Sylphen und Salamander sind.“ „Ich höre Euch, mein Herr,“, antwortete mein guter Meister, „Und ich will Euch nicht widersprechen. Aber hinsichtlich dessen, was uns vom Buch Henoch erhalten ist, so habe ich den Verdacht, dass diese Engel keine Sylphen, sondern phönizische Kaufleute waren.“

„Und worauf gründet Ihr eine so ausgefallene Meinung?“, fragte Herr von Astarac.

„Ich begründe sie damit, dass in diesem Buch gesagt wird, dass die Engel die Frauen den Gebrauch von Armreifen und Halsketten lehrten, die Kunst, sich die Brauen anzumalen und die Haare zu färben. In dem selben Buch wird weiter gesagt, dass die Engel die Frauen die Eigenschaften der Wurzeln und Bäume lehrten, die Magie, die Kunst Sterne zu beobachten. Seien wir ehrlich, mein Herr, sehn diese Engel nicht ganz wie Kaufleute aus Tyros oder Sidonien aus, die, an einer halbverlassenen Küste gestrandet, am Fuß der Felsen ihren Plunder ausbreiten, um die Töchter der wilden Stämme in Versuchung zu führen? Diese Händler gaben ihnen kupferne Armreifen, Amulette und Medikamente gegen Ambra, Weihrauch und Felle, und sie erstaunten die schönen Geschöpfe, wenn sie ihre Sternenkenntnis ausbreiteten, die sie durch die Navigation erworben hatten. Das ist klar, und ich wollte schon wissen, worin Herr Mosaïdes hier widersprechen könnte.“

Mosaïdes schwieg und Herr von Astarac lächelte erneut.

„Herr Coignard“, sagte er, „Ihr argumentiert nicht schlecht, wenn man die Unwissenheit berücksichtigt, in der Ihr Euch noch befindet hinsichtlich der Gnosis und der Kabbala. Und was Ihr sagt, lässt mich daran denken, dass einige der Metallurgie und Goldschmiedekunst kundige Gnome sich unter den Sylphen befunden haben können, die sich den Töchtern der Menschen in Liebe verbanden. In der Tat beschäftigen sich die Gnome gerne mit der Goldschmiedekunst, und es ist wahrscheinlich, dass es diese erfinderischen Geister waren, die jene Armreifen geschmiedet haben, die Ihr für phönizische Arbeiten haltet. Aber ich sage Euch gleich, dass Ihr den Kürzeren ziehen werdet, wenn Ihr versucht, Euch in der Kenntnis der Antike mit Mosaïdes zu messen. Er hat Denkmäler entdeckt, die man für verloren hielt, unter anderem die Säule des Seth und die Orakelsprüche der Sambethe⁵ der Tochter Noahs und ältesten der Sibyllen.“

„Oho!“, rief mein guter Meister und sprang jäh auf, dass eine Staubwolke vom Fußboden aufstieg. „Oh, was für Träumereien! Das ist zu viel, Ihr macht Euch lustig über mich! Und Herr Mosaïdes kann nicht so viele Narrheiten in seinem Kopf beherbergen unter seiner großen Mütze, die aussieht wie die Krone Karls des Großen. Die Säule des Seth⁶ ist eine lächerliche Erfindung dieses platten Flavius Josephus, eine absurde Geschichte, die vor Euch noch nie jemand getäuscht hat. Was die Weissagungen

⁵Sambethe, auch Sabbe: hebräische Sibylle, erwähnt bei Pausanias

⁶Nach der Bibel: der dritte Sohn von Adam und Eva. Die Säulen des Seth, mythische kupferne Säulen des salomonischen Tempels: Henoch oder Seth sollen auf diesen Säulen die Weisheit der Urzeit des Menschengeschlechtes eingegraben und auf diese Weise das von Gott selbst ausgegangene verborgene Wissen über die Zeiten des Verderbens hinübergerettet und den Auserwählten weitergegeben haben, ein Mythos, der in der Gnosis und der Freimaurei eine große Rolle spielte.

Mein guter Meister und ich

von Sambethe, der Tochter Noahs, angeht, so wäre ich wohl neugierig, sie zu kennen, und ich wäre Herrn Mosäides, der scheinbar sehr geizig mit Worten ist, sehr dankbar, wenn er mir etwas daraus mitteilen würde, wenn auch nur mündlich, denn, wie ich gerne anerkenne, er kann sie ja nicht vortragen wie die alten Sibyllen ihre geheimnisvollen Antworten.“

Mosäides, der nicht zu verstehen schien, sagte plötzlich:

„Die Tochter des Noach hat gesprochen. Sambethe hat gesagt: Der Nichtswürdige, der lacht und spottet, wird die Stimme aus dem siebten Tabernakel nicht vernehmen. Der Ruchlose wird elend seinem Verderben entgegengehen.“

Nach dieser Prophezeiung nahmen wir alle drei Abschied von Mosäides.

Es war ein strahlender Sommer dieses Jahr

und mich überkam die Lust, spazieren zu gehen. Eines Tages, als ich wieder einmal unter den Bäumen des Cours-la-Reine¹ herumspazierte mit zwei kleinen Écus in der Hosentasche, die die erste Manifestation der Dankbarkeit meines Goldmachers waren, setzte ich mich vor ein Limonadengeschäft an ein Tischchen, dessen Winzigkeit meiner Einsamkeit und Bescheidenheit entsprach und begann dort die Seltsamkeit meines Schicksals zu überdenken, während rechts und links von mir Musketiere mit schönen Mädchen spanischen Wein tranken. Es kam mir auf einmal vor, als wären das Schloss, Herr von Astarac, Mosäides, der Papyrus des Zosimos und meine schönen Kleider nur Träume, aus denen ich erwachen würde, um mich in meiner seidenen Weste vor dem Bratspieß der *Königin Pédauque* wiederzufinden.

Ich verließ meinen Traum, als mich jemand am Ärmel zupfte. Und ich sah vor mir Bruder Angelus, dessen Gesicht fast zwischen Kapuze und Bart verschwand.

„Herr Jacques Ménétrier“, sagte er leise zu mir, „ein Fräulein, das es gut mit Euch meint, erwartet Euch in ihrer Kutsche auf der Straße, zwischen dem Fluss und der Porte de la Conférence.“²

Mein Herz klopfte sehr stark. Erschrocken und entzückt von diesem Abenteuer, begab ich mich eilig zu dem Platz, den der Kapuziner mir bezeichnet hatte, wobei ich dennoch ruhig ging, was mir als das Beste erschien. Am Quai angekommen, sah ich eine Kutsche mit einer kleinen Hand auf dem Rand des Wagenschlags.

Der Wagenschlag wurde ein klein wenig geöffnet, als ich mich näherte, und ich war ziemlich überrascht, in der Kutsche Fräulein Catherine zu finden, in einem Kleid aus rosa Seide und ein Häubchen auf dem Kopf, wo ihre blonden Haare mit der schwarzen Stickerei spielten.

Verblüfft blieb ich auf dem Trittbrett stehen.

„Kommt her“, sagte sie zu mir, „und setzt Euch neben mich. Schließt den Wagenschlag, ich bitte Euch. Es ist nicht nötig, dass man Euch sieht. Ich bin gerade auf dem Cours gefahren, als ich Euch bei dem Limonadenverkäufer sah. Sogleich habe ich Euch durch den guten Bruder holen lassen, den ich für

¹Einer der ältesten (oder der älteste) Parks von Paris, am Seineufer gelegen, 1616 errichtet, damals noch am Stadtrand, heute im 8. Arrondissement.

²Bis zur Revolution westliches Stadttor von Paris. Dort verhandelte Heinrich von Navarra, der nachmalige Heinrich IV., mit den Katholiken über die Königswürde.

die Fastenzeit zu mir genommen habe und seitdem bei mir behalte, denn in welcher Situation man auch lebt, man muss fromm sein. Ihr saht sehr gut aus, Herr Jacques, an Eurem Tischchen, mit dem Degen an der Seite und dem ernsten Blick eines Mannes von Stand. Ich habe immer Freundschaft für Euch empfunden und ich gehöre nicht zu den Frauen, die im Wohlstand ihre Freunde von früher vergessen.“

„Aber was ist das, Fräulein Catherine!“, rief ich aus. „Diese Kutsche, diese Lakaien, dieses seidene Kleid ...“

„Sie kommen von der Gunst des Herrn de la Guéritaude, der zur Zeit abwesend ist und einer der reichsten Finanzleute. Er hat dem König Geld geliehen. Das ist ein hervorragender Freund, den ich um alles in der Welt nicht erzürnen möchte. Aber er ist nicht so liebenswürdig wie Ihr, Herr Jacques. Er hat mir auch ein kleines Haus in Grenelle gegeben, das ich Euch vom Keller bis zum Speicher zeigen werde. Herr Jacques, es freut mich sehr, zu sehen, dass Ihr dabei seid, Euer Glück zu machen. Am Ende hat noch stets jeder bekommen, was er verdient hat. Ihr werdet mein Schlafzimmer sehen, das genauso gestaltet ist wie das von Mademoiselle Davilliers. Es hat überall Spiegel und seidene Wäsche. Wie geht es Eurem guten Vater? Unter uns gesagt, er hat seine Frau und seine Bratküche ein wenig vernachlässigt. Das ist ein schwerer Fehler für einen Mann seines Standes. Aber reden wir von Euch.“

„Reden wir von Euch, Fräulein Catherine“, sagte ich endlich. „Ihr seid sehr hübsch, und es ist höchst schade, dass Ihr die Kapuziner liebt. Denn Ihr solltet Euch eher mit Generalsteuerpächtern einlassen.“

„Oh“, sagte sie, „werft mir nicht den Bruder Angelus vor. Ich habe ihn nur für mein Seelenheil eingestellt, und wenn ich Herrn de la Guéritaude einen Rivalen geben würde, wäre das ...“

„Wäre das?“

„Fragt mich nicht, Herr Jacques. Ihr seid ein undankbarer Mensch. Denn Ihr wisst, dass ich Euch immer höher geschätzt habe als die andern. Aber Ihr habt das nicht beachtet.“

„Ich war im Gegenteil sehr empfindlich für Euren Spott, Fräulein Catherine. Wegen Eures Spotts habe ich mich geschämt, dass ich keinen Bart am Kinn hatte. Ihr habt mir manches Mal gesagt, dass ich ein wenig einfältig sei.“

„Das ist wahr, Herr Jacques, und wahrer als Ihr denkt. Wieso nur habt Ihr nicht erraten, dass ich Euch gut war!“

„Warum, Catherine, seid Ihr aber auch so einschüchternd schön? Ich wagte nicht, Euch zu betrachten. Und dann habe ich eines Tages gesehen, dass Ihr aus irgendeinem Grund böse mit mir wart.“

„Ich hatte Grund dazu, Herr Jacques. Ihr habt mir diese Savoyardin mit dem Häubchen vorgezogen, den Abschaum von Port Saint-Nicolas.“

„Ach, glaubt mir, Catherine, das war nicht wegen einer Neigung oder eines echten Gefühls, sondern nur weil sie es unternahm, meine Schüchternheit tatkräftig zu besiegen.“

Es war ein strahlender Sommer dieses Jahr

„Ach mein Freund, glaubt es mir, die ich älter bin als Ihr: Schüchternheit ist eine große Sünde gegen die Liebe. Aber habt Ihr nicht gesehen, dass diese Bettlerin löcherige Strümpfe trägt und dass ihr Spitzenhäubchen fettig ist und ihre Unterröcke einen breiten Schmutzrand haben?“

„Ich habe es gesehen, Catherine.“

„Und habt Ihr nicht gesehen, Jacques, wie ungepflegt und heruntergekommen sie war?“

„Ich habe es gesehen, Catherine.“

„Wie konnte es also kommen, dass Ihr diesen savoyardischen Putzlappen liebtet, Ihr, mit Eurer weißen Haut und Euren feinen Manieren?“

„Ich weiß es selbst nicht, Catherine. Zu dieser Zeit dachte ich nur an Euch. Einzig Euer Bild gab mir den Mut und die Kraft, die Ihr mir heute vorwerft. Urteilt selbst, wie es wohl gewesen wäre, wenn ich Euch in den Armen gehalten hätte, oder ein Mädchen, das Euch gleicht. Denn ich war äußerst verliebt in Euch.“

Sie nahm meine Hände und seufzte. Ich antwortete melancholisch:

„Ja, ich liebte Euch, Catherine, und ohne diesen widerlichen Mönch würde ich Euch heute noch lieben.“

Sie protestierte lauthals:

„Welch ein Verdacht! Ihr macht mich böse! Das ist eine Narrheit!“

„Liebt Ihr etwa nicht die Kapuziner?“

„Pfui!“

Da es mir nicht passend erschien, dieses Thema zu sehr zu vertiefen, zog ich sie an mich, wir umarmten uns, unsere Lippen begegneten sich und ich fühlte mich vor Begierde dahinschmelzen.

Nach einem Moment der zärtlichen Selbstvergessenheit machte sie sich los. Ihre Wangen waren etwas gerötet, ihr Blick feucht und die Lippen leicht geöffnet. Von diesem Tag an weiß ich, wie ein Kuss auf den Mund eine Frau verschönert und schmückt. Der meine hatte ihre Wangen gerötet und ihre Augen erstrahlen lassen.

„Ihr seid ein Kind“, sagte sie zu mir und rückte ihr Häubchen zurecht. „Geht! Ihr könnt keinen Moment länger bleiben. Der Herr de la Guéritaude kommt. Er liebt mich so ungestüm, dass er manchmal früher erscheint als ausgemacht.“

Da sie auf meinem Gesicht sah, dass mir das gar nicht gefiel, fuhr sie mit zärtlicher Lebhaftigkeit fort: „So hört doch, Jacques! Jeden Abend kehrt er um neun Uhr zu seiner alten Frau zurück, die mit dem Alter mürrisch geworden ist und seine Untreue nicht mehr duldet, seit sie ihm diese nicht mehr mit gleicher Münze vergelten kann, und deren Eifersucht furchtbar ist. Kommt heute abend um halb zehn. Ich werde Euch empfangen. Mein Haus befindet sich an der Ecke der Rue du Bac. Ihr werdet es erkennen an den drei Fenstern pro Stockwerk und an dem rosen geschmückten Balkon. Ihr wisst, dass ich immer die Blumen geliebt habe. Bis heute abend!“

Mit einer liebevollen Geste, die ihr Bedauern verriet, mich nicht bei sich behalten zu können, stieß sie mich zurück, legte einen Finger an den Mund und flüsterte nochmals:

Es war ein strahlender Sommer dieses Jahr

„Bis heute abend!“

Ich weiß nicht, wie es mir gelang,

mich aus Catherines Armen loszureißen. Aber als ich aus der Kutsche sprang, wäre ich fast gegen Herrn von Astarac gefallen, dessen hohe Gestalt wie ein Baum am Straßenrand stand. Ich grüßte ihn höflich und gab meiner Überraschung über einen so glücklichen Zufall Ausdruck.

„Der Zufall“, sagte er zu mir, „nimmt in dem Verhältnis ab wie die Kenntnis zunimmt: für mich existiert er nicht. Ich wusste, mein Sohn, dass ich Euch hier begegnen würde. Ich muss mit Euch ein Gespräch führen, das ich zu lange aufgeschoben habe. Wenn Ihr einverstanden seid, machen wir uns auf und suchen die Einsamkeit und die Stille, die die Rede erfordert, die ich Euch halten will. Macht nicht so ein bekümmertes Gesicht. Die Geheimnisse, die ich Euch enthüllen werde, sind erhaben, aber durchaus liebenswert.“

Nach diesen Worten führte er mich ans Ufer der Seine bis zur Schwaneninsel, die in der Mitte des Flusses lag wie ein Schiff aus Blattwerk. Dort winkte er den Fährmann herbei, dessen Fähre uns hinübertrug zu der grünen Insel, die nur von ein paar Veteranen besucht wurde, die bei schönem Wetter dort Boule spielten und eine Flasche leerten. Die Nacht entzündete ihre ersten Sterne am Himmel und gab den Insekten im Gras eine Stimme. Die Insel war menschenleer. Herr von Astarac setzte sich auf eine Holzbank ganz am Ende eines mit Nussbäumen gesäumten Wegs, lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen und sprach zu mir in diesen Worten:

„Es gibt drei Arten von Leuten, mein Sohn, vor denen der Denkende seine Geheimnisse verbergen soll. Das sind die Fürsten, denn es wäre unklug, ihre Macht zu vermehren; das sind die vom Ehrgeiz zerfressenen, deren menschenfeindlichem Streben man nicht noch zusätzliche Nahrung geben sollte, und die Ausschweifenden, die in der geheimen Wissenschaft ein Mittel finden würden, ihre schlechten Leidenschaften zu befriedigen. Aber ich kann mich Euch öffnen, der Ihr kein Lüstling seid, denn den Irrtum, dem Ihr in den Armen dieses Mädchens verfallen seid oder bald verfallen werdet, erachte ich für nichtig. Ebenso wenig treibt Euch der Ehrgeiz, denn Ihr wart bis vor kurzem zufrieden, den väterlichen Bratspieß zu drehen. Ich kann Euch also ohne Furcht die verborgenen Gesetze des Universums enthüllen.“

Man glaube nicht, dass das Leben auf die engen Bedingungen beschränkt sei, in denen es sich den Augen des Uneingeweihten darbietet. Wenn sie lehren, dass die Schöpfung den Menschen als Gegenstand und Ziel hatte, dann gleichen Eure Theologen und Philosophen den Kellerasseln des Schlosses zu Ver-

Ich weiß nicht, wie es mir gelang,

sailles oder der Tuilerien, die glauben, dass die Feuchtigkeit der Kellergewölbe extra wegen ihnen geschaffen und das übrige Schloss unbewohnbar sei. Das Weltsystem, das der Domherr Kopernikus im letzten Jahrhundert lehrte, in Übereinstimmung mit Aristarch von Samos und den pythagoräischen Philosophen, ist Euch gewiss bekannt, da man davon auch für kleine Schuljungen Zusammenfassungen erstellt hat und Dialoge für die Weiber. Ihr habt bei mir eine Maschine gesehen, die das kopernikanische Weltbild vollständig und mit der Präzision eines Uhrmachers beweist.

Hebt die Augen, mein Sohn, und seht über Eurem Haupt den Wagen Davids, der gezogen von Al-Mizar und seinen berühmten Begleitern¹ sich um den Pol dreht; Arcturus, Vega vom Sternbild Lyra, die Locke der Jungfrau, die Krone von Ariadne und ihre bezaubernde Perle. Das sind Sonnen. Ein einziger Blick auf die Welt offenbart Euch, dass die ganze Schöpfung ein Werk des Feuers ist und dass das Leben in seinen schönsten Formen sich von Flammen nähren muss!

Und was sind die Planeten? Dreckspritzer, ein wenig Schlamm und Moder. Vergleicht den erhabenen Chor der Sterne, die Versammlung der Sonnen. Sie kommen der unseren an Größe und Macht gleich oder übertreffen sie. Und wenn ich Euch in einer klaren Winternacht einmal den Sirius in meinem Teleskop gezeigt habe, werden Eure Augen und Eure Seele davon geblendet sein.

Glaubt Ihr wirklich, dass Sirius, Altaïr, Regulus, Aldebaran, kurz alle diese Sonnen nur Leuchtkörper sind? Glaubt Ihr, dass der alte Phöbus, der unaufhörlich in unseren Lebensraum seine unermesslichen Ströme von Wärme und Licht schüttet, keine andere Funktion hat, als die Erde und einige andere unbedeutende und widerwärtige Planeten zu beleuchten? Was für eine Kerze! Eine Million mal größer als die Wohnung!

Ich musste Euch erst den Gedanken vorstellen, dass das Universum aus Sonnen besteht und die Planeten, die sich darin befinden können, weniger als nichts sind. Aber ich sehe voraus, dass Ihr etwas gegen mich einwenden wollt, und ich werde darauf antworten. Ihr werdet mir sagen, dass die Sonnen im Lauf der Jahrhunderte erlöschen und ebenfalls zu Dreck werden.

— Ganz und gar nicht, werde ich Euch antworten. Denn sie werden unterhalten durch die Kometen, die sie anziehen und die auf sie fallen. Das ist die Wohnstätte des wahren Lebens. Die Planeten und diese Erde, auf der wir leben, sind nur Larvenstadien. Das sind die Wahrheiten, in die Ihr zunächst eindringen müsst.

Nun, da Ihr versteht, mein Sohn, dass das Feuer das Element überhaupt ist, werdet Ihr das besser begreifen, was ich Euch lehren will, etwas, das wahrer ist als alles, was Ihr bisher gelernt habt, und wahrer selbst als die Erkenntnisse von Erasmus, Turnebus und Scaliger. Ich rede nicht von Theologen wie Quesnel oder Bossuet, die, unter uns, die Hefe des menschlichen Geistes sind und kaum mehr Verstand haben als ein Hauptmann der Wache. Halten wir uns nicht damit auf, solche Gehirne zu verachten, die an Gehalt und Umfang Zaunkönigseiern gleichen, und kommen wir sogleich zum Gegenstand

¹Sternbild mit sieben Sternen (der Große Wagen)

Ich weiß nicht, wie es mir gelang,

meiner Rede. Während die von Erde geschaffenen Kreaturen einen Grad der Vollkommenheit nicht überschreiten, der an Schönheit der Formen von Antinous² und Madame de Parabère³ erreicht wurde, und auf dem Gebiet der Erkenntnis nur von Demokrit und mir, verfügen die feuergeschaffenen Wesen über eine Weisheit und Intelligenz, deren Ausmaß zu erfassen uns unmöglich ist.

Das, mein Sohn, ist die Natur der ruhmreichen Kinder der Sonnen: Sie beherrschen die Gesetze des Universums wie wir die Regeln des Schachspiels beherrschen und der Lauf der Gestirne ist ihnen ebenso klar wie uns die Züge des Läufers oder des Turms in dem königlichen Brettspiel. Diese Geistwesen schaffen Welten in Teilen des Raumes, wo es zuvor nichts gab, und organisieren sie nach ihrem Belieben. Das zerstreut sie für kurze Zeit und lenkt sie ab von ihrer Haupttätigkeit, die darin besteht, sich in unsagbarer Liebe zu vereinen. Gestern richtete ich mein Fernrohr auf das Sternbild der Jungfrau und ich bemerkte dort einen fernen Schwarm von Lichtpunkten. Kein Zweifel, mein Sohn, dass das das noch unfertige Werk irgendeines von diesen Feuerwesen war.

Das Universum hat im Grunde keinen anderen Ursprung. Weit entfernt davon, die Wirkung eines einzelnen Willens zu sein, ist es das Ergebnis der erhabenen Launen einer großen Zahl von Geistwesen, die sich daran eine Zeit lang je nach ihrer Art vergnügt haben. Das erklärt die Vielfältigkeit, die Großartigkeit und die Unvollkommenheit. Denn die Kraft und Klarsichtigkeit dieser Geistwesen, obwohl ungeheuer groß, hat dennoch Grenzen. Ich würde Euch täuschen, wenn ich behauptete, ein Mensch, und sei er ein Philosoph und Magier, könne mit ihnen vertrauten Verkehr aufnehmen. Keines von diesen Wesen hat sich mir gezeigt, und alles, was ich Euch darüber sage, weiß ich nur aus Schlussfolgerungen und vom Hörensagen. Obwohl ihre Existenz feststeht, würde ich mich auch zu weit vorwagen, wenn ich Euch ihre Gebräuche und Charaktere beschreiben würde. Man muss wissen, was man nicht weiß, mein Sohn, und ich rühme mich, nur auf der Grundlage von vollständig erfassten Fakten fortzuschreiten. Überlassen wir also diese Geistwesen oder besser Demiurgen ihrem fernen Ruhm und kommen wir nun zu berühmten Wesen, die uns näher stehen. Hier, mein Sohn, müsst Ihr die Ohren spitzen.

Wenn ich, als ich zu Euch eben von den Planeten sprach, einem Gefühl der Verachtung Ausdruck verliehen habe, dann deshalb, weil ich nur die Oberfläche und die Rinde dieser kleinen Kugeln oder Kreisel betrachtet habe, und die Tiere, die darauf traurig herumkriechen. Ich hätte anders gesprochen, wenn mein Geist sich mit den Planeten auch auf die Luft und die Gase, welche sie einhüllen gerichtet hätte. Denn die Luft ist ein Element, das an Vornehmheit dem Feuer nicht nachsteht, woraus folgt, dass die Würde und Erhabenheit der Planeten auf der Luft beruht, worin sie gebadet sind. Die Wolken, die lauen Lüfte, der Windhauch, die Helligkeit, die blauen Wellen, die treibenden Inseln aus Purpur

²Antinous (110 (?) – 130 n. Chr.), Günstling und Geliebter von Kaiser Hadrian

³Madame de Parabère, Figur aus einer Operette von Jacques Offenbach (1875) nach einem volkstümlichen Lied von Pierre Gallet (1698–1757) („La boulangère a des écus”. — Bekannt ist Gallets beleidigende „Grabschrift“ für Voltaire: „Hier ruht ein Esel, der einst ein Dichter war.”)

Ich weiß nicht, wie es mir gelang,

und Gold, die über unseren Köpfen vorbeiziehen, das ist der Aufenthalt anbetungswürdiger Völker. Man nennt sie Sylphen und Salamander. Das sind unendlich liebenswerte und schöne Geschöpfe. Es ist uns möglich und schicklich, mit ihnen Vereinigungen zu bilden, deren Freuden man sich nicht vorstellen kann. Die Salamander sind so schön, dass neben ihnen die hübscheste Person des Hofes oder der Stadt wie eine abstoßende Schimpansin erscheint. Sie geben sich gerne den Philosophen hin. Ihr habt bestimmt von dem Wunderwesen gehört, das den Herrn Descartes auf seinen Reisen begleitete. Die einen sagten, das sei eine leibliche Tochter, die er überall mitführte, die andern dachten, dass es sich um einen Automaten handle, den er mit unnachahmlicher Kunst geschaffen habe. In Wirklichkeit war das eine Salamandrin, die dieser kluge Mensch zu seiner Vertrauten gemacht hatte. Er trennte sich nie von ihr. Auf einer Seefahrt auf den Meeren Hollands nahm er sie an Bord in einer mit Seide ausgeschlagenen Kiste aus kostbarem Holz. Die Form dieser Kiste und die Sorgsamkeit, mit der Herr Descartes sie hütete, erregten die Aufmerksamkeit des Kapitäns, der, als der Philosoph schlief, den Deckel hob und die Salamandrin entdeckte. Dieser unwissende und grobe Mann bildete sich ein, dass so ein wunderbares Geschöpf das Werk des Teufels sei. Vor Schreck warf er sie ins Meer. Aber wie Ihr Euch denken könnt, ertrank die schöne Person nicht und fand mit Leichtigkeit wieder zurück zu ihrem vertrauten Freund Herrn Descartes. Sie blieb ihm treu, so lange er lebte, und verließ diese Erde bei seinem Tod, um nie wieder zurückzukehren.

Ich berichte Euch dieses Beispiel unter vielen andern, damit Ihr die Liebe zwischen Gelehrten und Salamandern kennen lernt. Diese Liebe ist zu erhaben, um Gegenstand von Verträgen zu sein, und Ihr werdet mir zustimmen, dass die lächerliche Prozedur des Heiratens bei solchen Verbindungen nicht angebracht ist. Es wäre ja noch schöner, wenn ein Notar in Perücke und ein dicker Pfarrer da ihre Nasen hineinstecken würden. Diese Herrschaften sind nur geeignet, um die vulgäre Verbindung eines Mannes und einer Frau zu besiegeln. Die Vermählung der Salamander mit den Weisen beurkunden erhabenere Zeugen. Die Völker der Luft feiern sie in Schiffen, die, von leichtem Wind getragen, das Heck mit Rosen gekrönt, unter Harfenklang auf unsichtbaren Wellen vorüber gleiten. Doch Ihr solltet nicht glauben, dass solche Verbindungen, weil sie nicht in einer hässlichen Sakristei beurkundet wurden, weniger fest seien und leichter zu brechen wären. Sie haben als Garanten die Geister, welche auf den Wolken spielen, aus denen die Blitze zucken und der Donner grollt. Ich übermittle Euch hier, mein Sohn, Entdeckungen, die Euch nützlich sein werden, denn ich habe aus gewissen Anzeichen erkannt, dass Ihr für das Bett eines Salamanders bestimmt seid.”

„Ach, mein Herr!“, rief ich aus, „Dieses Schicksal erschreckt mich, und ich bin fast genauso voll Furcht wie dieser holländische Kapitän, der die gute Freundin von Herrn Descartes ins Meer warf. Ich komme nicht umhin wie er zu denken, dass diese Damen der Luft Dämonen sind. Ich würde fürchten, mit ihnen meine Seele zu verlieren, denn schließlich, mein Herr, sind diese Ehen wider die Natur und stehen im Gegensatz zum göttlichen Recht. Schade, dass Herr Jérôme Coignard, mein guter Meister, nicht da ist um Euch zu hören! Ich bin sicher, er würde mich mit guten Argumenten ausrüsten gegen

Ich weiß nicht, wie es mir gelang,

die Freuden Eurer Salamander und Eure Beredsamkeit.”

„Der Abbé Coignard”, antwortete Herr von Astarac, „ist bewundernswert als Übersetzer aus dem Griechischen. Aber man sollte ihn nicht von seinen Büchern wegholen. Es fehlt ihm an Einsicht. Was Euch betrifft, mein Sohn, so argumentiert Ihr mit der Schwäche der Unwissenheit und mich betrübt die Schwäche Eurer Gründe. Solche Vereinigungen, sagt Ihr, sind gegen die Natur. Was wisst Ihr davon? Und wie könntet Ihr das wissen? Wie ist es möglich zu unterscheiden, was natürlich ist und was nicht? Kennt man die Isis der Welt genug, um zu unterscheiden, was der Natur gemäß ist und was ihr widerspricht? Aber sagen wir besser: Nichts widerspricht der Natur und alles ist ihr gemäß, weil es nichts gibt, das kein Teil von ihr ist und nicht ihren Gesetzen unterliegt. Woher sollten die Feinde kommen, um diese Gesetze zu verletzen? Ich bitte Euch. Nichts ist gegen die Natur und nichts steht außerhalb der Natur, und die Kräfte, die sie zu bekämpfen scheinen, sind nur ihre eigenen Bewegungen.

Nur Unwissende können ohne Zaudern entscheiden, ob eine Handlung natürlich ist oder nicht. Aber nehmen wir einmal ihre Illusion und ihr Vorurteil an und tun wir so, als glaubten wir, man könne Handlungen gegen die Natur begehen. Wären diese Handlungen deshalb schlecht oder verdammenswert? Ich bin in diesem Punkt vorbereitet auf die vulgäre Meinung der Moralisten, die die Tugend als einen Sieg über die Instinkte darstellen und über die Neigungen, die wir in uns tragen, als Kampf mit dem ursprünglichen Menschen. Wie sie selbst sagen, ist die Tugend gegen die Natur, also können sie keine Handlung verurteilen, welcher Art auch immer, die diese mit der Tugend gemeinsam hat.

Ich habe diese Abschweifung unternommen, um Euch, mein Sohn, die bemitleidenswerte Leichtfertigkeit Eures Denkens zu zeigen. Ich würde Euch beleidigen, wenn ich glaubte, es gäbe in Euch noch Zweifel über die Unschuld des fleischlichen Verkehrs, den Menschen mit Salamandern haben können. Erfahrt jetzt also, dass solche Ehen nicht nur von der Religion nicht verboten, sondern im Gegenteil als einzige von ihr befohlen werden. Ich werde Euch dafür offenkundige Beweise geben.”

Er unterbrach seine Rede, zog seine Tabaksdose und nahm eine Prise.

Die Nacht war hereingebrochen. Die Strahlen des Mondlichts spiegelten sich im Fluss wie tausend Laternen. Schwärme von Eintagsfliegen hüllten uns ein. Das helle Sirren der Insekten stieg auf in das Schweigen des Universums. Eine milder Luftzug mischte sich in die Klarheit der Gestirne wie Milch. Herr von Astarac fuhr folgendermaßen fort:

„Die Bibel, mein Sohn, und vor allem die Bücher Mosis, enthalten große und nützliche Wahrheiten. Diese Meinung erscheint absurd und unvernünftig infolge der Behandlung, welche die Theologen dem, was sie die 'Heilige Schrift' nennen, haben zuteil werden lassen. Sie haben daraus mit ihren Kommentaren, Erklärungen und Meditationen ein Handbuch der Irrtümer, eine Bibliothek des Widersinns, einen Krämerladen für Einfältigkeiten, ein Lügenbüro, eine Schaubude der Dummheit, ein Lyzeum der Unwissenheit, ein Museum des Aberglaubens und schließlich einen Abstellraum der menschlichen Dummheit und Bosheit gemacht. Wisset, mein Sohn, dass die Bibel ursprünglich ein Tempel

Ich weiß nicht, wie es mir gelang,

war, erfüllt von himmlischem Licht.

Ich bin glücklich genug gewesen, sie in ihrem ursprünglichen Glanz wiederherzustellen. Und die Wahrheit verpflichtet mich zu erklären, dass Mosaïdes mir durch seine Kenntnis der Sprache und des Alphabets der Hebräer dabei viel geholfen hat. Doch wir wollen unseren Hauptgegenstand nicht aus dem Blick verlieren! Erfahrt zunächst, mein Sohn, dass der Sinn der Bibel in Bildern ausgedrückt ist, und dass der Hauptirrtum der Theologen darin besteht, wörtlich genommen zu haben, was als Symbol verstanden werden muss. Behaltet diese Wahrheit bei allen meinen weiteren Ausführungen im Kopf.

Als der Demiurg, den man Jehovah nennt und der noch viele andere Namen trägt, weil man auf ihn gewöhnlich alle Ausdrücke anwendet, die Qualität oder Quantität ausdrücken, die Welt — ich sage nicht 'geschaffen hatte', denn das wäre eine Dummheit — aber einen kleinen Bezirk des Universums als Aufenthaltsort für Adam und Eva eingerichtet hatte, gab es darin erhabene Geschöpfe, die Jehovah nicht geschaffen hatte und die zu schaffen er nicht fähig war. Das war das Werk mehrerer anderer Demiurgen, die geschickter und älter waren als er. Sein Werk ging nicht hinaus über das eines hervorragenden Töpfers, der aus Ton seine Wesen schafft, so wie wir es ja auch sind. Ich sage das nicht um ihn herabzuwürdigen, denn auch ein solches Werk steht noch weit über den menschlichen Fähigkeiten.

Aber dennoch muss man die geringe Qualität des Werkes der sieben Tage feststellen. Jehovah arbeitete nicht im Feuer, das allein die Meisterwerke des Lebens hervorbringt, sondern im Schlamm, womit er nicht mehr erzeugen konnte als die Werke eines geschickten Töpfers. Wir sind nichts anderes, mein Sohn, als beseelte Töpferware. Man kann Jehovah nicht vorwerfen, sich Illusionen über die Qualität seiner Arbeit gemacht zu haben. Wenn er sie auch im ersten Augenblick und noch im Schaffensrausch gut fand, so zögerte er nicht, seinen Irrtum zu erkennen, und die Bibel ist voll von Ausdrücken seiner Unzufriedenheit, die oft bis zur schlechten Laune und manchmal bis zur Wut gingen. Nie hat ein Handwerker die Produkte seines Fleißes mit solcher Abscheu und Abneigung betrachtet. Er dachte daran, sie zu zerstören, und ertränkte tatsächlich den größten Teil davon. Diese Sintflut, deren Erinnerung von den Juden, Griechen und Chinesen bewahrt wurde, bereitete dem unglücklichen Demiurgen eine letzte Enttäuschung, der, weil er alsbald die Nutzlosigkeit und das Lächerliche eines solchen Gewaltakts erkannte, in einen Zustand der Mutlosigkeit und Apathie verfiel, der sich seit der Zeit Noahs bis heute, wo er extrem ist, immer mehr steigerte. Aber ich sehe, dass ich zu weit gegangen bin. Das ist das Unangenehme bei solch gewaltigen Themen, dass man sich immer wieder in Abschweifungen verirrt. Wenn unser Geist sich darauf wirft, gleicht er den Söhnen der Sonne, die mit einem einzigen Satz von einem Universum zum nächsten springen.

Kehren wir zu dem irdischen Paradies zurück, in das der Demiurg die Erzeugnisse seiner Hand, Adam und Eva, gesetzt hatte. Sie lebten dort nicht allein unter den Tieren und Pflanzen. Die Geister der Luft, von den Demiurgen des Feuers geschaffen, schwebten über ihnen und betrachteten sie mit einer Neugier, in die sich Sympathie und Mitleid mischten. Das hatte Jehovah vorausgesehen. Es gereicht ihm

Ich weiß nicht, wie es mir gelang,

zum Lob, dass er mit den Geistern des Feuers gerechnet hatte, denen wir jetzt ihre wahren Namen Elfen und Salamander geben können, um seine Lehmfiguren zu verbessern und zu vervollkommen. Er hatte sich in seiner Klugheit gesagt: 'Meinem Adam und meiner Eva, undurchsichtig und lehmversiegelt, wie sie sind, fehlen Luft und Licht. Ich habe ihnen keine Flügel geben können. Aber wenn sie sich mit den Salamandern und Elfen vereinen, die von einem mächtigeren und edleren Demiurgen als mir geschaffen sind, werden sie Kinder hervorbringen, die ebenso dem Volk des Lichts wie dem Volk des Lehms angehören, die ihrerseits wieder lichtreichere Kinder haben werden, bis schließlich ihre Nachkommenschaft an Schönheit den Söhnen und Töchtern der Luft und des Feuers nahezu gleichkommt.'

Man muss schon sagen, er hatte an alles gedacht, um die Aufmerksamkeit der Sylphen und Salamander auf seinen Adam und seine Eva zu lenken. Er hatte die Frau wie eine Amphore gestaltet, mit einer Harmonie der Kurven, welcher der beste Geometer Anerkennung gezollt hätte, und er überwand die Grobheit des Materials durch die Großartigkeit der Form. Er hatte Adam weniger mit liebkosender, aber mehr mit energischer Hand geschaffen, indem er seinen Körper mit so vollkommenen Proportionen ausstattete, dass, von den Griechen auf die Architektur angewandt, auf dieser Ordnung und diesen Maßverhältnissen die ganze Schönheit der Tempel beruht.

Ihr seht also, mein Sohn, dass Jehovah mit seinen Mitteln alles versuchte, um seine Geschöpfe der Küsse der Luftgeister würdig zu machen, die er für sie erhoffte. Ich übergehe hier die Sorgfalt, die er aufwendete, um diese Verbindungen fruchtbar zu machen. Die Ökonomie der Geschlechter zeugt hinreichend von seiner Weisheit in dieser Hinsicht. Auch konnte er zunächst sich zu seiner List und seinem Geschick beglückwünschen. Ich habe gesagt, dass die Sylphen und Salamander Adam und Eva mit Neugier, Sympathie und Mitgefühl betrachteten, jenen Gefühlsregungen, die der Liebe zugrunde liegen. Sie näherten sich ihnen und fielen auf die Fallen herein, die Jehova ihnen in Gestalt des Körpers und sogar des Magens dieser beiden Amphoren gestellt hatte. Der erste Mann und die erste Frau genossen jahrhundertlang die erlesenen Liebkosungen der Luftgeister, die sie in einer ewigen Jugend erhielten.

Das war ihr Schicksal, das wäre auch noch das unsere. Warum wurde es nötig, dass die Eltern des Menschengeschlechts, müde dieser edlen Begierden, beieinander verbotene Freuden suchten? Aber was wollt Ihr, mein Sohn — aus Lehm gemacht, liebten sie den Schmutz. Sie erkannten einander, wie sie die Geistwesen erkannt hatten.

Das war es, was der Demiurg ihnen ausdrücklich verboten hatte. Da er zu Recht befürchtete, dass sie miteinander ebenso plumpe und erdverhaftete Kinder hätten, hatte er ihnen unter Androhung der strengsten Strafen verboten, sich einander zu nähern. Das ist der Sinn des Wortes Evas: *'Aber was die Frucht des Baumes in der Mitte des Paradieses betrifft, so hat Gott uns befohlen, nicht davon zu essen und nichts zu berühren, damit wir nicht in Todesgefahr kämen.'* Denn Ihr versteht, mein Sohn, dass der Ap-

Ich weiß nicht, wie es mir gelang,

fel, der die bemitleidenswerte Eva in Versuchung führte, nicht die Frucht eines Apfelbaums war, und dass alles eine Allegorie ist, deren Sinn ich Euch enthüllt habe. Obwohl unvollkommen und manchmal gewalttätig und launisch, war Jehovah ein zu intelligenter Demiurg, um über einen Apfel oder eine Granatfrucht böse zu werden. Man muss Bischof oder Kapuziner sein, um solche abwegigen Vorstellungen zu vertreten.— Und der Beweis, dass der Apfel so zu verstehen ist, wie ich gesagt habe, ist, dass Eva gemäß ihrer Sünde bestraft wurde. Es wurde ihr nicht gesagt: 'Du sollst schlecht verdauen', sondern: 'Unter Schmerzen sollst du Kinder gebären.' Nun, ich frage Euch: Welche Beziehung kann man zwischen einem Apfel und einer schweren Geburt herstellen? Dagegen ist die Strafe sehr angemessen, wenn es sich um eine solche Sünde handelt, wie ich es Euch mitgeteilt habe.

Hierin, mein Sohn, liegt die wahre Erklärung der Erbsünde. Sie lehrt Euch die Pflicht, Euch von den Frauen fern zu halten. Die Neigung, die Euch zu ihnen treibt, ist verderblich. Alle Kinder, die auf diesem Weg entstehen, sind schwachsinnig und elend.”

„Aber gnädiger Herr”, rief ich verblüfft aus, „können Kinder überhaupt auf eine andere Weise entstehen?”

„Glücklicherweise entsteht eine große Zahl aus der Verbindung von Menschen mit den Luftgeistern. Und diese sind intelligent und schön. So entstanden die Riesen, von denen Hesiod und Moses erzählen. So wurde Pythagoras geboren, dem seine Mutter, ein Salamander, einen goldenen Oberschenkel gemacht hatte. So wurde Alexander der Große geboren, von dem man sagte, er sei der Sohn Olympias' und einer Schlange, sowie Scipio Africanus, Aristomenes von Messenien, Julius Cäsar, Porphyros, Kaiser Julian, der den Feuerkult wieder einführte, den Konstantin der Abtrünnige abgeschafft hatte, der Zauberer Merlin, Sohn eines Sylphen und einer Nonne, Tochter Karls des Großen, der heilige Thomas von Aquin, Paracelsus und in neuerer Zeit Herr van Helmont⁴.”

Ich versprach Herrn von Astarac, mich der Freundschaft einer Salamandrin hinzugeben, falls sich eine fände, die so freundlich sei, an mir Gefallen zu finden. Er versicherte mir, dass ich nicht nur einer, sondern zwanzig oder dreißig begegnen würde, zwischen denen ich dann nur zu wählen hätte. Weniger aus Lust an einem solchen Abenteuer als um ihm zu gefallen, fragte ich den Gelehrten, wie es möglich sei, mit den luftigen Gestalten in Verbindung zu treten.

„Nichts leichter als das”, antwortete er mir. „Es genügt eine gläserne Kugel, deren Gebrauch ich Euch erklären werde. Ich habe zuhause eine recht große Zahl dieser Kugeln, und ich werde Euch in meinem Labor alle notwendigen Kenntnisse vermitteln. Aber für heute ist es genug.”

Er erhob sich und ging zur Fähre, wo der Fährmann auf uns wartete. Er lag auf dem Rücken und schnarchte im Mondlicht. Als wir zurück am Ufer waren, ging er rasch davon, und seine Gestalt verlor sich in der Nacht.

⁴Franciscus Mercurius van Helmont (1614–1699), flämischer Universalgelehrter, Mediziner, Alchemist, christlicher Kabbalist, auch als Diplomat tätig

Diese lange Unterhaltung

hinterließ in mir das Gefühl, einen wirren Traum erlebt zu haben. Der Gedanke an Catherine lag mir näher. Trotz der erhabenen Ideen, die ich soeben vernommen hatte, hatte ich große Lust sie zu sehen, obwohl ich noch gar nicht zu Abend gegessen hatte. Der Vortrag des Gelehrten war nicht tief genug in meine Seele eingedrungen, um etwas Abstoßendes an diesem hübschen Mädchen zu finden. Ich war entschlossen, mein Glück bis zum Ende weiter zu verfolgen, bevor ich eine dieser schönen luftigen Furien des Herrn von Astarac besäße, die keine irdischen Rivalinnen wollten. Meine Furcht war, dass Catherine zu einer so späten Stunde des Wartens überdrüssig geworden sei. Ich lief den Fluss entlang, überquerte im Galopp den Pont Royal und eilte Richtung Rue du Bac. In einer Minute erreichte ich die Rue Grenelle, wo ich Geschrei und das Klirren von Degen hörte. Der Lärm kam aus dem Haus, das mir Catherine beschrieben hatte.

Dort auf dem Pflaster sah man Schatten tanzen und Laternenlicht, und aus dem Haus drangen Stimmen: „Zu Hilfe, Jesus! Sie bringen mich um! ...“ — „Drauf auf den Kapuziner! Gebt's ihm! ...“ — „Jesus, Maria, steht mir bei! ...“ — „Schnappt euch den Weiberheld! Immer drauf, Jungs, stecht zu, aber fest!“ In der Nachbarschaft wurden Fenster geöffnet, in denen Köpfe mit Nachtmützen auftauchten.

Und auf einmal erkannte ich in dem Lärm und Gerenne, das sich vor meinen Augen abspielte wie eine Jagd, den Bruder Angelus, der davonrannte, dass ihm die Beine an den Hintern schlugen, während drei riesige, wie Schweizer bewaffnete Lakaien ihn verfolgten und ihm das Leder mit den Spitzen ihrer Hellebarden spickten. Ihr Herr, ein junger, kleingewachsener Edelmann mit rotem Kopf, feuerte sie unaufhörlich an, wie man es mit Hunden macht.

„Auf ihn! Auf ihn! Stecht zu! Das Vieh verträgt einiges!“

Als er in meine Nähe kam, sagte ich zu ihm:

„Ach, verehrter Herr, Ihr habt kein Mitleid!“

„Verehrter Herr“, sagte er zu mir, „man sieht, dass es nicht Eure Geliebte war, welche dieser Kapuziner liebkost hat und dass Ihr Eure Madame nicht in den Armen dieses stinkenden Viehs überrascht habt. Mit dem Financier der Schönen kann man sich abfinden, denn man weiß zu leben. Aber ein Kapuziner, das kann man nicht dulden. — Haut den Unverschämten!“

Und er zeigte auf Catherine, die im Hemd und unfrisiert in der Tür stand und die Arme rang, während Tränen in ihren Augen glitzerten. Sie sah schöner aus als je zuvor und hauchte mit sterbender Stimme, die mir das Herz zerriss:

„Tötet ihn nicht! Das ist Bruder Angelus, der kleine Bruder!“

Diese lange Unterhaltung

Die Galgenvögel von Lakaien kamen zurück und meldeten, dass sie angesichts der Stadtwache die Verfolgung eingestellt hätten, aber nicht ohne ihre Piken einen halben Finger tief in den Hintern des heiligen Mannes gestochen zu haben. Die Nachtmützen verschwanden aus den Fenstern, die wieder geschlossen wurden, und während der junge Herr mit seinen Leuten sprach, ging ich zu Catherine, deren Tränen in den Lachgrübchen auf ihren Wangen trockneten.

„Der arme Bruder ist gerettet!“, sagte sie zu mir. „Aber ich habe um ihn gezittert. Die Männer sind schrecklich. Wenn sie einen lieben, kann man nicht mehr mit ihnen reden.“

„Catherine“, sagte ich ziemlich missgestimmt, „habt Ihr mich nur eingeladen, um dem Streit Eurer Freunde beizuwohnen? Ich bin leider nicht berechtigt, daran teilzunehmen.“

„Ihr könntet es sein, Herr Jacobus“, sagte sie, „Ihr könntet es sein, wenn Ihr es gewollt hättet.“

„Aber bei Euch geht es ja zu wie im Taubenschlag“, fuhr ich fort, „Ihr hattet mir nichts von dem jungen Edelmann gesagt.“

„Ich hatte auch nicht daran gedacht. Er ist unverhofft gekommen.“

„Und er hat Euch mit dem Bruder Angelus überrascht!“

„Er hat geglaubt etwas zu sehen, was nicht so war. Mit einem Rasenden kann man kein vernünftiges Wort reden.“

Ihr leicht geöffnetes Hemd gestattete den Blick auf einen schönen Busen, den eine Rosenknospe zierte. Ich nahm sie in den Arm und bedeckte ihre Brust mit Küssen.

„Himmel!“, rief sie, „Auf der Straße! Vor Herrn von Anquetil, der uns sieht!“

„Wer ist das, der Herr von Anquetil?“

„Der Mörder von Bruder Angelus, zum Donnerwetter! Wer sonst, meint Ihr, sollte das sein?“

„Stimmt, Catherine. Mehr braucht Ihr wirklich nicht. Ihr seid umgeben von starken Freunden.“

„Herr Jacobus, beleidigt mich nicht, ich bitte Euch.“

„Ich beleidige Euch nicht, Catherine, ich erkenne vielmehr Eure Anziehungskraft an, der ich, wie so viele andere, Reverenz erweisen wollte.“

„Herr Jacobus, was Ihr sagt, riecht unangenehm nach der Bratküche Eures Herrn Vaters.“

„Ihr wart einst glücklich, Fräulein Catherine, an unserem Kamin zu schnuppern.“

„Pfui! So ein Schurke! So ein Lümmel! Er beleidigt eine Dame!“

Als sie zu keifen und sich aufzuregen begann, ließ Herr von Anquetil seine Leute gehen, kam zu uns, stieß sie in die Wohnung, wobei er sie Hurenmensch und Schlampe nannte, betrat hinter ihr den Flur und schlug mir die Türe vor der Nase zu.

Der Gedanke an Catherine

beschäftigte meinen Geist die ganze Woche, die diesem schlimmen Abenteuer folgte. Ihr Bild strahlte auf allen Seiten der Folio-Bände, über die ich neben meinem Meister gebeugt saß; so sehr, dass Photius, Olympiodorus, Fabricius und Vossius über nichts anderes mit mir sprachen als über ein kleines Fräulein im Spitzenhemd. Diese Visionen verführten mich zur Faulheit. Aber Herr Jérôme Coignard, nachsichtig gegen andere wie gegen sich selbst, lächelte gütig über meine Sorgen und meine Zerstreuung.

„Jacobus Tournebroche“, sagte mein guter Meister eines Tages zu mir, „versetzt Euch nicht die Verschiedenheit der Sitten im Lauf der Jahrhunderte in Erstaunen? Die in dieser bewundernswerten Astaracianischen Bibliothek versammelten Bücher bezeugen die Unsicherheit der Menschen in dieser Hinsicht. Wenn ich Überlegungen darüber anstelle, mein Sohn, dann deshalb, um in Eurem Geist den festen und heilsamen Gedanken zu verankern, dass es keine Sittlichkeit außerhalb der Religion gibt, und dass die Lehren der Philosophen, die eine natürliche Moral errichten wollen, nichts sind als Marotten und Flausen. Der Quell der Sittlichkeit findet sich nicht in der Natur, die von sich aus gleichgültig ist und weder gut noch böse kennt. Er findet sich im Wort Gottes, das man nicht übertreten darf, ohne es bitter zu bereuen. Die Gesetze der Menschen gründen auf dem Nutzen, doch kann das nur eine oberflächliche und illusorische Nützlichkeit sein, denn natürlich weiß niemand genau, was den Menschen nutzt noch was für sie gut ist. Auch liegt mehr als der Hälfte unserer Sitten und Gebräuche nichts zugrunde als das Vorurteil. Obwohl die Strafdrohung sie stützt, kann sich jeder mit List und Verstellung über die menschlichen Gesetze hinwegsetzen. Jeder Mensch, der etwas Grips im Kopf hat, steht über diesen Gesetzen. Das ist nichts als Dummenfang.

Ganz anders, mein Sohn, verhält es sich mit den göttlichen Gesetzen. Die stehen ewig und unwandelbar auf festem Grund. Selbst wo sie uns absurd erscheinen, verbergen sie eine unserem beschränkten Verstand nicht zugängliche tiefe Weisheit. Wenn die Gesetze Gottes unsere Vernunft verletzen, dann weil sie ihr überlegen sind und das wahre Wohl des Menschen im Auge haben und nicht seinen oberflächlichen Nutzen. Wer das Glück hat, sie zu kennen, muss sie beachten. Dabei will ich ohne weiteres zugestehen, dass es schwer ist, diese Gesetze zu erfüllen, wie sie im Dekalog und den Geboten unserer Kirche niedergelegt sind, ja meistens sogar unmöglich ohne die göttliche Gnade, auf die wir hoffen müssen. Deshalb sind wir alle arme Sünder.

Der Gedanke an Catherine

Und darum müssen wir die Klugheit der christlichen Religion bewundern, die grundsätzlich das Heil auf die Reue gründet. Es ist bemerkenswert, mein Sohn, dass die größten Heiligen Büßer sind und die größten Sünder die größten Heiligen wurden, da die Reue der Größe der Sünde entspricht. Ich könnte diese Lehre mit einer großen Zahl von Beispielen illustrieren. Aber ich habe genug darüber gesagt, um Euch spüren zu lassen, dass der Urgrund der Heiligkeit in der Gier, der Maßlosigkeit und all den schmutzigen Lastern des Fleisches und des Geistes besteht. Es kommt nur darauf an, sie gewissermaßen theologisch zu Reue zu verarbeiten, was Sache von ein paar Jahren, ein paar Tagen oder manchmal eines Augenblicks ist, wie man im Fall der vollkommenen Reue sieht. Jacobus Tournebroche, wenn Ihr mich richtig verstanden habt, so werdet Ihr Euch nicht unnützlich und elend abstrampeln, um in der Meinung der Welt ein Ehrenmann zu sein, sondern all Eure Mühe nur darauf verwenden, der göttlichen Gerechtigkeit zu genügen.”

Ich spürte sogleich die hohe Weisheit in den Lehren meines Meisters. Doch fürchtete ich nur, dass ihre unbedachte Anwendung große Unruhe unter die Menschen brächte. Ich teilte Herrn Jérôme Coignard meine Bedenken mit, der mich mit diesen Worten beruhigte:

„Jacobus Tournebroche, Ihr habt nicht aufgepasst, was ich Euch gerade ausdrücklich gesagt habe. Unruhe und Unordnung ist diese Lehre nur in den Augen der bürgerlichen und kirchlichen Rechtsgelehrten und Richter, und in Bezug auf die Gesetze der Menschen, die willkürlich und provisorisch sind. Sich an diese Gesetze zu halten, zeugt von einer Hammelseele. Ein Mann von Geist schert sich nicht um Regeln, die vom Châtelet¹ und dem Kirchengenicht aufgestellt werden. Er kümmert sich um sein Seelenheil und hält sich nicht für entehrt, wenn er auf den Abwegen zum Himmel wandert, welche die größten Heiligen gegangen sind. Hätte die selige Pelageia nicht unter der Vorhalle von Saint-Benoit-le-Bétourné den selben Beruf ausgeübt, von dem, wie ihr wisst, Jeannette die Drehleierspielerin lebt, hätte diese Heilige keine Gelegenheit zu einer umfassenden und tiefen Reue gehabt, und es ist höchst wahrscheinlich, dass sie nach einem Leben als mittelmäßige und ehrbare Matrone nicht im Himmel vor dem Allerheiligsten das Psalterium² spielen würde. Nennt Ihr Unordnung ein solch schönes Vorbild des gottergebenen Lebens einer Begnadeten? Ganz und gar nicht! So eine niedrige Ausdrucksweise passt vielleicht zu dem Herrn Polizeileutnant, der nach seinem Tod vielleicht nicht einmal einen kleinen Platz finden wird hinter den unglücklichen Mädchen, die er heute schändlicherweise in die Besserungsanstalt bringt. Außer dem Verlust der Seele und der ewigen Verdammnis gibt es keine Unordnung, kein Verbrechen und keine Sünde in dieser vergänglichen Welt, wo alles sich auf die göttliche Welt auszurichten hat. So erkennt denn an, Tournebroche, mein Sohn, dass selbst die in der Meinung

¹Le grand Châtelet, Kriminalgericht und Stadtgefängnis von Paris. Im achtzehnten Jahrhundert Aufbewahrungsort für gefährliche Kriminelle, nicht für politische Gefangene. Die Insassen des Châtelet wurden 1789 nicht befreit; bei den Septembermorden 1792 wurden die meisten hingerichtet. 1802 wurde das Châtelet abgerissen.

²Harfe

Der Gedanke an Catherine

der Menschen tadelnswertesten Handlungen zum Guten führen können, und versucht nicht die Gerechtigkeit der Menschen mit der Gerechtigkeit Gottes zu versöhnen, der allein gerecht ist, nicht in unserem Sinn, sondern weil er die Gerechtigkeit selbst ist. Im Augenblick, mein Sohn, wäre ich Euch dankbar, wenn Ihr bei Vossius die Bedeutung von fünf oder sechs dunklen Ausdrücken suchen würdet, die der Panopolitaner gebraucht, mit dem wir in einer solchen Finsternis auf so abgründige Weise zu kämpfen haben, dass sogar das große Herz des Ajax, nach Homer Fürst der Dichter und Historiker, erstaunt wäre. Diese alten Alchemisten schrieben einen schweren Stil; Manilius³ schrieb über die selben Dinge mit mehr Eleganz, der Herr von Astarac mag es mir nicht übelnehmen.“

Kaum hatte mein guter Meister diese Worte ausgesprochen, da erhob sich ein Schatten zwischen ihm und mir. Es war der Schatten des Herrn von Astarac, oder vielmehr Herr von Astarac selbst, schmal und schwarz wie ein Schatten.

Ob er unser Gespräch nicht gehört hatte, oder es missbilligte — Herr von Astarac zeigte es nicht. Im Gegenteil, er beglückwünschte Herrn Jérôme Coignard zu seinem Eifer und seinen Kenntnissen und fügte hinzu, dass er auf sein Wissen rechne zur Vollendung des größten Werkes, das ein Mensch je unternommen habe. Dann wandte er sich zu mir:

„Mein Sohn“, sagte er, „Ich bitte Euch kurz in mein Arbeitszimmer hinunter zu kommen, wo ich Euch ein folgenschweres Geheimnis mitteilen werde.“

Ich folgte ihm in das Zimmer, wo er uns, meinen guten Meister und ich, zuerst empfangen hatte, an dem Tag, als er uns beide in seinen Dienst nahm. Ich begegnete wieder den alten Ägyptern mit den Gesichtern aus Gold, die immer noch an den Wänden standen. Eine Glaskugel, groß wie ein Kürbis, stand auf dem Tisch. Herr von Astarac ließ sich auf ein Sofa fallen, forderte mich mit einer Geste auf, ihm gegenüber Platz zu nehmen und nachdem er sich zwei oder dreimal mit einer edelsteingeschmückten und amulettbewehrten Hand über die Stirn gefahren war, sprach er zu mir:

„Mein Sohn, ich tue Euch nicht die Beleidigung an zu glauben, dass Ihr nach unserer Unterhaltung auf der Schwaneninsel noch Zweifel hegt an der Existenz der Sylphen und Salamander, die ebenso real ist wie die der Menschen, ja sogar noch realer, gemessen an der Zeitdauer ihrer Existenz, denn diese ist viel länger als unsere. Die Salamander verbringen Jahrhundert um Jahrhundert in ihrer unveränderlichen Jugend; einige habe Noah, den Pharao Menes und Pythagoras gesehen. Der Reichtum ihrer Erinnerungen und die Frische ihres Gedächtnisses machen die Unterhaltung mit ihnen äußerst anregend. Man hat sogar behauptet, dass sie in den Armen der Menschen Unsterblichkeit erlangten und dass die Hoffnung, nicht zu sterben sie in das Bett der Gelehrten treibe. Doch das sind Lügen, die einen Denkenden nicht beeindrucken können. Jede Vereinigung der Geschlechter, weit entfernt davon den Liebenden Unsterblichkeit zu verleihen, ist ein Zeichen des Todes, und wir würden die Liebe

³Marcus Manilius (1. Jahrhundert n. C.), Autor des Lehrgedichts *Astronomica* oder *Astronomicum libri V*, erste Darstellung der Astronomie seiner Zeit. Die auch heute noch verbreiteten Tierkreiszeichen gehen zwar nicht auf ihn zurück, er war aber der erste, der sie systematisch darstellte.

Der Gedanke an Catherine

nicht kennen, wenn wir ewig leben müssten. Das wäre nicht anders bei den Salamandern, die in den Armen der Weisen nur eine Art von Unsterblichkeit suchen: die der Rasse. Das ist auch die einzige, die man vernünftigerweise erhoffen kann. Und obwohl ich mir mit Hilfe der Wissenschaft verspreche, das menschliche Leben beträchtlich zu verlängern und es auf fünf oder sechs Jahrhunderte mindestens auszudehnen, so habe ich mir nie geschmeichelt, ihm die endlose Dauer zu sichern. Es wäre unvernünftig, gegen die Ordnung der Natur zu handeln. Lehnt also als leere Fabeln die Idee einer aus einem Kuss gewonnenen Unsterblichkeit ab. Es ist die Schande einiger Kabbalisten, dies auch nur erwogen zu haben. Es ist deshalb nicht weniger wahr, dass die Salamander eine Neigung haben, Menschen zu lieben. Ihr werdet unverzüglich diese Erfahrung machen. Ich habe Euch genügend auf ihren Besuch vorbereitet, und weil Ihr, bis zur Nacht Eurer Initiation keinen unreinen Verkehr mit einer Frau gehabt habt, werdet Ihr nun den Lohn Eurer Enthaltensamkeit erhalten.“

Meine natürliche Unschuld sträubte sich dagegen, Lob zu erhalten, das ich nicht verdient hatte, und ich dachte daran, Herrn von Astarac meine schuldhaften Gedanken zu gestehen. Er ließ mir nicht die Zeit, sie zu bekennen und fuhr lebhaft fort:

„Es bleibt mir nur noch, mein Sohn, Euch den Schlüssel zu geben, der Euch das Reich der Geister öffnen wird. Das werde ich jetzt unverzüglich tun.“

Und er stand auf und legte die Hand auf die Kugel, welche die Hälfte des Tisches einnahm.

„Diese Kugel“, fuhr er fort, „ist gefüllt mit Sonnenstaub, der wegen seiner Reinheit Euren Blicken entgeht. Denn er ist viel zu fein, um von den groben Sinnen der Menschen wahrgenommen zu werden. Es ist so, mein Sohn, dass die schönsten Teile des Universums sich unserem Blick entziehen und sich erst dem Gelehrten enthüllen, der mit den Geräten ausgerüstet ist, um sie zu entdecken. Die Flüsse und Landschaften der Luft zum Beispiel bleiben für Euch unsichtbar, obwohl deren Anblick tausendmal reicher und vielfältiger ist als der der schönsten irdischen Landschaft.“

So sollt Ihr also wissen, dass sich in dieser Kugel ein Sonnenpulver befindet, das besonders geeignet ist, das Feuer in uns zu entfachen. Und seine Wirkung lässt nicht auf sich warten. Sie besteht in einer Empfindlichkeit der Sinne, die es uns erlaubt, die Luftgestalten um uns zu sehen und zu berühren. Sobald Ihr das Siegel gebrochen habt, das die Öffnung der Kugel verschließt, so werdet Ihr in diesem Raum eines oder mehrere Geschöpfe entdecken, die ihren Körperformen nach wie Frauen aussehen, aber viel schöner als je eine Frau, und die in Wirklichkeit Salamander sind. Kein Zweifel, dass jene, welche ich letztes Jahr in der Bratküche Eures Vaters sah, Euch als erste erscheinen wird, denn sie hat eine Vorliebe für Euch, und ich rate Euch, ihre Wünsche alsbald zu erfüllen. Also macht es Euch bequem in diesem Sessel vor diesem Tisch, öffnet die Kugel und inhaliert den Inhalt. Bald werdet Ihr alles sehen, was ich Euch gesagt habe. Ich verlasse Euch nun. Lebt wohl.“

Und er verschwand auf seine seltsam plötzliche Art.

Ich blieb allein zurück vor dieser Glaskugel und zögerte, sie zu entkorken, aus Furcht, es könnten un-

Der Gedanke an Catherine

erwartet irgendwelche Dämpfe daraus entweichen. Ich dachte, dass Herr von Astarac darin nach Alchemistenart vielleicht betäubende Gase eingeleitet habe, welche diejenigen, die sie einatmeten, von Salamandern träumen ließen. Ich war noch nicht weise genug, um mich deswegen glücklich zu schätzen. Vielleicht, so sagte ich mir, führten diese Dämpfe zum Wahnsinn. Ich war so misstrauisch, dass ich einen Augenblick daran dachte, in die Bibliothek zu gehen und Herrn Abbé Coignard, meinen guten Meister, um Rat zu fragen. Aber ich erkannte sogleich, dass das keinen Zweck hätte. Sobald er mich von Sonnenstaub und Luftgeistern sprechen hören würde, sagte ich mir, würde er mir antworten:

„Jacobus Tournebroche, erinnert Euch daran, mein Sohn, dass ich Euch gelehrt habe, niemals Absurditäten Glauben zu schenken, sondern Euch in allen Dingen, außer denen unserer heiligen Religion, auf Eure Vernunft zu verlassen. Lasst mich in Ruhe mit diesen Glaskugeln und diesem Staub, und mit all den andern Narrheiten der Kabbala und der Spagyrik.“

Ich glaubte ihn zu hören, wie er zwischen zwei Prisen Tabak diese kleine Rede hielt, und ich wusste nicht, was ich auf solch eine christliche Sprache hätte antworten sollen. Andererseits konnte ich mir im Voraus denken, in welche Verlegenheit ich vor Herrn von Astarac käme, wenn er mich nach dem Salamander fragen würde. Was sollte ich ihm antworten? Wie sollte ich ihm meine Vorbehalte gestehen, ohne zugleich mein Misstrauen und meine Furcht zu verraten? Und dann, ich war nun, ohne dass es mir bewusst war, neugierig das Abenteuer zu bestehen. Ich bin nicht leichtgläubig. Ich habe im Gegenteil einen wunderbaren Neigung zum Zweifeln, und dieser Hang veranlasst mich, selbst dem gesunden Menschenverstand und dem scheinbar Offenkundigen zu misstrauen. Zu allen Merkwürdigkeiten, die man mir erzählt, sage ich: „Warum nicht?“ Dieses „Warum nicht?“ vor der Glaskugel widersprach meiner natürlichen Intelligenz. Dieses „Warum nicht?“ machte mich leichtgläubig. Bei dieser Gelegenheit ist es interessant zu bemerken, dass „nichts glauben“ dasselbe ist wie „alles glauben“. Man darf seinen Geist nicht zu vorurteilsfrei und unbefangen zu halten, in der Furcht, dass sich dadurch bei Gelegenheit darin Gedanken einnisten könnten von solch extravaganter Gestalt und Gewicht, dass sie in den vernünftig und mittelmäßig ausgestatteten religiösen Köpfen keinen Platz fänden. Während ich, die Hand auf dem wächsernen Verschluss, mich dessen erinnerte, was meine Mutter mir über Zauberkaraffen erzählt hatte, blies mir andererseits mein „Warum–nicht“ ein, dass man vielleicht doch im Sonnenstaub die Geister der Luft zu sehen bekommen könnte. Während ich mich noch fragte: Soll ich öffnen, soll ich nicht öffnen?, zerbrach auf einmal der Verschluss, den ich unaufhörlich mit den Fingern gedrückt hatte, in meiner Hand und die Flasche war offen.

Ich wartete, ich beobachtete. Ich sah nichts, ich fühlte nichts. Ich war enttäuscht — so anfällig für Wunderglauben sind unsere Seelen! Nichts! Nicht einmal eine unbestimmte und unklare Andeutung oder ein ungewisses Bild! Es kam so, wie ich es mir gedacht hatte: Welche Enttäuschung! Ärger stieg in mir auf. In meinem Sessel kauernnd schwor ich mir, vor diesen Ägyptern mit den langen, schwarzen Augen, die mich umstanden, in Zukunft meine Seele vor den Lügen der Kabbalisten zu verschließen. Ich

Der Gedanke an Catherine

erkannte einmal mehr die Weisheit meines guten Meisters, und ich beschloss, mich nach seinem Vorbild in allen Dingen, die nicht den christlichen und katholischen Glauben betreffen, von der Vernunft leiten zu lassen. Auf den Besuch einer Salamanderdame zu warten — welche Einfalt! Ist es möglich, dass es Salamander gibt? Aber was weiß man darüber, und — „Warum nicht“?

Das Wetter, das seit dem Mittag schwül gewesen war, wurde niederdrückend. Träge geworden durch lange, ruhige und abgeschiedene Tage fühlte ich eine Schwere auf meiner Stirn und meinen Lidern. Das Nahen des Gewitters gab mir den Rest. Ich ließ meine Arme sinken, der Kopf fiel auf die Brust und mit geschlossenen Augen glitt ich in einen Halbschlaf voll goldener Ägypter und lüsterner Schatten. Dieser ungewisse Zustand, in dem in mir nur der Sinn der Liebe lebte wie ein Feuer in der Nacht, dauerte eine gewisse Zeit, und ich kann nicht sagen, wann ich durch leise Schritte und das Rascheln von Stoff geweckt wurde. Ich öffnete die Augen und stieß einen lauten Schrei aus.

Ein wunderbares Geschöpf stand vor mir in einem Kleid aus schwarzer Seide, mit braunen Haaren unter einem Spitzenhäubchen, mit klaren Gesichtszügen und reiner, jugendlicher Haut, vollen Wangen und einem Mund, wie zum Küssen geschaffen. Ihr kurzes Kleid gab den Blick frei auf zwei unbekümmerte, fröhliche und sittsame Füßchen. Eine aufrechte Haltung brachte ihre Formen zur Geltung. Unter dem Halstuch sah man ein Stück braune und dennoch reine Haut. Sie betrachtete mich neugierig. Mein Schlummer hatte die Liebe in mir erregt. Ich erhob mich und ging auf das Mädchen zu. „Entschuldigt“, sagte sie, „Ich suchte den Herrn von Astarac.“

Ich sagte zu ihr:

„Madame, es gibt keinen Herrn von Astarac. Es gibt Euch und mich. Ich habe auf Euch gewartet. Ihr seid mein Salamander. Ich habe die Flasche geöffnet, Ihr seid gekommen, Ihr gehört mir.“

Ich nahm sie in meine Arme und bedeckte alles, was meine Lippen am Rand der Kleider finden konnten, mit Küssen.

Sie machte sich los und sagte:

„Ihr seid verrückt.“

„Natürlich“, antwortete ich ihr. „Wer wäre es nicht an meiner Stelle?“

Sie senkte die Augen, errötete und lächelte. Ich warf mich ihr zu Füßen.

„Da Herr von Astarac nicht hier ist“, sagte sie, „muss ich mich zurückziehen.“

„Bleibt!“, rief ich und schob den Riegel vor.

Sie fragte mich:

„Wisst Ihr, ob er bald zurück kommt?“

„Nein, Madame, er wird lange nicht zurück kommen. Er hat mich allein gelassen mit den Salamandern.“

Ich will nur eine, und das seid Ihr!“

Ich nahm sie in meine Arme, trug sie zum Sofa, auf das ich mit ihr niederfiel und bedeckte sie mit Küssen. Ich kannte mich nicht mehr. Sie schrie, aber ich hörte sie nicht. Ihre Hände stießen mich zurück,

Der Gedanke an Catherine

ihre Fingernägel kratzten mich, aber diese vergeblichen Verteidigungsversuche stachelten meine Begierde nur noch an. Ich siegte und warf mich über sie. Sie gab nach, ihr Körper wurde weich und sie schloss die Augen. Bald fühlte ich, wie sie mich mit ihren schönen Armen an sich drückte.

Als wir uns endlich aus unserer köstlichen Umarmung lösten, sahen wir einander überrascht an. Sie richtete ihre Röcke, bemüht ihre Sittsamkeit wieder herzustellen, und schwieg.

„Ich liebe Euch“, sagte ich zu ihr. „Wie heißt Ihr?“

Ich dachte nicht daran, dass sie ein Salamander war und, ehrlich gesagt, ich hatte es nie wirklich geglaubt.

„Ich heiße Jahel“, sagte sie.

„Was? Ihr seid die Nichte von Mosaïdes?“

„Ja, aber schweigt. Wenn er wüsste ...“

„Was täte er?“

„Oh, mir nichts. Aber Euch würde er viel Böses tun. Er liebt die Christen nicht.“

„Und Ihr?“

„Oh, ich liebe die Juden nicht.“

„Jahel, liebt Ihr mich ein wenig?“

„Mir scheint, nach dem, was wir uns soeben gesagt haben, ist Eure Frage eine Beleidigung.“

„Es ist wahr, Mademoiselle, aber ich versuche Eure Verzeihung zu erlangen für mein Ungestüm, die Hitze meines Verlangens, die sich nicht um Eure Gefühle kümmerte.“

„Oh Monsieur, macht euch nicht schuldiger als Ihr seid. All Eure Gewalttätigkeit und Heißblütigkeit hätten Euch nichts genutzt, wenn Ihr mir nicht gefallen hättet. Als ich Euch schlafend im Sessel fand, habe ich Euch lieb gewonnen und Euer Erwachen erwartet, und wie es weiter ging, wisst Ihr ja.“

Ich antwortete ihr mit einem Kuss. Sie gab ihn mir zurück. Welch ein Kuss! Ich glaubte Walderdbeeren in meinem Mund zu spüren. Meine Begierde stieg wieder, und ich drückte sie heiß an mein Herz.

„Seid dieses Mal nicht so hastig“, sagte sie, „und denkt nicht nur an Euch. In der Liebe darf man nicht egoistisch sein. Das ist es, was die jungen Männer nicht genügend wissen. Aber wir bilden sie.“

Wir tauchten ein in die Abgründe der Wonne. Danach fragte mich die göttliche Jahel:

„Habt Ihr einen Kamm? Ich sehe aus wie eine Hexe.“

„Jahel“, antwortete ich ihr, „Ich habe keinen Kamm. Ich erwartete einen Salamander. Ich bete Euch an.“

„Betet mich an, mein Freund, aber seid diskret! Ihr kennt Mosaïdes nicht.“

„Was! Jahel, ist er mit 130 Jahren, von denen er 75 in einer Pyramide verbrachte, so schrecklich?“

„Ich sehe, mein Freund, dass man Euch Geschichten über meinen Onkel erzählt hat, und dass Ihr die Einfältigkeit gehabt habt, sie zu glauben. Man kennt sein Alter nicht. Ich selbst kenne es auch nicht, ich habe ihn immer nur alt gekannt. Ich weiß nur, dass er von unverwüstlicher Gesundheit und ungewöhnlicher Stärke ist. Er betrieb eine Bank in Lissabon, wo es ihm geschah, dass er einen Christen

Der Gedanke an Catherine

tötete, den er mit meiner Tante Myriam überrascht hatte. Er floh und nahm mich mit sich. Seitdem liebt er mich mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Er spricht zu mir wie zu einem kleinen Kind, und er weint, wenn er mich schlafen sieht.”

„Ihr wohnt bei ihm?”

„Ja, in dem Wachhaus auf der anderen Seite des Parks.”

„Ich weiß, man gelangt dorthin auf dem Alraunen-Pfad. Wie konnte es sein, dass ich Euch nicht früher begegnet bin? Durch welches unheilvolle Los habe ich gelebt ohne Euch zu sehen, obgleich ich so nahe bei Euch wohnte? Aber was sage ich 'leben'? Kann man das Leben nennen, wenn man Euch nicht kennt? Seid Ihr also in dem Wachhaus eingeschlossen?”

„Es ist wahr, dass ich sehr zurückgezogen lebe und dass ich nicht nach Belieben promenieren, in Geschäfte und ins Theater gehen kann. Mosaïdes' zärtliche Fürsorge lässt mir keine Freiheit. Er hütet mich eifersüchtig, und außer sechs goldenen Tassen, die er aus Lissabon mitgebracht hat, liebt er nur mich auf der Welt. Da er für mich viel stärkere Gefühle empfindet als jemals für meine Tante Myriam, würde er Euch, mein Freund, noch weit bedenkenloser töten als jenen Portugiesen. Ich warne Euch, dass ihr diskret seid, und weil ich weiß, dass eine solche Überlegung einen Mann von Mut nicht abschrecken wird. Seid Ihr von gutem Stand und Adel, mein Freund?”

„Leider nicht”, antwortete ich. „Mein Vater übt eine mechanische Kunst aus und treibt eine Art Handel.”

„Hat er wenigstens finanzielle Mittel? Nein? Das ist schade. So muss ich Euch um Eurer selbst willen lieben. Aber sagt mir die Wahrheit: Kommt Herr von Astarac nicht bald?”

Bei diesem Namen, bei dieser Frage kam mir ein schrecklicher Verdacht. War die entzückende Jahel vielleicht von dem Kabbalisten zu mir geschickt worden, um mit mir die Rolle des Salamanders zu spielen? Ganz im Stillen hielt ich es sogar für möglich, dass sie die Nymphe dieses alten Narren war. Um darüber Klarheit zu gewinnen, fragte ich sie grob, ob sie schon öfter im Schloss den Salamander gespielt habe.

„Ich verstehe Euch nicht”, antwortete sie und sah mich mit Augen voll unschuldiger Überraschung an. „Ihr sprecht wie Herr von Astarac selbst, und ich würde glauben, Ihr hättet seine Verrücktheit angenommen, wenn ich nicht gemerkt hätte, dass Ihr seine Abneigung gegen Frauen nicht teilt. Er kann keine einzige leiden, und es kostet mich viel Überwindung, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen. Dennoch habe ich ihn heute aufsuchen wollen, da fand ich Euch hier.”

Aus Freude, meine Befürchtungen nicht bestätigt zu finden, bedeckte ich sie mit Küssen. Sie zeigte mir ihre schwarzen Strümpfe, die oberhalb des Knies mit diamantbesetzten Strumpfhaltern befestigt waren, und dieser Anblick brachte mich auf Ideen, die ihr gefielen. Sie stachelte mich mit viel Geschick und Hitze noch weiter an, und ich bemerkte, dass sie sich für dieses Spiel erst richtig zu begeistern begann, als ich dessen langsam müde wurde. Doch ich tat mein Bestes, auch weil ich froh war, der

Der Gedanke an Catherine

Schönen einen unverdienten Vorwurf nicht gemacht zu haben. Ich hatte den Eindruck, dass sie nicht unzufrieden mit mir war. Schließlich erhob sie sich ruhig und sagte zu mir:

„Wisst Ihr wirklich nicht, ob Herr von Astarac nicht bald zurück kommt? Ich gestehe Euch, dass ich kam, um ihn um eine kleine Summe aus der Pension, die er meinem Onkel schuldet, zu bitten, die ich momentan dringend benötige.“

Ich entschuldigte mich und zog aus meiner Börse drei Écus, die sie gnädig annahm. Das war alles, was mir von der allzu seltenen Freigiebigkeit des Kabbalisten geblieben war, der aus Verachtung für das Geld leider nur zu oft vergaß, mich zu bezahlen.

Ich fragte Mademoiselle Jahel, ob sie mir die Gunst erweisen würde, sie wiedersehen zu dürfen.

„Das werde ich“, sagte sie.

Und wir kamen überein, dass sie jedes Mal nachts in mein Zimmer hinaufsteigen sollte, wenn sie aus dem Gartenhaus, in dem sie bewacht wurde, entkäme.

„Beachtet nur“, sagte ich zu ihr, „dass meine Tür die vierte von rechts auf dem Korridor ist und dass die fünfte die des Abbé Coignard, meines guten Meisters ist.“ — „Die andern“, fügte ich hinzu, „führen nur auf den Speicher, wo zwei oder drei Küchenjungen und ein paar hundert Ratten hausen.“

Sie versicherte mir, dass sie achtgeben würde, sich nicht zu irren und dass sie an meiner Tür klopfen würde und an keiner andern.

„Außerdem“, sagte sie noch, „scheint mir Euer Abbé Coignard ein recht guter Mensch zu sein. Ich glaube, dass wir von ihm nichts zu befürchten haben. Ich habe ihn durch ein Guckloch gesehen an dem Tage, als er meinem Onkel einen Besuch abstattete. Er war mir sympathisch, obwohl ich kaum verstand, was er sagte. Vor allem seine Nase erschien mir genial und tüchtig. Der Besitzer einer solchen Nase muss ein Mann von hohen Fähigkeiten sein und ich möchte seine Bekanntschaft machen. Wenn man mit geistreichen Menschen Umgang pflegt, gibt es immer etwas zu gewinnen. Es ist nur schade, dass er wegen seiner offenen Worte und seiner Spottlust meinem Onkel missfallen hat. Mosäides hasst ihn, wie es sich kein Christ vorstellen kann.“

„Mein Fräulein“, antwortete ich ihr, „der Herr Abbé Jérôme Coignard ist ein hochgelehrter Mann und darüber hinaus weise und großherzig. Er kennt die Welt, und Ihr habt recht, Euch von dem Umgang mit ihm guten Rat zu erhoffen. Doch sagt mir, habt Ihr mich nicht auch an jenem Tage in dem Gartenhaus durch das Guckloch gesehen, von dem Ihr sprach?“

„Ich habe Euch gesehen“, sagte sie, „Und ich will Euch nicht verhehlen, dass ich Euch wahrnahm. Aber ich muss zu meinem Onkel zurück. Lebt wohl!“

Herr von Astarac vergaß nicht, mich abends nach dem Abendessen nach dem Salamander zu fragen. Seine Neugierde brachte mich ein wenig in Verlegenheit. Ich antwortete, dass die Begegnung meine Erwartungen übertroffen hätte, ich aber glaubte, die Diskretion wahren zu müssen, wie es sich bei solchen Abenteuern gehöre.

„Diese Diskretion, mein Sohn“, sagte er, „ist in Eurer Sache nicht so nützlich, wie Ihr Euch das vorstellt. Die Salamander machen kein Geheimnis aus Liebesgeschichten, derer sie sich nicht schämen.“

Der Gedanke an Catherine

Eine dieser Nymphen, die mich liebt, hat keinen lieberen Zeitvertreib wenn ich nicht da bin, als meine Initialen verknüpft mit den Ihren in die Rinde der Bäume zu schneiden, wie Ihr Euch überzeugen könnt, wenn Ihr Euch die Stämme von fünf oder sechs Kiefern, deren elegante Gipfel Ihr von hier aus seht, betrachtet. Aber habt Ihr nicht bemerkt, mein Sohn, dass diese wirklich erlesenen Liebschaften, weit entfernt davon, Überdruss hervorzurufen, dem Herz neue Kraft vermitteln? Ich bin sicher, dass nach dem, was geschehen ist, Ihr Eure Nacht dazu verwenden werdet, um mindestens sechzig Seiten des Zosimos von Panopolis zu übersetzen.”

Ich gestand ihm, dass ich im Gegenteil ein großes Schlafbedürfnis verspürte, was er mit dem Erstaunen meiner ersten Begegnung mit einem Salamander erklärte. So blieb dieser große Mann überzeugt, dass ich es mit einer Salamandrin zu tun gehabt hätte. Ich hatte Gewissensbisse, ihn zu täuschen, aber ich musste es tun, und er war so bereit, sich täuschen zu lassen, dass man ihn nur leicht in seinen Illusionen bestärken musste. Ich begab mich ruhig zu Bett, und nachdem ich mich hingelegt hatte, blies ich nach dem schönsten Tag meines Lebens meine Kerze aus.

Jahel hielt Wort.

Schon am übernächsten Tag klopfte sie an meiner Tür. Wir waren in meiner Kammer ungestörter als in dem Arbeitszimmer des Herrn von Astarac, und was bei unserem ersten Kennenlernen geschehen war, waren nur Kinderspiele, verglichen mit dem, was die Liebe uns bei der zweiten Begegnung ein-gab. In der Morgendämmerung löste sie sich aus meinen Armen mit tausend Schwüren, bald wieder zu kommen und nannte mich ihre Seele, ihr Leben und ihren Herzallerliebsten.

Ich stand sehr spät auf an diesem Tag. Als ich in die Bibliothek hinunter ging, saß mein Meister dort bereits vor dem Papyrus des Zosimos, die Feder in der einen, die Lupe in der andern Hand, ein Bild, würdig der Bewunderung jedes Philologen.

„Jacobus Tournebroche“, sagte er, „Die Hauptschwierigkeit dieser Lektüre besteht darin, dass verschiedene Buchstaben leicht mit anderen verwechselt werden können, und für den Erfolg der Entzifferung ist es notwendig, eine Tabelle der Zeichen aufzustellen, die zu solchen Irrtümern beitragen können. Denn falls wir diese Sorgfalt nicht walten lassen, riskieren wir, schlechte Lesarten anzunehmen, zu unserer ewigen Schande und gerechtem Tadel. Auch ich selbst habe heute schon lächerliche Schnitzer gemacht. Mein Geist muss getrübt gewesen sein durch das, was ich diese Nacht gesehen habe und von dem ich Euch berichten werde.“

Als ich in der Morgendämmerung erwachte, bekam ich Lust auf ein Glas von diesem leichten Weißwein, für den ich gestern, wie Ihr Euch erinnert, Herrn von Astarac ein Kompliment gemacht habe. Denn es besteht, mein Sohn, zwischen dem Weißwein und dem Krähen des Hahns eine Sympathie, die gewiss aus der Zeit von Noah herrührt, und ich bin sicher, wenn der heilige Petrus in jener Nacht auf dem Hof des Hohepriesters ein Gläschen Moselwein oder wenigstens einen Wein aus der Gegend von Orléans gehabt hätte, dann hätte er Jesus erst nach dem zweiten Hahnenschrei verleugnet. Aber wir sollten in keiner Weise, mein Sohn, diese schlechte Tat bedauern, denn die Prophezeiung musste erfüllt werden, und wenn Petrus oder Kaiphas in jener Nacht nicht diese äußerste Schändlichkeit begangen hätten, wäre Petrus heute nicht der größte Heilige im Himmel und Eckstein unserer heiligen Kirche, zum Ärgernis der in den Augen der Welt ehrlichen Leute, die die Schlüssel ihrer ewigen Seligkeit in den Händen eines feigen Schelms sehen. O heilsames, lehrreiches Vorbild, das den Menschen, indem es ihn wegzieht von den trügerischen Eingebungen menschlicher Ehrbegriffe, hinführt auf die Wege des Heils! O weise Lehre der Religion! O göttliche Weisheit, welche die Niedrigen und Elenden

Jahel hielt Wort.

erhebt, um die Stolzen zu erniedrigen! O Wunder! O Mysterium! Zur ewigen Schande der Pharisäer und Richter wurde ein grober Fischer vom See Tiberias ausgewählt, der wegen seiner beleibten Feigheit zum Gespött der Küchenmädchen geworden war, die sich mit ihm im Hofe des Hohen Priesters am Feuer wärmten. Ein ungehobelter Klotz und ein Feigling, der seinen Herrn und seinen Glauben verleugnete vor Weibern, die bestimmt nicht so hübsch waren wie die Kammerfrau der Gattin des Vogtes von Séez, trägt die dreifache Krone auf der Stirn und den päpstlichen Ring am Finger, wird über die Fürstbischöfe, Könige und Kaiser gestellt und versehen mit dem Recht, zu binden und zu lösen; der ehrenhafteste Mann, die vornehmste Dame gelangen nicht in den Himmel, wenn er ihnen nicht den Zugang gewährt. Doch sagt mir bitte, mein Sohn, an welcher Stelle meines Berichts ich war, bevor ich bei diesem großen Heiligen Petrus, dem Apostelfürsten, den Faden verlor. Ich glaube, ich sprach von einem Glas Weißwein, das ich in der Morgendämmerung trank.

Ich stieg also im Hemd in das Arbeitszimmer hinunter und holte aus einem bestimmten Schrank, von dem ich mir in weiser Voraussicht am Abend zuvor den Schlüssel besorgt hatte, eine Flasche und leerte sie mit Vergnügen. Als ich danach wieder die Treppe hinaufstieg, begegnete ich zwischen dem zweiten und dritten Stock einem kleinen Fräulein in Weiß, das die Stufen hinabstieg. Sie schien sehr erschrocken und floh ans Ende des Ganges. Ich ging ihr nach, holte sie ein, ergriff sie und umarmte sie, von einer jähren und unwiderstehlichen Sympathie überwältigt. Tadelt mich nicht deswegen, mein Sohn; Ihr hättet an meiner Stelle dasselbe getan, und vielleicht mehr. So ein hübsches Mädchen, sie gleicht der Kammerzofe der Frau des Vogts, mit mehr Lebhaftigkeit im Blick. Sie wagte nicht zu schreien. Sie flüsterte mir ins Ohr: „Lasst mich, lasst mich los, Ihr seid verrückt!“ Seht, Tournebroche, ich trage noch am Handgelenk die Spuren ihrer Fingernägel. Ebenso lebhaft spüre ich noch auf meinen Lippen den Kuss, den sie mir gab!”

„Was, Herr Abbé, sie gab Euch einen Kuss?“ rief ich aus.

„Seid sicher, mein Sohn“, antwortete mir mein guter Meister, „Euch wäre es ebenso ergangen, unter der Bedingung, dass Ihr, wie ich, die Gelegenheit ergriffen hättet. Ich glaube bereits gesagt zu haben, dass ich das Fräulein fest umarmt hielt. Sie versuchte zu fliehen, unterdrückte Schreie, flüsterte Klagen.“

„Lasst mich los, bitte! Es wird schon Tag, noch einen Moment länger und ich bin verloren!“

Ihre Furcht, ihr Schrecken, ihre Not — welcher Barbar wäre davon nicht gerührt gewesen? Ich bin kein Unmensch. Ich gab ihr ihre Freiheit für einen Kuss, den sie mir gleich gab. Glaubt mir, bei meinem Wort, ich habe nie einen köstlicheren erhalten.“

An dieser Stelle seines Berichts bemerkte mein guter Meister, als er die Nase hob, um eine Prise zu nehmen, meine Bestürzung und meinen Schmerz, die er aber für Überraschung hielt.

„Jacques Tournebroche“, fuhr er fort, „was ich weiter zu erzählen habe, wird euch noch mehr überraschen. Ich ließ mit Bedauern das hübsche Fräulein gehen, aber meine Neugier verlangte, ihr zu folgen.“

Ich stieg hinter ihr die Treppe hinunter, sah sie die Eingangshalle durchqueren und durch die kleine Tür hinausgehen, auf der Seite, wo der Park am ausgedehntesten ist, und auf die Allee laufen. Ich folgte ihr. Ich dachte mir schon, dass sie nicht weit gehen könnte im Nachthemd und Nachtmütze. Sie nahm den Mandragoren-Weg. Meine Neugier verdoppelte sich und ich folgte ihr bis zum Gartenhaus von Mosaïdes. In diesem Moment erschien dieser hässliche Jude am Fenster mit seinem Gewand und seiner großen Mütze wie die Uhrenfigur einer alten Kirchturmuhre am Mittag erscheint, zur Freude ungehobelter Bauerntölpel und zum Nutzen des Kirchendieners.

Er entdeckte mich unter dem Blattwerk in dem Moment, als das hübsche Mädchen flink wie Galathea¹ in das Haus glitt, so dass es den Anschein hatte, dass ich sie verfolgte wie einer der Satyrn, von denen wir anlässlich der schönen Stellen von Ovid einmal sprachen. Und meine Kleidung verstärkte diese Ähnlichkeit noch, denn ich war im Nachthemd, wie ich Euch, glaube ich, bereits gesagt habe. Als er mich sah, funkelten die Augen des Mosaïdes. Er zog aus seinem schmutzigen gelben Umhang ein recht niedliches Stilett und drohte mir damit aus dem Fenster, mit einem Arm, der gar nicht vom Alter beschwert schien. Dazu bewarf er mich mit zweisprachigen Beschimpfungen. Ja, Tournebroche, meine Sprachkenntnisse erlauben mir, festzustellen, dass sie zweisprachig waren und gemischt aus spanisch, oder eher portugiesisch, und hebräisch. Ich ärgerte mich, dass ich den genauen Sinn nicht erfasste, denn ich verstehe diese Sprachen nicht, obwohl ich sie an gewissen häufig wiederkehrenden Lauten erkenne. Aber wahrscheinlich warf er mir vor, das Mädchen verführen zu wollen, bei der es sich wohl um seine Nichte Jahel gehandelt haben wird, die Herr von Astarac, wenn Ihr Euch erinnert, mehrmals vor uns erwähnt hat. Somit waren seine Schimpfreden zum Teil schmeichelhaft für mich, denn so wie ich durch das Alter und die Strapazen eines bewegten Lebens geworden bin, kann ich mir keine Hoffnungen mehr auf die Liebe junger Mädchen machen. Ja, das ist leider wohl ein Leckerbissen, von dem ich ebensowenig kosten werde wie vom Bischofsamt. Das schmerzt mich. Aber man soll sich nicht zu sehr an die vergänglichen Güter dieser Welt klammern. Wir müssen verlassen, was uns verlässt.

Mosaïdes, der mit seinem Stilett herumfuchtelte, brachte aus seiner Kehle rauhe Töne hervor, die mit spitzem Kläffen abwechselten, so dass ich offenbar in Form eines Cantus oder einer Kantilene beleidigt und getadelt wurde. Und ohne Übertreibung darf ich annehmen, dass er mich feierlich und zeremoniell einen Strolch und Verführer hieß. Als Mosaïdes am Ende seiner Schimpfreden angekommen war, bemühte ich mich, sie ebenfalls zweisprachig zu erwidern. Ich antwortete auf lateinisch und französisch, dass er ein Mörder und Ketzer sei, kleine Kinder schlachte und geweihte Hostien mit dem Dolch durchbohre. Der frische Morgenwind strich über meine Beine und erinnerte mich daran, dass ich im Hemd war. Das machte mich verlegen, denn es ist offensichtlich, dass ein Mann ohne Hose schlecht gerüstet ist, ewige Wahrheiten aufzuzeigen, Irrtümer zu geißeln und Verbrechen zu verfol-

¹Die wunderschöne Nymphe Galathea, Tochter des Nereus und der Doris, war die Geliebte des hässlichen Kyklopen Polyphem. Der junge und hübsche Hirtenknabe Akis verliebte sich in Galathea. Der eifersüchtige Polyphem tötete seinen mutmaßlichen Nebenbuhler.

gen. Trotzdem stellte ich ihm die schrecklichen Bilder seiner Verbrechen vor Augen und drohte ihm mit der menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit.”

„Was! Mein guter Meister”, rief ich aus, „Mosaïdes, der so eine hübsche Nichte hat, hat Kinder getötet und Hostien geschändet?”

„Das weiß ich nicht”, antwortete Herr Jérôme Coignard, „und ich kann das nicht wissen. Aber diese Verbrechen sind ihm zuzurechnen, weil es die seines Volkes sind, und ich kann sie ihm vorwerfen, ohne ein Unrecht zu begehen. Ich warf diesem Ungläubigen die lange Reihe seiner verbrecherischer Ahnen vor. Ihr wisst wohl, was man über die Juden und ihre abscheulichen Riten sagt. Es gibt in der alten Kosmographie von Münster² ein Bild, das Juden darstellt, die ein Kind schlachten, und sie sind zu erkennen an dem Rad – oder ist es eine Scheibe? – aus Stoff, das sie als Zeichen ihrer Schändlichkeit an den Kleidern tragen. Ich glaube dennoch nicht, dass dies bei ihnen ein fester Brauch ist. Ich bezweifle auch, dass alle Israeliten nach nichts anderem streben, als die heiligen Sakramente der Christenheit zu beleidigen. Sie dessen anzuklagen, hieße, sie für ebenso sehr vom Glauben an die Göttlichkeit unseres Herrn Jesus Christus durchdrungen zu halten wie uns. Denn man nimmt das Sakrileg nicht wahr ohne den Glauben daran, und der Jude, der in frevlerischer Absicht Hostien schändete, würde dadurch der Wahrheit der Transsubstantiation huldigen. Das sind Fabeln, die man den Dummköpfen überlassen sollte, mein Sohn, und wenn ich sie diesem schrecklichen Mosaïdes an den Kopf warf, dann nicht so sehr aufgrund einer vernünftigen Kritik, als aus Groll und Wut.”

„Aber Herr Coignard”, sagte ich, „Ihr hättet ihm einfach den Portugiesen vorwerfen können, den er aus Eifersucht getötet hat, denn das ist ein richtiger Mord.”

„Was!”, rief mein guter Meister, „Mosaïdes hat einen Christen getötet? Da haben wir in ihm einen gefährlichen Nachbarn. Aber Ihr mögt aus diesem Abenteuer die selben Schlüsse ziehen wie ich. Es ist gewiss, dass seine Nichte die gute Freundin des Herrn von Astarac ist, dessen Zimmer sie sicherlich gerade verlassen hatte, als ich ihr auf der Treppe begegnete.

Ich habe zu viel Religion in mir, um nicht zu bedauern, dass eine so liebenswerte Person dem Volk entspringt, das Jesus Christus gekreuzigt hat. Seid gewiss, mein Sohn, dass dieser böse Mordechai der Onkel einer Esther ist, die nicht sechs Monate in Myrrhe eingelegt werden muss³, um des Bettes eines Königs würdig zu sein. Der alte alchemistische Rabe Astarac passt nicht zu einer solchen Schönheit, und ich bin geneigt, mich für sie zu interessieren.

²Sebastian Münster (1488 – 1552), Kosmograph, Humanist und Hebraist. (Sein Bild zierte den alten Hundert–DM–Schein.) Titel des Buches:

„**Cosmographia.** Beschreibung aller Lender durch Sebastianum Munsterum, in welcher begriffen Aller völker, Herrschafften, Stetten und namhafftiger flecken, herkommen: Sitten, gebreüch, ordnung, glauben, secten vnd hantierung, durch die gantze welt, vnd fürnemlich Teutscher nation. Was auch besonders in iedem landt gefunden, vnnnd darin beschehen sey. Alles mit figuren vnd schönen landt taflen erklet, vnd für augen gestelt.”

³„Der Reihe nach wurden alle Mädchen zu König Artaxerxes geholt. Zuvor waren sie, wie es für die Frauen Vorschrift war, zwölf Monate lang gepflegt worden; denn so lange dauerte ihre Schönheitspflege: sechs Monate Myrrhenöl und sechs Monate Balsam und andere Schönheitsmittel der Frauen.” (Est. 2,12)

Jahel hielt Wort.

Wohl muss Mosaïdes sie streng verborgen halten, denn wenn sie sich eines Tages am Hofe oder im Theater zeigen würde, läge ihr am nächsten Tag die Welt zu Füßen. Möchtet Ihr sie nicht einmal sehen, Tournebroche?"

Ich antwortete, dass ich das lebhaft wünschte, und wir vertieften uns beide wieder in unser Griechisch.

An einem warmen Abend,

als wir, mein Meister und ich, in der Rue du Bac waren, sagte Herr Jérôme Coignard zu mir:

„Jacques Tournebroche, mein Sohn, hättet Ihr keine Lust, links in der Rue de Grenelle eine Schenke zu suchen? Wir müssen aber auch einen Wirt finden, der Wein für zwei Sous den Schoppen verkauft. Denn ich bin blank, und ich denke, mein Sohn, dass es Euch nicht besser geht als mir, zur Schande des Herrn Astarac, der vielleicht Gold macht, aber, wie man an uns sehen kann, nichts davon für seine Sekretäre und Bediensteten übrig hat.

Unsere Lage ist beklagenswert. Ich habe keinen roten Heller in der Tasche und werde diesem großen Übel wohl mit Fleiß und List begegnen müssen. Schön ist es, die Armut wie Epiktet zu ertragen, der hierdurch unvergänglichen Ruhm erwarb. Aber ich bin dieser Übung müde und durch Gewöhnung ist sie mir langweilig geworden. Ich spüre, dass es an der Zeit ist, etwas zu unternehmen, und dass ich mir etwas einfallen lassen muss, um Reichtum zu erwerben, ohne dass er mich besitzt, was das Vornehmste ist, wozu sich die Seele eines Weisen aufschwingen kann. Ich möchte alsbald Gewinn machen, um zu zeigen, dass sich meine Weisheit auch im Wohlstand bewährt. Ich suche hierfür ein Mittel und du siehst, wie ich darüber nachdenke, Tournebroche.“

Während mein guter Meister so mit vornehmer Eleganz sprach, kamen wir an das Haus, wo Herr de la Guéritaude das Fräulein Catherine untergebracht hatte. „Ihr erkennt es“, hatte sie mir gesagt, „an den Rosen auf dem Balkon.“ Es war nicht mehr hell genug, um die Rosen zu sehen, aber ich glaubte, sie zu riechen. Nach einigen Schritten erkannte ich sie am Fenster, wo sie mit einem Topf Wasser in der Hand dabei war, ihre Blumen zu gießen. Als sie mich auch erkannte, lachte sie und warf mir einen Kuss zu. Woraufhin eine Hand aus dem Fenster kam und ihr eine Ohrfeige auf die Wange knallte, was sie so überraschte, dass sie den Topf mit Wasser fallen ließ, der fast auf den Kopf meines guten Meisters gefallen wäre. Dann verschwand die schöne Geohrfeigte und der Ohrfeiger trat an ihre Stelle, lehnte sich über das Geländer und rief herunter zu mir:

„Gott sei gelobt, mein Herr, Ihr seid nicht der Kapuziner! Ich kann nicht leiden, dass meine Geliebte diesem widerlichen Dummkopf, der ständig unter diesem Fenster herumlungert, Küsse zuwirft. Dieses Mal muss ich wenigstens nicht über ihre Wahl erröten. Ihr scheint mir ein Mann von Stand zu sein, und ich glaube, ich habe Euch schon einmal gesehen. Erweist mir die Ehre und kommt hoch. Wir haben drinnen ein Abendessen vorbereitet. Bringt auch den Herrn Abbé mit, der scheinbar einen Was-

serguss abbekommen hat und sich schüttelt wie ein nasser Hund. Nach dem Abendessen werden wir Karten spielen und wenn es Tag wird, können wir uns meinetwegen die Kehle durchschneiden. Aber nur aus Anstand und um Eurer Ehre willen, denn in Wirklichkeit ist dieses Mädchen keinen Schwertstreich wert, eine Schlampe, die ich nie im Leben wiedersehen will.”

Ich erkannte in dem, der solchermaßen sprach, den Herrn von Anquetil, den ich damals gesehen hatte, wie er seine Leute anfeuerte, dem Bruder Angelus in den Hintern zu stechen. Er sprach höflich und behandelte mich wie einen Edelmann. Ich spürte welch hohe Gunst er mir erwies, indem er mich für würdig erachtete, mir die Kehle durchzuschneiden. Mein guter Meister war nicht weniger empfänglich für so viel Lebensart. Nachdem er sich genügend geschüttelt hatte, sprach er:

„Jacques Tournebroche, mein Sohn, so eine freundliche Einladung können wir nicht ablehnen.”

Schon waren zwei Lakaïen mit Fackeln hinuntergestiegen. Sie führten uns in einen Saal, wo ein Abendessen auf einem von zwei silbernen Kandelabern erhellten Tisch stand. Herr von Anquetil bat uns, Platz zu nehmen und mein guter Meister band sich seine Serviette um den Hals. Er hatte schon eine gebratene Drossel aufgespießt, da drang ein lautes Schluchzen an unsere Ohren.

„Achtet nicht auf das Geschrei”, sagte Herr von Anquetil, „Das ist Catherine, die in dem Zimmer heult, wo ich sie eingesperrt habe.”

„Ach, edler Herr, man sollte ihr vergeben”, antwortete mein guter Meister und betrachtete betrübt den kleinen Vogel auf der Spitze seiner Gabel. „Die leckersten Gerichte schmecken bitter, wenn sie mit Tränen und Schluchzen gewürzt werden. Solltet Ihr wirklich das Herz haben, eine Frau weinen zu lassen? Seid gnädig zu ihr, ich bitte Euch. Ist es wirklich so schlimm, dass sie meinem jungen Schüler einen Kuss zugeworfen hat, der einst ihr Nachbar und guter Bekannter war in der Zeit ihrer beider Mittelmäßigkeit, als die Reize dieses hübschen Mädchens erst nur in der Weinlaube des *Kleinen Bacchus* bekannt waren? Dieser Kuss war eine völlig unschuldige menschliche Regung, soweit eine Frau nach der Erbsünde überhaupt unschuldig sein kann. Erlaubt mir, edler Herr, Euch zu sagen, dass die Eifersucht ein mittelalterliches Gefühl ist, ein trauriger Rest barbarischer Sitten, der in einer weltläufigen und wohlgeborenen Seele keinen Platz haben dürfte.”

„Herr Abbé”, antwortete Herr von Anquetil, „warum glaubt Ihr, ich sei eifersüchtig? Ich bin es nicht. Aber ich dulde nicht, dass eine Frau sich über mich lustig macht.”

„Wir sind wie Spielzeug im Wind”, sagt mein guter Meister seufzend. „Alle lachen über uns: der Himmel, die Sterne, der Regen, die Winde, der Schatten, das Licht und die Frauen. Lasst zu, edler Herr, dass Catherine mit uns zu Abend isst. Sie ist hübsch und wird Eure Tafel schmücken. Was immer sie möglicherweise getan hat, macht ihren Anblick nicht weniger angenehm. Die Untreue der Frauen zeichnet nicht ihr Gesicht: Die Natur, der es gefällt, sie zu schmücken, ist gleichgültig gegenüber ihren Fehlern. Macht es ebenso, verehrter Herr, und vergebt Catherine.”

Ich schloss mich den Bitten meines guten Meisters an, und Herr von Anquetil willigte ein, die Gefan-

An einem warmen Abend,

gene zu befreien. Er trat an die Tür, aus der das Weinen drang, öffnete sie und rief Catherine, die darauf nur ihr Klagen verdoppelte.

„Meine Herren“, sagte ihr Liebhaber zu uns, „da liegt sie auf dem Bauch auf dem Bett, den Kopf im Kissen, und bei jedem Schluchzer macht sie einen krummen Rücken. Zum Lachen. Und wegen so etwas geben wir Männer uns solche Mühe und machen so viele Dummheiten! ... Catherine, kommt essen.“

Aber Catherine rührte sich nicht und heulte weiter. Er begann sie am Arm zu ziehen und packte sie an der Taille. Sie wehrte sich. Er begann, sie mit mehr Nachdruck zu bitten:

„Auf! Komm, Kleines!“

Aber sie beharrte darauf, liegen zu bleiben und hielt das Bett und die Matratzen umklammert.

Ihr Liebhaber verlor die Geduld und brüllte sie unter tausend Flüchen grob an:

„Steh' auf, Saumensch!“

Sogleich stand sie auf und nahm, unter Tränen lächelnd, seinen Arm und betrat mit der Miene des glücklichen Opfers das Esszimmer.

Sie setzte sich zwischen Herrn von Anquetil und mich, den Kopf auf der Schulter ihres Liebhabers, während sie unter dem Tisch mit dem Fuß meinen Fuß suchte.

„Meine Herren“, sagte unser Gastgeber, „verzeiht mir meine Erregung, die mir immerhin, was ich nicht bedauern kann, die Ehre eingebracht hat, Euch hier zu bewirten. Ich kann nun einmal nicht alle Launen der Schönen dulden, und ich bin sehr empfindlich, seit ich sie mit ihrem Kapuziner überrascht habe.“

„Mein Freund“, sagte Catherine, „Eure Eifersucht führt Euch in die Irre. Ihr solltet wissen, dass ich nur Augen für Herrn Jacques habe.“

„Sie verspottet mich“, sagte Herr von Anquetil.

„Ach was“, antwortete ich. „Man sieht doch, dass sie nur Euch liebt.“

„Ohne Übertreibung“, antwortete er, „sie hängt schon sehr an mir. Aber sie ist flatterhaft.“

„Darauf wollen wir trinken!“, sagte Herr Abbé Coignard.

Herr von Anquetil reichte meinem guten Meister die Korbflasche und rief:

„Zum Donnerwetter, Herr Abbé, Ihr seid doch ein Mann der Kirche, könnt Ihr uns nicht sagen, warum die Frauen die Kapuziner so lieben?“

Herr Coignard wischte sich die Lippen und sprach:

„Der Grund dafür ist, dass die Kapuziner mit Demut und Hingabe lieben. Ein weiterer Grund ist, dass bei ihnen weder das Denken noch die gute Erziehung ihre natürlichen Instinkte schwächt. — Verehrter Herr, Euer Wein ist großartig.“

„Ihr erweist mir zuviel der Ehre“, antwortete der Herr von Anquetil. „Das ist der Wein des Herrn de la Guéritaude. Wenn ich ihm seine Geliebte genommen habe, dann kann ich wohl auch seinen Wein

trinken.“

„Das ist nur recht und billig“, antwortete mein guter Meister. „Ich sehe, dass Ihr Euch über die Vorurteile hinwegsetzt.“

„Lobt mich nicht mehr, als ich es verdiene, Herr Abbé“, antwortete Herr von Anquetil. „Meine Geburt macht mir leicht, was für einen Mann aus dem Volk schwierig wäre. Ein gemeiner Mann ist gezwungen, bei all seinen Handlungen Rücksicht zu nehmen. Er unterliegt einer strengen Redlichkeit. Aber ein Edelmann hat die Ehre, sich für den König und das Vergnügen zu schlagen. Das befreit ihn davon, sich mit derlei Einfältigkeiten abgeben zu müssen. Ich habe unter Herrn de Villars¹ gedient, ich habe den Erbfolgekrieg² mitgemacht und in der Schlacht bei Parma³ für nichts und wieder nichts mein Leben riskiert. Das Mindeste, was mir dafür zusteht, ist wohl, dass ich meine Bediensteten nach Herzenslust verprügeln, meine Gläubiger prellen und meinen Freunden die Ehefrau oder sogar die Geliebte ausspannen kann.“

„Ihr sprecht, wie es einem Edelmann geziemt“, sagte mein guter Meister, „und Ihr legt großen Wert auf die Vorrechte des Adels.“

„Ich bin frei“, sprach Herr von Anquetil, „von den Skrupeln, welche die breite Masse einschüchtern und nur dazu gut sind, die Furchtsamen abzuschrecken und die Unglücklichen zu unterdrücken.“

„Auf Euer Wohl!“, sagte mein guter Meister.

„Ich glaube nicht an die Tugend“, sagte der andere.

„Ihr habt recht“, fuhr mein Meister fort. „So wie das Menschentier geschaffen ist, kann es nur durch eine Missbildung tugendhaft sein. Seht zum Beispiel dieses schöne Mädchen, das mit uns zu Abend isst: ihr Köpfchen, ihre schöne Brust, ihr wundervoll gerundeter Leib und das Übrige. Wo sollte hier ein Körnchen Tugend zu finden sein? Nirgends, so wohlgestaltet, gesund, voll Saft und Kraft und prall, wie sie ist. Die Tugend, wie der Rabe, nistet in Ruinen. Sie bewohnt Hohlräume und Körperfalten. Ich selbst, verehrter Herr, der ich mich seit meiner Kindheit mit den strengen Grundsätzen der Religion und der Philosophie beschäftigt habe, habe erst etwas Tugend in mir entwickeln können, nachdem die Strapazen des Lebens und das Alter einige Breschen in die Mauern meiner körperlichen Konstitution geschlagen hatten. Und immer noch bewegt mich weniger die Tugend als der Stolz. So habe ich es mir angewöhnt, an den göttlichen Schöpfer dieser Welt dieses Gebet zu richten: ‘Mein Gott, behüte mich vor der Tugend, wenn sie mich wegführt von der Frömmigkeit.’ Ja, die Frömmigkeit, das ist es, was möglich und notwendig zu erreichen ist. Das ist das Ziel, das uns ziemt! Mögen wir dahin gelangen! Schenkt inzwischen noch mal ein.“

¹Claude-Louis-Hector de Villars (1653–1734), Marschall von Frankreich, Oberbefehlshaber unter anderem im Spanischen Erbfolgekrieg, Kriegsminister. Ein gewisser Louis-Pierre Anquetil (1723–1808) gab dessen Autobiographie (*Vie du Maréchal Duc de Villars*, 4 Bände; Paris: Moutard, 1784) heraus.

²Spanischer Erbfolgekrieg (1701–1714)

³Ein verlustreicher, aber nutzloser französischer Sieg gegen die Österreicher 1734

„Ich muss Euch gestehen“, sagte Herr von Anquetil, „dass ich nicht an Gott glaube.“

„Dafür tadle ich Euch“, sagte der Abbé. „Man muss an Gott und alle Wahrheiten unserer heiligen Religion glauben.“

Herr von Anquetil ereiferte sich:

„Ihr macht Euch lustig über uns und haltet uns für einfältiger als wir sind. Ich sage Euch, ich glaube weder an Gott noch an den Teufel und gehe nie zur Messe, außer zur Messe des Königs. Die Predigten der Priester sind nur Märchen für alte Weiber, aus der Zeit meiner Großmutter, die noch zum Pfarrer von Choisy ging, um zu sehen, wie er in Weiberkleidern in Saint-Jacques-du-Haut-Pas⁴ das geweihte Brot verteilte. Damals gab es noch Religion. Es gibt sie nicht mehr, Gott sei Dank!“

„Bei Gott und allen Teufeln, sprecht nicht so, mein Freund!“, rief Catherine. „Es gibt einen Gott, ebenso wahr wie diese Pastete auf dem Tisch. Der Beweis ist, dass ich eines Tages, als ich mich in großer Not und Mittellosigkeit befand, auf den Rat des Bruder Angelus in der Kirche der Kapuziner eine Kerze anzündete, und am nächsten Tag auf dem Spaziergang dem Herrn de la Guéritaude begegnete, der mir dieses Haus gab mit allen Möbel und dem Keller voll Wein, den wir heute trinken, und genug Geld, um anständig zu leben.“

„Pfui!“, sagte Herr von Anquetil. „Wie dieses dumme Ding Gott in ihre schmutzigen Geschäfte mengt, das ist sogar für einen Atheisten empörend!“

„Mein Herr“, sprach mein guter Meister, „es ist unendlich besser, Gott in unsaubere Geschäfte zu verwickeln, wie es dieses einfache Mädchen tut, als ihn, wie Ihr, aus der Welt zu verjagen, die er geschaffen hat. Wenn Gott nicht extra für Catherine, sein Geschöpf, diesen großen Gönner geschickt hat, so hat er zumindest zugelassen, dass sie ihm begegnet ist. Wir kennen seine Wege nicht, und was dieses unschuldige Kind sagt, enthält, auch wenn Blasphemie dabei ist, mehr Wahrheit als alle eitlen Worte, die der Gottlose aus der Leere seines Herzens schöpft. Es gibt nichts verabscheuungswürdigeres als die Freigeisterei, welche die Jugend heutzutage zur Schau trägt. Eure Worte machen einen schaudern. Soll ich Euch darauf mit Beweisen aus den heiligen Büchern und den Schriften der Kirchenväter antworten? Soll ich Euch das Wort Gottes an die Patriarchen und Propheten vorhalten: *Si locutus est Abraham et semini eius in sæcula?*⁵ Soll ich vor Euren Augen die Tradition der Kirche entwickeln? Soll ich gegen Euch die Autorität der zwei Testamente anrufen? Soll ich Euch widerlegen mit den Wundern Christi und seinem Wort, das ebenso wunderbar ist wie seine Taten? Nein! Ich werde nicht zu diesen heiligen Waffen greifen, zu sehr würde ich befürchten, sie in diesem frommen Kampf zu entweihen. Die Kirche lehrt uns in ihrer Weisheit, dass man sich nicht zu sehr ereifern sollte, um keinen Anstoß zu erregen. Darum werde ich, verehrter Herr, über die Wahrheiten schweigen, die mir am Fuß der Altäre zuteil

⁴Kirche in Paris, im 5. Arrondissement

⁵*Sicut locutus est ad patres nostros, Abraham et semini eius in sæcula* — So hat er zu unseren Vätern gesprochen, zu Abraham und dessen Samen in Ewigkeit. (Aus dem Lukasevangelium, „Magnificat“, Lk., 1, 26-56)

wurden. Aber ohne der keuschen Bescheidenheit meiner Seele Gewalt anzutun und ohne die heiligen Mysterien zu entweihen, werde ich Euch zeigen, dass Gott in der Vernunft des Menschen wohnt; ich will ihn Euch zeigen in der Philosophie der Heiden und selbst in den Thesen der Gottlosen. Ja, mein Herr, ich werde Euch zeigen, dass Ihr selbst ihn wider Willen bekennt, obwohl ihr behauptet, er existiere nicht. Denn Ihr werdet mir wohl zustimmen, dass, wenn es auf der Welt eine Ordnung gibt, diese Ordnung göttlich ist und aus der Quelle jeder Ordnung fließt.”

„Ich gestehe Euch das zu”, antwortete betreten Herr von Anquetil in seinem Sessel und kratzte sich an der Wade.

„So gebt denn acht”, fuhr mein guter Meister fort. „Wenn Ihr sagt, dass Gott nicht existiert — was macht Ihr anders als Gedanken zu verketten, vernunftgemäß nachzudenken und somit das Prinzip jedes Gedankens und jeder Vernunft zu bezeugen, also Gott? Und kann man auch nur auf der Behauptung bestehen, dass er nicht existiert, ohne schärfstes Nachdenken, in dem, wie in jeder Überlegung, die göttliche Harmonie ihren Widerschein findet?”

„Herr Abbé”, antwortete Herr von Anquetil, „Ihr seid ein drolliger Sophist. Man weiß heute, dass die Welt das Werk des Zufalls ist, und man braucht nicht von Vorsehung sprechen, seit die Naturwissenschaftler mit ihren Teleskopen auf dem Mond geflügelte Frösche gesehen haben.”

„Nun, mein Herr”, antwortete mein guter Meister, „ich bin nicht beleidigt, dass es auf dem Mond geflügelte Frösche geben soll; mir scheint, solche Sumpfvögel sind sehr würdige Bewohner einer Welt, die nicht vom Blut unseres Herrn Jesus Christus geheiligt wurde. Ich gebe zu, dass wir nur einen kleinen Teil des Universums kennen, und es kann sein, wie Herr von Astarac sagt — der im Übrigen verrückt ist — dass diese Welt nur ein Klumpen Dreck in der Unendlichkeit der Welten ist. Es ist möglich, dass der Astrologe Kopernikus nicht völlig unrecht hatte, wenn er lehrte, dass die Erde mathematisch nicht der Mittelpunkt der Schöpfung ist. Ich habe gelesen, dass ein Italiener namens Galileo, der elendiglich starb, dachte wie dieser Kopernikus, und wir sehen heute den kleinen Herrn von Fontenelle⁶ diese Gedanken vertreten. Doch nur die schwachen Geister lassen sich durch solches Blendwerk beeindrucken. Was spielt es für eine Rolle, ob die physische Welt größer oder kleiner ist, von dieser oder jener Gestalt? Dass die Welt nur mit den Mitteln der Intelligenz und Vernunft verstanden werden kann, ist genügend Beweis für das Wirken Gottes darin.

Wenn die Gedanken eines Gelehrten Euch von Nutzen sein können, mein Herr, so will ich Euch mitteilen, wie dieser Beweis der Existenz Gottes, besser als der des heiligen Anselmus und völlig unabhängig vom Erleben einer Offenbarung, jäh in seiner ganzen Klarheit mir erschienen ist. Es war vor fünfundzwanzig Jahren in Séz. Ich war Bibliothekar des Herrn Bischof und die Fenster des Lesesaals gingen auf einen Hof, wo ich jeden Morgen ein Küchenmädchen die Töpfe seiner Eminenz scheuern sah. Sie

⁶Bernard le Bovier de Fontenelle (1657–1757), *Entretiens sur la pluralité des mondes*, 1686. Fontenelle beschäftigte sich darin als erster mit der Möglichkeit einer außerirdischen Intelligenz auf fremden Planeten. Das Buch stand auf dem Index.

war jung, groß und kräftig. Ein leichter Flaum über ihren Lippen gab ihrem Gesicht eine reizende und stolze Anmut. Ihre lockigen Haare, ihre magere Brust, ihre langen, nackten Arme waren ebenso eines Adonis wie einer Diana würdig. Sie war von einer knabenhaften Schönheit. Ich liebte sie deshalb; ich liebte ihre starken und roten Hände. Die Lust, die dieses Mädchen mir bereitete, war ebenso roh und gewalttätig wie sie selbst. Ihr wisst nicht, wie gebieterisch solche Gefühle sind. Ich teilte ihr die meinen vom Fenster aus durch wenige Gesten und Worte mit. Sie teilte mir noch kürzer mit, dass sie meine Gefühle teile und gab mir ein Rendezvous in der nächsten Nacht auf dem Speicher, wo sie auf dem Heu schlief, aufgrund der Güte des Hochwürdigen Herrn, dessen Geschirr sie spülte. Ich erwartete mit Ungeduld die Nacht. Als es soweit war, nahm ich eine Leiter und stieg auf den Speicher, wo das Mädchen mich erwartete. Mein erster Gedanke war, sie zu umarmen; mein zweiter, die Verkettung von Ereignissen zu bewundern, die mich in ihre Arme geführt hatte. Denn schließlich, verehrter Herr, ein Kirchenmann, ein Küchenmädchen, eine Leiter, ein Bündel Heu — welche Folgerichtigkeit, welche Verkettung von Ursache und Wirkung! Was für ein Beweis der Existenz Gottes! Ich war überwältigt und kann mit Vergnügen diese profane Demonstration den Gottesbeweisen der Theologie hinzufügen, die im übrigen weithin ausreichend sind.”

„Herr Abbé”, sagte Catherine, „was schlecht ist an Eurer Geschichte, das ist, dass dieses Mädchen keine Brust hatte. Eine Frau ohne Brust, das ist ein Bett ohne Kopfkissen. — Aber wisst Ihr nicht, Herr von Anquetil, was jetzt angebracht wäre?”

„Doch, L’hombre⁷ spielen, das man zu dritt spielt.”

„Wenn Ihr wollt”, antwortete sie. „Aber ich bitte Euch, mein Freund, Pfeifen bringen zu lassen. Nichts ist angenehmer, als beim Wein eine Pfeife Tabak zu rauchen.”

Ein Lakai brachte Karten und die Pfeifen, die wir anzündeten. Bald war der Raum erfüllt mit einer dichten Rauchwolke, in deren Mitte unser Gastgeber und Herr Abbé Coignard Piquet⁸ spielten.

Das Glück begünstigte meinen guten Meister, bis Herr von Anquetil, als er gewahr wurde, dass mein Meister das dritte Mal 55 markierte, während er nur 40 hatte, ihn Falschspieler und Raubritter nannte und ihm eine Flasche Wein an den Kopf warf, die auf dem Tisch zerschellte und ihn mit Wein überschwemmte.

„Ihr werdet Euch, mein Herr”, sagte der Abbé, „nun die Mühe machen müssen, eine andere Flasche zu entkorken, denn wir haben viel Durst.”

„Gerne”, sagte Herr von Anquetil, „aber wisst, Herr Abbé, dass ein gebildeter Mensch nicht die Punkte markiert, die er nicht hat und nur am Spieltisch des Königs mit gezinkten Karten spielt, wo sich alle möglichen Personen befinden, denen man nichts schuldig ist. Überall sonst ist das eine Schändlichkeit. Herr Abbé, wollt Ihr, dass man Euch für einen Falschspieler hält?”

„Es ist bemerkenswert”, sagte mein guter Meister, „dass beim Karten- oder Würfelspiel eine in der

⁷L’hombre, eingedeutscht Lomber: Seit der Ära Ludwigs XIV. beliebtes Kartenspiel, Vorläufer von Skat und Tarock.

⁸Piquet, Écarté: Glücksspiel, üblicherweise zu zweit gespielt.

Kriegskunst, der Politik und dem Wirtschaftsleben empfohlene Praxis, die Ungerechtigkeiten Fortunas zu korrigieren, für schändlich gilt. Es ist nicht so, dass ich mich nicht der Ehrlichkeit im Kartenspiel rühme. Ich bin darin sehr genau, und Ihr habt Euch nur eingebildet, dass ich Punkte markiert habe, die ich nicht hatte. Andernfalls würde ich das Beispiel eines seligen Bischofs von Genf anführen, der sich nichts daraus machte, im Spiel zu betrügen. Aber ich komme nicht umhin, mich mit der Überlegung zu verteidigen, dass die Menschen beim Spiel empfindlicher sind als bei ernsthaften Angelegenheiten, und dass sie sich mehr bemühen, beim Trictrac für ehrlich zu gelten, als auf dem Schlachtfeld oder bei einem Friedensvertrag, wo dies angebracht wäre. Aelian⁹, geehrter Herr, hat auf griechisch ein Buch über Strategie veröffentlicht, das in allen Einzelheiten darlegt, wie die großen Feldherrn betrügen.“

„Herr Abbé“, sagte Herr von Anquetil, „ich habe Euren Aelian nicht gelesen, und ich werde ihn meiner Lebtag nicht lesen. Aber ich habe, wie jeder gute Edelmann, den Krieg mitgemacht. Ich habe achtzehn Monate dem König gedient. Das ist der vornehmste Dienst. Ich werde Euch sagen, worin er genau besteht. Das ist ein Geheimnis, das ich Euch anvertrauen kann, weil es niemand hört außer den Flaschen, jenem Herrn, den ich nachher töten werde, und diesem Mädchen, das sich gerade entkleidet.“

„Ja“, sagte Catherine. „Ich ziehe mich bis aufs Hemd aus, weil es mir zu heiß ist.“

„Also“, fuhr Herr von Anquetil fort, „was immer die Zeitungen auch schreiben, der Krieg besteht einzig darin, den Bauern Hühner und Schweine zu stehlen. Die Soldaten auf dem Feldzug sind nur darum besorgt.“

„Ihr habt wohl recht“, sagte mein guter Meister. „Man hat ja einst in Gallien gesagt, dass Frau Gackeleia vom Hof die beste Freundin des Soldaten ist. Aber ich bitte Euch, Jacques Tournebroche, meinen Schüler, nicht zu töten.“

„Herr Abbé“, antwortete Herr von Anquetil, „die Ehre zwingt mich dazu.“

„Uff“, sagte Catherine und richtete über ihrem Busen die Spitzen ihres Hemds. „So geht es mir besser.“

„Verehrter Herr“, fuhr mein Meister fort, „Jacques Tournebroche ist mir sehr nützlich für eine Übersetzung von Zosimus dem Panopolitaner, die ich unternommen habe. Ich wäre Euch äußerst dankbar, wenn Ihr Euch erst nach Vollendung dieses großen Werkes mit ihm schlagen würdet.“

„Euer Zosimus ist mir egal“, antwortete Herr von Anquetil. „Er ist mir völlig egal, Ihr versteht mich, Herr Abbé. So egal wie dem König seine erste Geliebte.“

Und er sang:

*Um einen jungen Boten zu schicken
und auf dem Steigbügel fest zu machen*

⁹Aelianos ho taktikos, griechisch-römischer Militärschriftsteller zur Zeit Trajans, lange Zeit mit seinem Fast-Namensvetter, dem ebenfalls griechisch schreibenden Stoiker und Sophisten *Cladius Aelianus* verwechselt.

An einem warmen Abend,

*brauchte er einen Weg
Trallalala*

„Was ist das, Zosimus?“

„Zosimus, mein Herr“, antwortete der Abbé, „Zosimus von Panopolis war ein griechischer Gelehrter, der im dritten Jahrhundert nach Christus in Alexandria lebte und Abhandlungen über die Spagyrik verfasste.“

„Was sollte mich das angehen, Eurer Meinung nach?“, antwortete Herr von Anquetil. „Und warum übersetzt Ihr ihn?“

*Schmieden wir das Eisen, solange es heiß ist,
sagte sie und nannte sich erste Sultanin.
Trallalalala*

„Mein Herr“, sagte mein guter Meister, „Ich gebe zu, dass das keinen unmittelbaren Nutzen hat und dass der Lauf der Welt dadurch nicht verändert wird. Aber, indem ich das Werk, das dieser Grieche für seine Schwester Theosebia geschrieben hat, annotiere und kommentiere ...“

Catherine unterbrach die Rede meines guten Meisters, indem sie mit schriller Stimme sang:

*Trotz aller Neiderzungen soll,
weil ich es will, mein Gatte Herzog werden.
Er soll kein Sekretär mehr sein.
Trallalalala*

„... trage ich zum Schatz des Wissens bei, der von gelehrten Männern aufgehäuft wurde“, fuhr mein guter Meister fort, „und füge meinen Stein zu dem Gebäude der wahren Geschichte hinzu, welche eher die Geschichte der Lehren und Meinungen ist, als die der Kriege und Verträge. Denn, mein Herr, der Adel des Menschen ...“

Catherine sang weiter:

*Mögen die Pariser tratschen, mag man zum Spott uns Lieder singen,
Was schert uns dieses dumme Volk! Wir werden's weit noch bringen.
Trallalalala*

„... ist der Gedanke. Und in dieser Hinsicht ist es nicht gleichgültig zu wissen, welche Vorstellung sich dieser Ägypter von der Natur der Metalle und den Eigenschaften der Materie machte.“

Herr Abbé Jérôme Coignard trank einen großen Schluck Wein, während Catherine weitersang:

*Ob durch das Schwert oder die Scheide, egal wie er erworben.
Ein Herzogtitel schmückt den Mann, auch wenn er schon gestorben.
Trallalalala*

„Herr Abbé“, sagte Herr von Anquetil, „Ihr trinkt nicht, und redet doch dummes Zeug. In Italien, im Erbfolgekrieg, stand ich unter dem Befehl eines Brigadegenerals, der Polybios übersetzte. Aber das war ein Schwachkopf. Warum sollte man Zosimus übersetzen?“

„Nun ja, wenn Ihr das wirklich wissen wollt“, sagte mein guter Meister, „Ich finde darin mein Vergnü-

gen.”

„Das sei Euch gegönnt”, sagte Herr von Anquetil, „Aber womit kann Herr Tournebroche, der gerade dabei ist, meine Geliebte zu liebkosen, Euch dabei helfen?”

„Durch die Kenntnis des Griechischen, die ich ihm vermittelt habe”, sagte mein guter Meister.

Herr von Anquetil wandt sich an mich:

„Was, mein Herr, Ihr könnt griechisch? Ihr seid also gar kein Edelmann?”

„Verehrter Herr”, antwortete ich, „mein Vater ist Bannerträger der Bruderschaft der Pariser Bratköche.”

„Dann ist es mir unmöglich, Euch zu töten”, antwortete er mir. „Nehmt es mir nicht krumm. Aber Abbé, Ihr trinkt ja gar nicht. Ihr habt mich getäuscht. Ich hielt Euch für einen wackeren Zecher und hatte Lust, Euch zum Kaplan zu nehmen, wenn ich einmal ein Haus habe.”

Dennoch trank Herr Abbé Coignard eine Flasche nach der andern und Catherine flüsterte mir ins Ohr: „Jacques, mir wird klar, dass ich nie einen andern lieben werde als Euch.”

Diese Worte von einer Person im Hemd stießen mich in äußerste Verwirrung. Catherine machte mich betrunken, indem sie mich aus ihrem Glas trinken ließ, was in dem allgemeinen Durcheinander eines Gelages, das alle Köpfe erhitzt hatte, niemand bemerkte.

Herr von Anquetil zerbrach den Hals einer Flasche am Tisch und schenkte uns wieder ein neues Glas ein, und von da an weiß ich nicht mehr genau, was um mich herum gesagt oder getan wurde. Ich sah jedenfalls, wie Catherine hinterhältig ein Glas Wein ihrem Geliebten in den Kragen schüttete, woraufhin Herr von Anquetil zwei oder drei Flaschen über dem Fräulein im Hemd ausleerte und sie so in eine mythische Wassernymphen- oder Naiadengestalt verwandelte. Sie weinte vor Wut und wand sich in Krämpfen.

Da vernahmen wir die Schläge des Klopfers an der Tür im Schweigen der Nacht. Augenblicklich saßen wir stumm und wie versteinert.

Erneut schlug jemand an die Tür, doppelt so oft und doppelt so stark. Und Herr von Anquetil brach als erster das Schweigen, indem er laut und mit schrecklichen Flüchen fragte, was das wohl für ein Bösewicht sein könne. Mein guter Meister, den die gewöhnlichsten Anlässe oftmals zu den wunderbarsten Maximen inspirierten, erhob sich und sprach salbungsvoll und mit Ernst:

„Es ist nicht wichtig zu erfahren, wessen Hand da aus einem vulgären und vielleicht lächerlichen Grund so roh an die Tür schägt. Versuchen wir nicht, sie kennen zu lernen, und betrachten wir diese Schläge als Schläge an die Tür unserer verhärteten und verdorbenen Seelen. Sagen wir bei jedem Schlag, der ertönt: Dieser Schlag ist, um uns zur Buße aufzurufen und um an unser Seelenheil zu denken, das wir in der Freude vernachlässigen; der Schlag da ist, um der Ewigkeit zu gedenken. Auf diese Weise werden wir Nutzen ziehen aus einem sonst gleichermaßen unbedeutenden wie frechen Vorfall.”

„Ihr beliebt zu scherzen, Abbé”, sagte Herr von Anquetil. „So stark wie die klopfen, werden sie bald die Tür eingeschlagen haben.”

Und tatsächlich klang der Klopfer nun wie Donnergrollen.

„Das sind Räuber!“, schrie das nasse Mädchen. „Jesus! Man wird uns massakrieren! Das ist die Strafe, weil wir den kleinen Bruder fortgejagt haben! Ich habe es Euch schon manches Mal gesagt, Anquetil, den Häusern widerfährt Unheil, aus denen ein Kapuziner vertrieben wird.“

„Dumme Gans!“, antwortete von Anquetil. „Dieser verdammte Kuttenträger lässt sie alle Dummheiten glauben, die er will. Diebe wären höflicher, oder zumindest leiser. Das ist eher die Stadtwache.“

„Die Stadtwache! Das ist ja noch schlimmer!“, sagte Catherine.

„Ach was“, sagte Herr von Anquetil, „wir werden sie durchprügeln.“

Mein guter Meister steckte vorsichtshalber eine Flasche ein und in die andere Tasche eine zweite, wegen dem Gleichgewicht, wie der Graf sagte. Das ganze Haus bebte unter den Schlägen des wütenden Klopfers. Herr von Anquetil, in dem dieser Angriff die militärischen Fähigkeiten erweckte, rief:

„Ich will den Feind mal rekognoszieren.“

Er begab sich stolpernd zu dem Fenster, wo er unlängst seine Geliebte ausgiebig gehrfeigt hatte, und kam dann, sich ausschüttend vor Lachen, in das Esszimmer zurück.

„Oh, oh, oh! Wisst Ihr, wer da klopft? Das ist Herr de la Guéritaude in Perücke mit dem Hammer und zwei großen Lakaien mit brennenden Fackeln.“

„Das ist nicht möglich“, sagte Catherine. „Er liegt in diesem Moment bei seiner alten Frau.“

„Dann ist es seine ihm aufs Haar gleichende Erscheinung. Noch dazu mit seiner Perücke. Kein Gespenst könnte ihn so gut nachmachen, so lächerlich ist er.“

„Ist das wahr und macht Ihr Euch auch nicht lustig über mich? Ist das wirklich Herr de la Guéritaude?“

„Er ist es, Catherine, so wahr ich meinen Augen trauen kann.“

„Ich bin verloren“, rief das arme Mädchen. „Wie sind die Frauen doch übel dran! Man lässt sie nie in Ruhe. Was soll aus mir werden? Könntet Ihr Euch nicht, meine Herren, in verschiedenen Schränken verstecken?“

„Das ließe sich machen“, sagte Herr Abbé Coignard. „Aber was ist mit den leeren und halbleeren Flaschen, den Scherben der Flasche, die mir der gnädige Herr an den Kopf geworfen hat, dem Tischtuch, den Tellern, der Pastete, den Fackeln und dem Hemd von Madame, das durch den Wein, mit dem es getränkt, nur noch ein durchsichtiger, rosafarbener Schleier um ihre Schönheit ist?“

„Es ist wahr, dass dieser Schwachkopf mein Hemd nass gemacht hat und dass ich mich erkälte“, sagte Catherine. „Aber vielleicht würde es genügen, Herrn von Anquetil im oberen Zimmer zu verstecken. Ich könnte den Abbé als meinen Onkel und Herrn Jacques als meinen Bruder ausgeben.“

„Auf keinen Fall“, sagte Herr von Anquetil. „Ich selbst werde Herrn de la Guéritaude bitten, mit uns zu Abend zu speisen.“

Wir beschworen ihn, mein guter Meister, Catherine und ich, dies nicht zu tun, wir flehten ihn an, wir

hingen uns an seinen Hals. Vergebens. Er nahm eine Fackel und stieg die Stufen hinunter. Wir folgten ihm zitternd. Er öffnete die Tür. Herr de la Guéritaude stand davor, wie bereits beschrieben, zwischen zwei Lakaien mit Fackeln. Herr von Anquetil grüßte ihn förmlich und sagte:

„Erweist uns die Ehre, einzutreten, werter Herr. Ihr werdet dort liebenswürdige und einzigartige Menschen finden: einen gebildeten Bratspießdreher, dem Fräulein Catherine vom Fenster aus Küsse zuwirft und einen Abbé, der an Gott glaubt.“

Und er verbeugte sich tief.

Herr de la Guéritaude war ein außergewöhnlich großer, hagerer Mann und nicht zu Scherzen aufgelegt. Der Scherz des Herrn von Anquetil erzürnte ihn sehr, und seine Wut steigerte sich noch beim Anblick meines guten Meisters mit aufgekнопfter Kleidung, eine Flasche in der Hand und zwei in den Taschen, und von Catherine im durchnässten und klebenden Hemd.

„Junger Mann“, sagte er mit kalter Wut zu Herrn von Anquetil, „ich habe die Ehre, Euren Herrn Vater zu kennen, mit dem ich mich morgen darüber unterhalten werde, an welchen Ort der König Euch schicken wird, um über die Schande Eurer Ausschweifungen und Eure Frechheit nachzudenken. Dieser würdige Edelmann, der mir Geld schuldet, das ich nicht zurückfordere, wird mir nichts abschlagen. Und unser geliebter Fürst, der sich in der selben Lage befindet wie Euer Herr Vater, ist mir geneigt. Die Angelegenheit ist schon so gut wie geregelt. Ich habe, Gott sei es gedankt, schon schwierigere Fälle erledigt. Was dieses Mädchen angeht, das nicht auf den rechten Weg zurückfinden will, so werde ich noch vor Mittag zwei Worte mit dem Herrn Leutnant von der Polizei wechseln, der, wie ich weiß, sehr dafür ist, sie ins Arbeitshaus zu schicken. Mehr habe ich Euch nicht zu sagen. Dieses Haus gehört mir, ich habe es bezahlt, und ich möchte eintreten.“

Dann wandte er sich an seine Lakaien und zeigte mit der Spitze seines Stocks auf meinen guten Meister und mich:

„Werft diese beiden Trunkenbolde hinaus!“

Herr Jérôme Coignard war gewöhnlich von beispielhafter Milde, und er pflegte zu sagen, dass er diese Sanftmut den Wechselfällen des Lebens verdanke, weil das Schicksal ihn wie einen Kieselstein behandelt habe, den das Meer poliert, indem Ebbe und Flut ihn vor- und zurückrollen. Er ertrug Beleidigungen leicht, sowohl aus christlichem Geist wie aufgrund seiner Philosophie. Was ihm aber am meisten dazu verhalf, war eine große Menschenverachtung, von der er sich nicht ausnahm. Dennoch verlor er dieses Mal jedes Maß und vergaß jede Vorsicht.

„Schweige, gemeiner Zöllner!“, schrie er und schwang seine Flasche wie eine Keule. „Wenn diese Schurken näher kommen, schlage ich ihnen den Schädel ein, damit sie lernen, mein geistliches Gewand zu respektieren, das Ausweis meines geheiligten Standes ist.“

Im Schein der Fackeln, mit schweißglänzendem, hochrotem Gesicht, dem offenen Gewand und seinem dicken Bauch, der halb aus der Hose quoll, machte mein guter Meister den Eindruck eines Gesellen, mit dem man nicht so leicht fertig werden würde. Die Lakaien zögerten.

„Auf! Packt ihn! Schnappt euch den Weinschlauch!“, rief Herr de la Guéritaude. „Seht ihr nicht, dass ihr ihn nur in den Rinnstein werfen braucht, wo er liegenbleiben wird, bis ihn morgen die Straßenkehrer auf den Müllhaufen werfen! Ich würde ihn selbst packen, wenn ich nicht Angst hätte, meine Kleider zu beschmutzen.“

Mein guter Meister nahm diese Beleidigungen sehr übel.

„Verhasster Zöllner“, sagte er mit einer Stimme, die ein Kirchenschiff gefüllt hätte, „Du Parteigänger des Teufels, du barbarischer Wucherer, du behauptest, dieses Haus sei das Deine? Damit man dir glaubt, damit man weiß dass es dir gehört, schreib an die Tür das Wort des Evangeliums: *Acelandama*, das heißt: *Blutpreis*.¹⁰ Dann werden wir uns beugen und den Herrn in seine Wohnung lassen. Dieb, Bandit, Mörder, schreib mit der Kohle, die ich dir ins Gesicht werfe, schreib mit deiner schmutzigen Hand auf diese Schwelle deinen Eigentumstitel, schreib: *Preis des Blutes der Witwe und der Waisen, Preis des Blutes des Gerechten, Acelandama*. Sonst bleib draußen und lass uns drinnen, großer Mann.“ Herr de la Guéritaude, der noch nie in seinem Leben etwas Derartiges gehört hatte, dachte offenbar, er hätte es mit einem Verrückten zu tun, und, mehr um sich zu verteidigen, als um anzugreifen, hob er seinen großen Stock. Außer sich, zerschmetterte mein guter Meister die Flasche am Kopf des Herrn Steuerpächters, der der Länge nach auf das Pflaster fiel und schrie: „Er hat mich getötet!“ Und wie er so im Rotwein aus der Flasche schwamm, sah es tatsächlich aus, als hätte man ihn umgebracht. Seine zwei Lakaien wollten sich auf den Mörder stürzen, und einer von ihnen, der besonders stark war, glaubte ihn schon zu haben, als Herr Abbé Coignard ihm mit dem Kopf einen so starken Schlag in den Magen gab, dass der Tölpel direkt auf den Financier fiel.

Er erhob sich zu seinem Unglück wieder und wendete sich mit einer brennenden Fackel in die Richtung, aus der ihm sein Übel gekommen war. Aber mein guter Meister war bereits auf der Flucht. Herr von Anquetil stand jetzt mit Catherine an dieser Stelle, und er bekam die Fackel des Lakaien an die Stirn. Diese Beleidigung erschien ihm unerträglich; er zog den Degen und versenkte ihn im Bauch des unglücklichen Lakaien, der so zu seinem Nachteil lernte, dass man sich nicht mit einem Edelmann anlegen sollte. Mein guter Meister hatte dennoch keine zwanzig Schritte auf der Straße gemacht, als der zweite Lakai, ein großer Teufel mit O-Beinen, begann ihm nachzulaufen, wobei er nach der Polizei rief und brüllte: „Haltet ihn!“ Er war schneller, und wir sahen, wie er an der Ecke der Rue Saint-Guillaume schon den Arm ausstreckte, um ihn am Kragen zu packen. Aber mein guter Meister, der so manchen

¹⁰Hebr. *Haqeldama*, Grundstück im Hinnomtal, das die Hohen Priester von dem Geld des Judas Ischariot kauften.

„Da warfer die Silberstücke in den Tempel; dann ging er weg und erhängte sich. Die Hohenpriester nahmen die Silberstücke und sagten: Man darf das Geld nicht in den Tempelschatz tun: denn es klebt Blut daran. Und sie beschlossen, von dem Geld den Töpferacker zu kaufen als Begräbnisplatz für die Fremden. Deshalb heißt dieser Acker bis heute Blutacker.“ (Matth. 27,5-8)

Trick kannte, drehte sich jäh um und zur Seite und stellte seinem Verfolger ein Bein, woraufhin dieser mit dem Schädel auf einen Grenzstein knallte. Das geschah, während wir, Herr von Anquetil und ich, dem Herrn Abbé Coignard zu Hilfe eilten, den wir in dieser dringenden Gefahr nicht im Stich lassen durften.

„Abbé“, sagte Herr von Anquetil, „gebt mir die Hand: Ihr seid ein tapferer Mann.“

„Ich glaube in der Tat“, sagte mein guter Meister, „mensenmörderisch gehandelt zu haben. Aber ich bin nicht so entartet, deswegen Ruhm zu beanspruchen. Es genügt, dass man mich nicht zu sehr tadelt. Solche Gewalttaten sind nicht meine Art, und, so wie ich vor Euch stehe, bin ich eher geschaffen, um schöne Literatur vom Katheder eines Kollegs zu lehren, als einem Lakai den Kopf an einem Grenzstein zu zerschlagen.“

„Oh“, antwortete Herr von Anquetil, „das wäre nicht das Schlimmste. Aber ich glaube, Ihr habt einen Generalsteuerpächter erschlagen.“

„Ist das wirklich wahr?“, fragte der Abbé.

„So wahr wie ich der andern Kanaille meinen Degen in die Kutteln gestoßen habe.“

„In dieser Situation“, sprach der Abbé, „ist es angebracht, zunächst Gott um Verzeihung zu bitten, dem allein wir Rechenschaft schuldig sind über das vergossene Blut, sodann sollten wir zum nächsten Brunnen eilen, wo wir uns waschen können. Denn mir scheint, dass ich aus der Nase blute.“

„Ihr habt recht, Abbé“, sagte Herr von Anquetil, „denn der Tölpel, der jetzt mit offenem Leib im Rinnstein kriecht, hat auch mir die Stirn aufgeschlagen. Welche Impertinenz!“

„Vergebt ihm“, sprach der Abbé, „damit Euch vergeben werde.“

Dort, wo die Rue du Bac sich in den Feldern verliert, befand sich neben der Straße an einer Mauer des Hospitals ein kleiner Triton¹¹ aus Bronze, der einen Wasserstrahl in ein Steinbecken warf. Dort hielten wir, um uns zu waschen und zu trinken. Denn wir hatten trockene Kehlen.

„Was haben wir getan?“, sagte mein Meister, „Und wie ist es gekommen, dass ich aus meinem Wesen herausgegangen bin, das friedlich ist? Es ist wohl wahr, dass man die Menschen nicht nach ihren Taten beurteilen darf, die von den Umständen abhängen, sondern, nach dem Beispiel Gottes, unseres Vaters, nach ihren geheimen Gedanken und tiefen Absichten.“

„Und Catherine“, fragte ich, „was ist aus ihr geworden in diesem schrecklichen Abenteuer?“

„Das letzte, was ich gesehen habe, war, dass sie versuchte, ihren Financier wiederzubeleben. Aber das wird ihr nichts nützen, ich kenne la Guéritaude. Er kennt kein Mitleid. Er wird sie ins Arbeitshaus schicken und vielleicht nach Amerika. Ich bin ihm ernsthaft böse wegen ihr. Sie war ein hübsches Mädchen. Ich liebte sie nicht, aber sie war verrückt nach mir. Und außerdem habe ich jetzt keine Geliebte mehr.“

¹¹Eine beliebte Brunnenfigur: Griechischer Meeresgott, Sohn des Poseidon und der Amphitrite, meist als Jüngling mit Fisch- oder Delphinleib dargestellt. Er bläst auf einem Schneckengehäuse, um Stürme hervorzurufen oder zu beenden.

„Beunruhigt Euch nicht“, sagte mein guter Meister. „Ihr werdet eine andere finden, die nicht schlechter ist, jedenfalls nicht wesentlich schlechter. Und mir scheint, dass das, was Ihr bei einer Frau sucht, allen zu eigen ist.“

„Klar ist“, sagte Herr von Anquetil, „dass wir alle drei in Gefahr sind: ich, in die Bastille gesteckt und Ihr, Abbé, aufgehängt zu werden, zusammen mit Tournebroche, Eurem Schüler, obwohl der niemand getötet hat.“

„Das ist nur zu wahr“, antwortete mein guter Meister. „Vielleicht wird es notwendig sein, Paris zu verlassen, wo man sicherlich nach uns suchen wird; vielleicht müssen wir sogar nach Holland fliehen. Ach je, ich sehe mich schon Büchlein für die Mädchen vom Theater schreiben, mit derselben Hand, die einst die alchemistischen Abhandlungen des Zosimus von Panopolis kommentierte.“

„Hört her, Abbé“, sagte Herr von Anquetil, „Ich habe einen Freund, der uns auf seinem Land verbergen wird, so lange es nötig ist. Er wohnt vier Meilen von Lyon, eine schreckliche und wilde Gegend, wo man nichts sieht als Pappeln, Gras und Wälder. Da müssen wir hin. Wir werden dort warten, bis das Gewitter vorüber ist. Wir werden jagen. Aber wir müssen so schnell wie möglich eine Postkutsche finden, oder, besser noch, eine Berline.“¹²

„Da wüsste ich etwas, verehrter Herr“, sagte der Abbé. „Das Gasthaus zum Roten Pferd am Bergères-Platz wird Euch gute Pferde und alle Arten von Wagen liefern. Ich habe den Wirt zu der Zeit gekannt, als ich Sekretär von Madame de Saint-Ernest war. Er war stets geneigt, Leuten von Stand einen Dienst zu erweisen. Inzwischen wird er wohl tot sein, aber er muss einen Sohn haben, der ihm gleicht. Habt Ihr Geld?“

„Ich habe eine ziemlich große Summe bei mir“, sagte Herr von Anquetil. „Darüber bin ich froh, denn ich kann nicht daran denken, nach Hause zurückzukehren, wo mich die Greifer der Justiz mit Sicherheit schon erwarten, um mich ins Châtelet zu führen. Meine Leute habe ich im Haus von Catherine vergessen und Gott weiß, was aus ihnen geworden ist, aber das ist mir egal. Ich habe sie, wie es sich gehört, stets eigenhändig verprügelt und sie um ihren Lohn geprellt, und dennoch sind sie mir nicht treu. Es gibt keine Dankbarkeit mehr. Worauf soll ich mich verlassen? Gehen wir also auf der Stelle zum Bergères-Platz.“

„Mein Herr“, sagte der Abbé, „ich will Euch einen Vorschlag machen und hoffe, dass er Euch angenehm ist. Wir, Tournebroche und ich, wohnen am Sandkreuz, in dem heruntergekommenen Schloss eines Alchemisten, wo Ihr leicht zwölf Stunden verbringen könnt, ohne gesehen zu werden. Wir führen Euch hin und dann warten wir, bis unser Wagen bereit ist. Das Gute ist, dass das Sandkreuz in der Nähe des Bergères-Platzes liegt.“

Herr von Anquetil fand nichts gegen diesen Plan einzuwenden, und wir beschlossen vor dem kleinen

¹²Gefederte, zweispännige, viersitzige Kutsche (zweisitig: Halb-Berline, *berlingot*, *coupé*) mit getrenntem Kutschbock. Im 19. Jahrhundert durch den „Landauer“ ersetzt, der ein Faltverdeck hatte.

Triton, der Wasser spie aus seinen dicken Wangen, zunächst zum Schloss des Herrn von Astarac am Sandsteinkreuz zu gehen und dann im Hotel zum Roten Pferd eine Berline zu nehmen, um nach Lyon zu fahren.

„Ich muss Euch gestehen, meine Herren,“ sagte mein guter Meister, „dass von den drei Flaschen, die ich vorsichtshalber mitgenommen habe, die eine unglücklich auf dem Kopf des Herrn de la Guéritau-
de zerschellt, die andere in meiner Tasche auf der Flucht zerbrochen ist. Beide sind zu bedauern. Die dritte ist gegen alle Wahrscheinlichkeit heil geblieben. Da ist sie!“

Er zog sie unter seinem Gewand hervor und stellte sie auf den Brunnenrand.

„Wunderbar“, sagte Herr von Anquetil. „Ihr habt Wein, ich habe Würfel und Karten in meiner Tasche. Wir können spielen.“

„Es ist wahr“, sagte mein guter Meister, „dass das eine gute Unterhaltung ist. Ein Kartenspiel, ver-
ehrter Herr, ist ein Abenteuerbuch von der Art, die man 'Roman' nennt, und es hat vor den andern
Büchern dieser Art den einzigartigen Vorteil, dass man es zur selben Zeit ausführt, in der man es liest,
und dass man weder Intelligenz braucht, um es auszuführen, noch Buchstaben kennen muss, um es
zu lesen. Es ist ein wunderbares Werk dadurch, dass es immer gleich und doch jedesmal neu ist, wenn
man seine Seiten durchblättert. Nach den Grundsätzen der Mathematik bietet es tausend und abertau-
send seltsame Kombinationen und einzigartige Bezüge, so dass man, wenn auch zu Unrecht, glauben
gekonnt hat, darin geheime Herzenswünsche, die Geheimnisse des Schicksals und die Arkana¹³ der
Zukunft zu entdecken. Was ich sage, gilt insbesondere für den Tarot der Böhmen, welcher das hervor-
ragendste unter den Spielen ist, aber auch für das Piquet-Spiel. Man muss die Erfindung der Karten
den Alten zuschreiben, und ich für meinen Teil halte sie — obwohl ich, offen gesagt, keinen Text ken-
ne, der meine These stützt — für chaldäischen Ursprungs. Aber in seiner gegenwärtigen Form geht das
Piquet-Spiel nicht weiter zurück als auf König Karl VII., wenn wahr ist, was in einer gelehrten Disser-
tation steht, die ich meiner Erinnerung nach in Séz gelesen habe, dass die Herzdame auf emblemati-
sche Art die schöne Agnes Sorel¹⁴ repräsentiert und dass die Pik-Dame unter dem Namen Pallas keine
andere ist als diese Jeanne Dulys, auch Jeanne d'Arc genannt¹⁵, die durch ihre Tapferkeit der Monar-
chie wieder zu ihrem Recht verhalf und dann zu Rouen von den Engländern gekocht wurde, in einem
Kochtopf, den man für zwei Heller zeigt und den ich gesehen habe, als ich einmal durch diese Stadt
kam. Manche Historiker behaupten allerdings, dass diese Jungfrau lebendig auf einem ordentlichen
Scheiterhaufen verbrannt wurde. Bei Nicole Gilles und Pasquier liest man, dass die heilige Katharina
und die heilige Margarita ihr erschienen seien. Das kann nicht Gott gewesen sein, der ihr diese Hei-

¹³Geheimes Wissen; Begriff aus der Alchemie

¹⁴1422–1450, Hofdame und Mätresse von Karl VII.

¹⁵Nach der Verbrennung der Jeanne d'Arc 1431 tauchten mehrere falsche Jeanne D'Arcs auf, die be-
haupteten, die auf wundersame Weise dem Märtyrertod entgangene Jungfrau zu sein. Die bekann-
teste war Jeanne-Claude des Armoises Du Lys. Sie wurde zwar entlarvt, aber, weil ihr Betrug dem
Staat von Nutzen gewesen war, nicht bestraft.

ligen geschickt hat, denn es gibt kaum eine halbwegs gelehrte Person mit gefestigtem Glauben, die nicht wüsste, dass Margarita und Katharina von byzantinischen Mönchen erfunden worden sind, deren überreiche und barbarische Phantasie die Martyrologie ganz besudelt hat. Es ist eine jämmerliche Gotteslästerung, zu behaupten, Gott ließe Jeanne Dulys Heilige erscheinen, die nie existiert haben. Dennoch haben alte Geschichtsschreiber keine Scheu gehabt, dies zu behaupten. Warum haben sie nicht auch gesagt, Gott habe dieser Jungfrau Yseult la blonde, Mélusine, Bertha mit dem großen Fuß und alle Heldinnen der Ritterromane geschickt, deren Existenz nicht weniger fabelhaft ist als die der Jungfrau Katharina und der Jungfrau Margarita? Im letzten Jahrhundert erhob sich zu Recht Herr von Valois gegen diese groben Fabeln, die der Religion so sehr entgegengesetzt sind wie der Irrtum der Wahrheit. Es wäre zu wünschen, dass ein mit der Religionsgeschichte vertrauter Kirchenmann die Unterscheidung treffe zwischen den wahren Heiligen, die zu verehren sind, und Heiligen wie Margarita, Lucia oder Eustachius, die Gestalten der Phantasie sind, wie vielleicht sogar der heilige Georg, an dessen Existenz ich zweifle.

Wenn ich mich eines Tages in eine schöne Abtei mit einer reichhaltigen Bibliothek zurückziehen kann, werde ich dieser Aufgabe den Rest meines durch schreckliche Stürme und häufige Schiffbrüche erschöpften Lebens widmen. Ich strebe zum Hafen und hege den Wunsch nach Gott gefälliger Ruhe, der meinem Alter und meinem Stand entspricht.”

Während Herr Abbé Coignard diesen Gedanken nachging, saß Herr von Anquetil, ohne ihm zuzuhören, auf dem Brunnenrand, mischte die Karten und fluchte wie ein Teufel, weil man nicht genug sah, um eine Partie Piquet zu spielen.

„Ihr habt recht, mein Herr”, sagte mein guter Meister. „Man sieht nicht genug, und ich empfinde deswegen Missvergnügen, weniger wegen der Karten, worüber ich mich leicht hinwegtrösten kann, als deshalb, weil ich Lust hätte, einige Seiten der *Tröstungen* des Boethius zu lesen, von dem ich stets ein Exemplar im Kleinformat in der Tasche meines geistlichen Gewandes mitführe, um es immer zur Hand zu haben, wenn ich ins Unglück falle, wie jetzt. Denn es ist ein grausames Missgeschick für einen Mann meines Standes, als Mörder im Kirchengefängnis zu landen. Ich spüre, dass eine einzige Seite dieses wunderbaren Buchs mein Herz stärkt, das mir schon beim Gedanken an das Offizial in die Hosen rutscht.”

Mit diesen Worten fiel er auf der anderen Seite in das Brunnenbecken, so dass er bis zu seinem schönen Bauch nass wurde. Aber er achtete nicht darauf und schien es nicht einmal zu bemerken. Er zog aus der Tasche seinen Boethius, der sich tatsächlich darin befand, setzte seine Brille auf, die nur noch ein Glas hatte, das drei Sprünge hatte, und begann in dem kleinen Buch nach der zu seiner Lage am besten passenden Stelle zu suchen. Er hätte sie ohne Zweifel gefunden und daraus neue Kraft geschöpft, wenn der schlechte Zustand seiner Brille, die Tränen, die ihm ins Auge stiegen, und das schwache Licht vom Himmel dies zugelassen hätten. Aber er musste bald gestehen, dass er nichts sah, und schimpfte auf

An einem warmen Abend,

den Mond, der ihm sein spitzes Horn am Rand einer Wolke zeigte. Er rief ihn an und überhäufte ihn mit Beschimpfungen:

„Gemeiner Stern, geiler Lüstling, der du nie müde wirst, die Schändlichkeiten der Menschen zu beleuchten, neidest dem einen Lichtstrahl, der tugendhafte Lehren sucht!“

„Nun, Abbé“, sagte Herr von Anquetil, „da diese Hure von Mond uns genug Licht gibt, um uns den Weg finden zu lassen, wenn auch nicht, um Piquet zu spielen, gehen wir also zu diesem Schloss, von dem Ihr gesprochen habt, und wo ich ungesehen hineinkommen muss.“

Der Rat war gut, und nachdem wir die ganze Flasche Wein geleert hatten, nahmen wir alle drei den Weg zum Schloss. Ich lief voraus mit Herrn von Anquetil. Mein guter Meister, behindert durch das Wasser in seiner Hose, folgte uns klagend, stöhnend und tropfend.

Die Morgendämmerung

stach uns schon in die müden Augen, als wir an dem grünen Tor des Schlossparks ankamen. Wir mussten nicht den Klopfer betätigen. Seit einiger Zeit hatte der Hausherr uns die Schlüssel seines Anwesens überlassen. Wir hatten uns geeinigt, dass mein guter Meister unauffällig mit Anquetil im Schatten der Allee sich fortbewegen sollte, während ich ein wenig zurückblieb, um, wenn nötig, Kriton und die Schlingel von der Küche im Blick zu haben, die den Eindringling möglicherweise sehen konnten. Diese eigentlich nur vernünftige Abmachung sollte mir großen Ärger bringen. Denn, während die beiden Kumpane schon die Treppe hinaufgegangen waren und ungesehen mein Zimmer erreicht hatten, worin wir beschlossen hatten, Herrn von Anquetil bis zur Flucht in der Postkutsche zu verbergen, hatte ich kaum das zweite Stockwerk erreicht, als ich Herrn Astarac, gekleidet in ein Gewand aus rotem Damast und mit einem silbernen Leuchter in der Hand, genau in die Arme lief. Er legte mir, nach seiner Gewohnheit, die Hand auf die Schulter:

„Nun, mein Sohn“, sagte er, „seid Ihr nicht glücklich, jeden Verkehr mit den Frauen abgebrochen zu haben und auf diese Weise allen Gefahren schlechter Gesellschaft entkommen zu sein? Bei den Salamandern, den erhabenen Töchtern des Aether, braucht Ihr keinen Streit, keine Gewalttätigkeit, keine beleidigenden und heftigen Szenen zu fürchten wie bei den Menschenwesen mit schlechtem Lebenswandel. In Eurer von Feen verzauberten Einsamkeit genießt Ihr einen erhabenen Frieden.“

Ich glaubte zuerst, er wolle sich über mich lustig machen. Aber ich erkannte bald an seinem Gesichtsausdruck, dass ihm das völlig fern lag.

„Es ist gut, dass ich Euch treffe“, fügte er hinzu, „und ich wäre Euch dankbar, wenn Ihr einen Moment mit mir in mein Laboratorium kämt.“

Ich folgte ihm. Er öffnete mit einem Schlüssel von mindestens einer Elle Länge die Tür dieser ominösen Kammer, von der ich damals ein höllisches Leuchten hatte ausgehen sehen. Und als wir nacheinander in das Laboratorium eingetreten waren, bat er mich, das Feuer zu nähren, das im Begriff war zu erlöschen. Ich warf einige Holzscheite in den Ofen, auf dem irgendetwas kochte, das einen erstickenden Geruch verbreitete. Während er seine schwarze Küche betrieb und mit Mörsern in seinen Tiegeln rührte, blieb ich auf einer Bank, auf die ich mich hatte fallen lassen, und die Augen fielen mir zu. Er veranlasste mich, sie wieder zu öffnen, um ein grünes Tongefäß mit einem gläsernen Aufsatz zu bewundern, das er in der Hand hielt.

Die Morgendämmerung

„Mein Sohn“, sagte er, „Ihr müsst wissen, dass man dieses der Sublimation dienende Gerät Aludel nennt.¹ Es umschließt eine Flüssigkeit, die es aufmerksam zu beobachten gilt, denn ich kann Euch sagen, dass diese Flüssigkeit nichts anderes ist als der Mercurius der Gelehrten. Glaubt nicht, dass sie immer diese dunkle Färbung behalten muss. In Kürze wird sie weiß werden, und in diesem Zustand wird sie die Metalle in Silber verwandeln. Dann wird sie mit Hilfe meiner Kunstfertigkeit rot werden und in der Lage sein, das Silber in Gold zu verwandeln. Es wäre für Euch bestimmt von großem Nutzen, wenn Ihr Euch in diesem Labor einschließt und es nicht verließet, bevor alle Arbeitsschritte vollzogen sind, was nicht länger als zwei oder drei Monate dauern kann. Doch das hieße vielleicht, Eurer Jugend einen zu schweren Zwang aufzuerlegen. Begnügt Euch für dieses Mal damit, die ersten Schritte zu diesem Werk zu beobachten, indem Ihr bitte jede Menge Holz dem Ofen zuführt.“

Nach diesen Worten vertiefte er sich wieder in seine Phiolen und Destillierkolben. Während dessen dachte ich über die traurige Lage nach, in die mich mein Pech und meine Unvorsichtigkeit gebracht hatten.

„Ach Gott“, sagte ich zu mir im Stillen, während ich Scheite in den Ofen warf, „Jetzt werden uns wohl schon die Schergen suchen, meinen guten Meister und mich. Wir müssen vielleicht ins Gefängnis und sicher dieses Schloss verlassen, wo ich, wenn ich auch wenig Geld bekam, immerhin einen Tisch und einen ehrenhaften Stand hatte. Ich werde niemals wieder Herrn von Astarac vor die Augen treten können, der glaubt, dass ich die Nacht in der schweigenden Lust der Magie verbracht habe, was ich auch besser getan hätte. Ach, ich werde die Nichte von Mosäides nicht mehr wiedersehen, die mich so angenehm des Nachts in meiner Kammer geweckt hat. Und sie wird mich vergessen, ganz sicher. Vielleicht wird sie einen andern lieben, dem sie dieselben Liebkosungen zuteil werden lässt wie mir. Schon der Gedanke an diese Untreue ist mir unerträglich. Aber auf dieser Welt muss man wohl mit allem rechnen.“

„Mein Sohn“, sagte Herr von Astarac, „Ihr gebt dem Athanor nicht genügend Nahrung. Ich sehe, dass Ihr noch nicht genügend durchdrungen seid von der Erhabenheit des Feuers, dessen Fähigkeit ist, den Mercurius reifen zu lassen zu jener wunderbaren Frucht, die zu pflücken mir bald möglich sein wird. Mehr Holz! Das Feuer, mein Sohn, ist das höchste Element; ich habe es Euch schon oft gesagt und will Euch ein Beispiel dafür geben. Als ich an einem sehr kalten Tag des letzten Winters Mosäides in seinem Gartenhaus einen Besuch abstattete, fand ich ihn sitzend, die Füße auf einem Fußwärmer. Ich beobachtete, dass die Flämmchen, die aus diesem Fußwärmer entwichen, stark genug waren, um das Gewand des Weisen aufzublähen und zu heben. Daraus schloss ich, dass Mosäides sich zweifellos in die

¹„In der frühen Chemie (Alchemie) sind Aludel besondere Töpfe, die der Sublimation dienen. Sie sind aus Ton und ohne Boden und ineinander zu einem Turm gestapelt. Der unterste wird mit einem Topf verbunden, in dem sich die zu sublimierende Substanz befindet. Alle Nähte werden mit Lehm verschlossen und die ganze Apparatur ins Feuer gestellt. Das oberste Gefäß dient dem Auffangen der sublimierten Substanz.“ (www.chemie.de)

Die Morgendämmerung

Lüfte erhoben hätte, wenn das Feuer heißer gewesen wäre. Und wenn es möglich wäre, in einem Gefäß eine ausreichende Menge jener Flämmchen einzuschließen, könnten wir damit aufsteigen in die Luft und ebenso leicht über den Wolken fahren wie wir es über dem Meer tun und die Salamander in ihren Wohnstätten im Aether besuchen. Darüber werde ich später noch einmal nachdenken, wenn ich Zeit habe. Und ich bin zuversichtlich, dass es mir gelingt, ein solches Feuergefäß herzustellen. Doch nun zurück zu unserer Arbeit, werft Holz in den Ofen.”

Er hielt mich einige Zeit in diesem glühend heißen Raum fest. Ich dachte nur daran, so schnell wie möglich zu entkommen, um Jahel von meinem Missgeschick erzählen zu können. Schließlich verließ er das Labor, und ich dachte, frei zu sein. Aber auch diese Hoffnung trog.

„Das Wetter”, sagte er, „ist heute mild, wenn auch bedeckt. Hättet Ihr keine Lust, mit mir einen Spaziergang im Park zu machen, bevor Ihr wieder an die Übersetzung von Zosimus dem Panopolitaner geht, die Euch beiden, Euch und Eurem Meister, große Ehre machen wird, wenn sie fertig ist?”

Ich folgte ihm widerwillig in den Park, wo er die folgenden Worte an mich richtete:

„Es kommt mir gerade recht, mein Sohn, mit Euch allein zu sein, um Euch, solange es noch Zeit ist, gegen eine große Gefahr zu wappnen, die Euch einmal bedrohen könnte. Und ich mache mir selbst Vorwürfe, nicht früher daran gedacht zu haben, Euch davor zu warnen, denn was ich Euch mitzuteilen habe, ist äußerst folgenschwer.”

Mit diesen Worten führte er mich auf die große Allee, die zu den Sümpfen der Seine hinabführt, und von wo aus man Rueil und den Mont-Valérien mit seinem Kreuzweg sieht. Das war sein gewöhnlicher Spazierweg. Auch war diese Allee leicht zu begehen, trotz einiger Baumwurzeln, die ihn querten.

„Wichtig ist, Euch klar zu machen, worauf Ihr Euch einlasst, wenn Ihr Euren Salamander verrätet. Ich frage Euch nicht nach Einzelheiten Eurer Beziehung zu der übermenschlichen Gestalt, mit der Euch bekannt gemacht zu haben ich das Glück hatte. Ich habe den Eindruck, dass Ihr einen gewissen Widerwillen empfindet, darüber zu sprechen. Und vielleicht seid Ihr deswegen zu loben. Auch wenn die Salamander nicht die selben Ansichten über die Diskretion ihrer Geliebten haben wie die Frauen des Hofes und der Stadt, so ist es dennoch nicht weniger wahr, dass zu schönen Liebschaften gehört, dass sie unaussprechlich sind. Das Intime nach außen zu tragen hieße ein großes Gefühl zu entweihen.

Aber Euer Salamander — dessen Namen ich leicht in Erfahrung bringen könnte, wenn ich dazu die unschickliche Neugier hätte — hat Euch vielleicht nicht über eine seiner stärksten Leidenschaften aufgeklärt — die Eifersucht. Diese Eigenschaft ist allen Wesen seiner Art zu eigen. Wisst also, mein Sohn: Die Salamander lassen sich nicht ungestraft verraten. Bei Treubruch üben sie schreckliche Rache. Der göttliche Paracelsus erzählt dazu ein Beispiel, das ohne Zweifel genügen wird, Euch eine heilsame Furcht einzujagen.

Es lebte in der deutschen Stadt Staufen ein Alchemist, der wie Ihr mit einer Salamandrin verkehrte. Er war lasterhaft genug, um sie schändlich mit einer Frau zu betrügen, welche zwar wirklich hübsch

Die Morgendämmerung

war, aber nicht schöner, als eine Menschenfrau eben sein kann. Eines Abends, als er mit seiner neuen Geliebten und einigen Freunden speiste, sahen die Gäste über ihrem Kopf einen prachtvollen Hintern. Dies war das Werk einer Salamandrin, um zu zeigen, dass sie das Unrecht nicht verdiene, das ihr ihr Geliebter zufügte. Danach bewirkte das Geistwesen, dass ihren ungetreuen Liebhaber der Schlag traf. Die einfachen Leute, die nur auf der Welt sind, um betrogen zu werden, hielten diesen Tod für natürlich; die Eingeweihten jedoch wussten, von welcher Hand der Schlag ausgegangen war. — Dieses warnende Beispiel war ich Euch schuldig.“

Das warnende Beispiel war mir nicht so nützlich, wie Herr von Astarac dachte. Während ich ihm zuhörte, quälte mich eine ganz andere Sorge. Zweifellos verriet mein Gesicht meine Unruhe, denn der große Kabbalist warf einen Blick auf mich und fragte, ob ich nicht fürchtete, dass einen jungen Menschen wie mich eine so strenge Liebesbeziehung überfordere.

„Ich kann Euch in dieser Hinsicht beruhigen“, fügte er hinzu. „Die Eifersucht der Salamander entsteht nur, wenn sie mit Menschenfrauen konkurrieren müssen. Es handelt sich dabei mehr um Ärger und Ekel als um echte Eifersucht. Die Salamander haben eine zu edle Seele und einen zu feinsinnigen Geist, um aufeinander eifersüchtig zu sein und einem Gefühl nachzugeben, das jener Barbarei entstammt, in der die Menschheit noch zur Hälfte steckt. Im Gegenteil, es macht ihnen Vergnügen, mit ihren Gefährtinnen die Freuden, die sie an der Seite eines Weisen empfinden, zu teilen, und es gefällt ihnen, ihrem Geliebten ihre schönsten Schwestern zuzuführen. Ihr werdet das bald selbst feststellen, und es wird kein Jahr vergehen, nicht einmal sechs Monate, bis Eure Kammer der Treffpunkt von fünf oder sechs Töchtern des Lichts sein wird, die vor Euch die funkelnden Gürtel ihrer Gewänder lösen. Fürchtet Euch nicht, mein Sohn, ihren Liebkosungen nachzugeben. Eure Freundin wird daran keinen Anstoß nehmen. Wie sollte sie, da sie ja weise ist?

Ihr Eurerseits solltet Euch nicht ärgern, wenn Eure Salamandrin Euch kurze Zeit verlässt, um einen anderen Gelehrten zu besuchen. Bedenkt, dass die Eifersucht der Menschen bei der Verbindung der Geschlechter ein unzivilisiertes Gefühl ist, das auf einer äußerst lächerlichen Illusion beruht. Es beruht auf der Vorstellung, dass man eine Frau besitzt, wenn sie sich hingegeben hat.“

Während er mir diesen Vortrag hielt, schlug Herr von Astarac den Weg der Alraunen ein, wo wir bereits das Gartenhaus von Mosäides zwischen dem Blattwerk wahrnahmen, als eine schreckliche Stimme uns in die Ohren drang und mein Herz schneller klopfen ließ. Rauhe Konsonanten ertönten, begleitet von einem schrillen Quietschen, und man merkte beim Näherkommen, dass diese Geräusche moduliert waren und jeder Satz in etwas wie einem sehr schwachen Singsang auslief, den man nicht ohne Schaudern hören konnte.

Nach einigen weiteren Schritten konnten wir mit gespitzten Ohren den Sinn der fremden Worte erfassen. Die Stimme sagte:

Die Morgendämmerung

„Höre den Fluch, mit dem Elias die frechen und übermütigen Kinder verfluchte. Höre das Anathema, mit dem Barak² den Meros schlug.

Ich verdamme dich im Namen von Archithariel, der auch der Herr der Schlachten heißt und das Flammenschwert hält. Ich weihe dich deinem Untergang, im Namen Sardaliphons, der seinem Herrn die angenehmen Blumen und Huldigungen der Kinder Israels überbringt.

Sei verflucht, Hund! Sei Anathema, Schwein!”

Als wir uns umsahen, von wo diese Stimme kam, erblickten wir Mosaïdes auf der Schwelle seines Hauses mit erhobenen Armen, Händen wie Krallen mit krummen Nägeln, die im Licht der Sonne aussahen, als ob sie in Flammen stünden. Auf dem Kopf trug er seine schmutzige Tiara, bekleidet war er mit seinem Umhang, der wenn er sich öffnete, den Blick freigab auf eine zerfetzte Hose über mageren, krummen Beinen. Er erschien ewig und uralte, ein Bettler und Magier. Seine Augen leuchteten. Er sprach:

„Sei verflucht im Namen der Kugeln; sei verflucht im Namen der Räder; sei verflucht im Namen der geheimnisvollen Tiere, die Ezechiel³ gesehen hat!”

Und er breitete seine langen krallenbewehrten Arme aus und wiederholte:

„Im Namen der Kugeln, im Namen der Räder, im Namen der geheimnisvollen Tiere, steig hinab zu jenen, die nicht mehr sind!”

Wir drangen ein paar Schritte in dem Dickicht vor, um das Objekt zu sehen, gegen das sich die Arme

²Heerführer Israels zur Zeit der Richterin Debora.

„Ihr sollt Meros verfluchen, / spricht der Engel des Herrn.” (Richter, 5,23) Aus der Bibel wird nicht klar, ob Meros eine Person oder eine Ortschaft ist.

³Die Vision des Propheten Ezechiel spielt sowohl in der jüdischen Kabbala wie in der christlichen Mystik eine große Rolle. Im Judentum durfte man das Buch Ezechiel erst mit dreißig Jahren lesen. Zu den „Tieren“ und den „Rädern“:

„Ich sah: Ein Sturmwind kam von Norden, eine große Wolke mit flackerndem Feuer, umgeben von einem hellen Schein. Aus dem Feuer strahlte es wie glänzendes Gold.

Mitten darin erschien etwas wie vier Lebewesen. Und das war ihre Gestalt: Sie sahen aus wie Menschen. Jedes der Lebewesen hatte vier Gesichter und vier Flügel. Ihre Beine waren gerade und ihre Füße wie die Füße eines Stieres; sie glänzten wie glatte und blinkende Bronze. Unter den Flügeln an ihren vier Seiten hatten sie Menschenhände. [Auch Gesichter und Flügel hatten die vier.] Ihre Flügel berührten einander. Und ihre Gesichter sahen so aus: Ein Menschengesicht (blickte bei allen vier nach vorn), ein Löwengesicht bei allen vier nach rechts, ein Stiergesicht bei allen vier nach links und ein Adlergesicht bei allen vier (nach hinten). Ihre Flügel waren nach oben ausgespannt. Mit zwei Flügeln berührten sie einander und mit zwei bedeckten sie ihren Leib. Jedes Lebewesen ging in die Richtung, in die eines seiner Gesichter wies. Sie gingen, wohin der Geist sie trieb, und änderten beim Gehen ihre Richtung nicht.

Ich schaute auf die Lebewesen: Neben jedem der vier sah ich ein Rad auf dem Boden. Die Räder sahen aus, als seien sie aus Chrysolith (grün-grauer Edelstein) gemacht. Alle vier Räder hatten die gleiche Gestalt. Sie waren so gemacht, dass es aussah, als laufe ein Rad mitten im andern. Sie konnten nach allen vier Seiten laufen und änderten beim Laufen ihre Richtung nicht. Ihre Felgen waren so hoch, dass ich erschrak; sie waren voll Augen, ringsum bei allen vier Rädern.” (Ez. 1, 4)

Die Morgendämmerung

und die Wut des Mosaïdes richteten, und meine Überraschung war groß, Herrn Jérôme Coignard zu entdecken, dessen Gewand sich in einem Dornenstrauch verfangen hatte. Seine ganze Erscheinung bezeugte das Durcheinander der vergangenen Nacht: sein Kragen und seine Hosen waren zerrissen, seine Strümpfe, die vor Schmutz starrten, und sein offenes Hemd erinnerten unangenehm an unsere gemeinsamen Missgeschicke und, schlimmer noch, die Schwellung seiner Nase verdarb das vornehme und blühende Aussehen, das sonst nie sein Gesicht verließ.

Ich lief zu ihm und zog ihn so geschickt aus den Dornen, dass er nur einen Fetzen von seiner Hose verlor. Und Mosaïdes kehrte in das Haus zurück, da er nichts mehr zum Verfluchen hatte. Weil er nur alte Pantoffeln trug, bemerkte ich, dass seine Fersen nach hinten fast ebenso vorsprangen wie der Fußrücken nach vorne. Das bewirkte einen sehr unschönen Gang, obwohl er ohne diese Missbildung vornehm gewesen wäre.

„Jacques Tournebroche, mein Sohn“, sagte mein guter Meister seufzend, „dieser Jude muss Isaac Laquedem⁴ in Person sein, dass er so in allen Sprachen fluchen kann. Er hat mir mit großem Bilderreichtum einen baldigen und gewaltsamen Tod geschworen und hat mich in genau vierzehn Sprachen Schwein genannt, wenn ich richtig gezählt habe. Ich würde ihn für den Antichrist halten, wenn ihm nicht einige der Zeichen fehlen würden, durch welche der Feind Gottes sich zu erkennen gibt. Jedenfalls ist er ein jüdischer Schurke. Nie trug eine wüstere Missgeburt das Judenrad⁵ an seinem Gewand.

⁴Name des Ewigen Juden („Ahasver“) im französischen Sprachraum.

„Da erfuhr man, dass der geheimnißvolle Fremde schon einige Zeit sich in Hamburg aufhalte, in Jerusalem geboren, seines Handwerks ein Schuster sei und sich nenne Ahasver. Er sei, so hieß es, ein persönlicher Zeuge der Kreuzigung Christi gewesen und seitdem am Leben geblieben. Zur Bestätigung dieser seltsamen Mähr erzählte er die Umstände, unter denen das Leiden und die Kreuzschlagung Christi vor sich gegangen, weit genauer, als die Evangelien und heiligen Geschichten. Ebenso genau kannte er die Ereignisse, welche in den nächsten Jahrhunderten nach Christi Tode im Morgenlande sich zugetragen hatten, wußte die Lebensschicksale, das Lehren und Leiden der Apostel. Er führte ein stilles und eingezogenes Leben, war in sich gekehrt und schweigsam, sprach nur, wenn man fragend in ihn drang, und nie sah man ihn lachen. Dabei redete er die Sprache fast aller Länder.

(...) Er habe (...) Jesus, den er für einen Volksverführer gehalten, verfolgt, an seiner Gefangennahme mitgewirkt und das „kreuzige“ über ihn mitgerufen. Als derselbe nun auf dem Gange zum Tode an seinem Hause vorübergekommen, habe er sein Hausgesinde zusammengerufen, damit sie sich Alle an dem Anblick des Verurtheilten laben möchten. Sein kleines Kind habe er selbst auf den Arm genommen, um ihm den Vorüberwandelnden zu zeigen. Da sei dieser unter der Last seines Kreuzes zusammengebrochen und habe sich an die Pfosten seiner, Ahasvers, Hausthür gelehnt, um ein wenig auszuruhen. Er, Ahasver, sei aber scheltend zu ihm herangetreten und habe ihn gehen heißen. Da habe Jesus sich erhoben, ihn angesehen und also geredet: 'Ich will stehen und ruhen, Du aber sollst gehen und wandern immerdar.' Und von Stund an habe es ihn im eigenen Hause nicht mehr gelitten, er habe sein Kind hingesetzt, sei dem Zuge nachgefolgt gen Golgatha, habe die Kreuzigung mit angesehen und nicht vermocht, in die Stadt Jerusalem zurückzukehren. Ohne Weib und Kind wieder zu begrüßen, sei er ruhelos gewandert von Land zu Land. Als er nach hundert Jahren wieder nach Palästina gekommen, sei Jerusalem ein Trümmerhaufen gewesen. Inbrünstig sehne er sich nach Ruhe und Erlösung.“ (Nach dem Volksbuch aus dem 17. Jahrhundert)

⁵„La rouelle“: Ein rundes Abzeichen aus gelbem, mancherorts rotem Stoff, das die dreißig Silberlinge des Judas symbolisieren sollte, und das die Juden seit dem 13. Jahrhundert in vielen Ländern Europas tragen mussten.

Die Morgendämmerung

Was den angeht, so verdient er jedenfalls nicht nur das Rad, welches man früher den Juden als Zeichen ihrer Schande an das Hemd heftete, sondern auch das, an welches man die Verbrecher bindet.”

Und mein guter Meister, nun seinerseits wütend geworden, zeigte dem verschwundenen Mosaïdes die Faust und beschuldigte ihn, Kinder zu kreuzigen und Neugeborene zu fressen.

Herr von Astarac trat auf ihn zu und berührte seine Brust mit dem Rubin, den er am Finger trug.

„Es ist nützlich”, sagte der große Kabbalist, „die Eigenschaften der Steine zu kennen. Der Rubin besänftigt die Gefühle, und Ihr werdet bald sehen, wie Herr Abbé Coignard zu seiner angeborenen Milde zurückfindet.”

Mein guter Meister lächelte schon, weniger wegen der Wirkung des Steins, sondern aufgrund seiner Denkweise, die diesen bewundernswerten Menschen über menschliche Leidenschaften erhob. Denn, wie ich sagen muss, auch an den Stellen, wo mein Bericht finster und traurig wird, hat Herr Jérôme Coignard mir Beispiele von Weisheit gegeben, auch unter Umständen, wo dies äußerst selten anzutreffen ist.

Wir fragten ihn nach dem Gegenstand dieses Streits. Aber ich entnahm seinen wirren Antworten, dass er keine Lust habe, unsere Neugier zu befriedigen. Ich dachte zuerst, dass Jahel etwas damit zu tun habe, da wir hörten, wie das Knarzen der Stimme von Mosaïdes sich mit dem Quietschen von Schlössern und einem lebhaften Streitgespräch zwischen Onkel und Nichte innerhalb des Hauses mischte. Nachdem ich mich noch weiter bemüht hatte, von meinem guten Meister Aufklärung zu erhalten, rückte er schließlich damit heraus:

„Der Hass auf die Christen ist im Herzen der Juden verwurzelt, und dieser Mosaïdes ist ein abscheuliches Beispiel dafür. Ich habe geglaubt, in seinem schrecklichen Gezeter Teile der Flüche zu erkennen, welche die Synagoge im letzten Jahrhundert über einen kleinen holländischen Juden namens Baruch oder Benedikt, bekannter unter dem Namen Spinoza, ausgoss, weil er eine Philosophie entwickelt hatte, die fast gleichzeitig mit ihrer Entstehung von hervorragenden Theologen vollständig widerlegt worden ist. Aber dieser alte Mordechai hat dem noch weitere und schrecklichere Flüche hinzugefügt, und ich gebe zu, dass mich Angst erfasste. Ich dachte, durch die Flucht diesem Sturzbach von Beleidigungen zu entkommen, als ich mich, zu meinem Unglück, mit meinem Gewand und meiner Haut in diesen Dornen verfang, so sehr, dass ich dachte, beide dort lassen zu müssen, und ich wäre jetzt noch dort mit stechenden Schmerzen, wenn Tournebroche, mein Schüler, mich nicht herausgeholt hätte.”

„Die Dornen sind nichts”, sagte Herr von Astarac. „Aber ich fürchte, Herr Abbé, dass Ihr auf eine Alraune getreten seid.”

„Das ist wohl die geringste meiner Sorgen”, sagte der Abbé.

„Oh nein”, antwortete Herr von Astarac mit Nachdruck. „Es genügt, den Fuß auf eine Alraune zu setzen, um in ein Verbrechen aus Liebe verwickelt zu werden und darin elend zugrunde zu gehen.”

„Ach, mein Herr”, sagte mein guter Meister, „das sind wohl große Gefahren, und ich erkenne, dass es besser gewesen wäre, in der Abgeschlossenheit der Mauern der Astaraciana, der Königin der Bibliotheken, zu bleiben. Weil ich sie für kurze Zeit verlassen habe, bekam ich die Tiere des Ezechiel an den

Die Morgendämmerung

Kopf geworfen, von allem andern ganz zu schweigen.“

„Könnt Ihr mir Neues über Zosimus von Panopolis mitteilen?“, fragte Herr von Astarac.

„Es geht voran“, antwortete mein guter Meister. „Es geht voran, wenn auch im Moment ein wenig schleppend.“

„Denkt daran, Herr Abbé“, sagte der Kabbalist, „dass der Besitz der größten Geheimnisse mit der Kenntnis dieser alten Texte verbunden ist.“

„Ich denke mit Eifer daran, Herr von Astarac“, sagte der Abbé.

Nach dieser Versicherung ließ Herr von Astarac uns zu Füßen des Fauns, der, unbekümmert ob seines ins Gras gefallenen Kopfes, Flöte spielte, allein, und eilte unter den Bäumen davon, um die Gesellschaft der Salamander zu suchen.

Mein guter Meister nahm meinen Arm mit der Miene eines Mannes, der endlich frei sprechen kann.

„Jacques Tournebroche, mein Sohn“, sagte er zu mir, „ich darf euch nicht verhehlen, dass heute morgen eine sehr seltsame Begegnung in den obersten Räumen des Schlosses stattgefunden hat, während Ihr im ersten Stock von diesem wildgewordenen Feuerteufel aufgehalten wurdet. Denn ich habe wohl gehört, dass er Euch bat, ihm kurz in seiner Küche zu helfen, die weit weniger wohlriechend und christlich ist als die des Meisters Léonard, Eures Vaters. Ach, wann werde ich die Bratküche zur Königin Pédauque wiedersehen, und die Bücherei von Herrn Blaizot mit dem Bildnis der heiligen Katharina, wo ich solche Freude hatte, die frisch angekommenen Bücher aus Amsterdam und Den Haag durchzublättern!“

„Ach!“, rief ich aus, wobei mir die Tränen in die Augen stiegen. „Wann werde ich selbst sie wiedersehen? Wann werde ich die Rue Saint-Jacques wiedersehen, wo ich geboren bin, und meine lieben Eltern, denen die Nachricht von unserem Unglück brennenden Kummer bereiten wird? Aber, mein guter Meister, seid so gut und klärt mich auf über diese höchst seltsame Begegnung, die Ihr nach Euren Worten heute morgen gehabt habt, und über die Ereignisse des heutigen Tages!“

Herr Jérôme Coignard war einverstanden, mir alle Erklärungen zu geben, die ich wünschte. Er tat dies mit diesen Worten:

„Wisst also, mein Sohn, dass ich ohne Hindernis das höchste Stockwerk des Schlosses erreichte mit diesem Herrn von Anquetil, der, obwohl grob und ungebildet, mir ans Herz gewachsen ist. In seinem Kopf findet man weder Kenntnis der schönen Dinge noch Neugier darauf. Aber die Munterkeit der Jugend strahlt angenehm aus ihm und sein heißes Blut geht lustig mit ihm durch. Er kennt die Welt, wie er die Frauen kennt, nicht weil er sich darüber Gedanken macht oder je gemacht hat, sondern weil er darüber steht. Es spricht eine große Treuherzigkeit aus ihm, wenn er sich Atheist nennt. Seine Gottlosigkeit ist ohne Bosheit, und Ihr werdet sehen, dass sie von selbst verschwindet, wenn seine Hitzigkeit abnimmt. Gott hat in dieser Seele keinen anderen Feind als Pferde, Karten und Frauen. Im Geist eines

Die Morgendämmerung

echten Libertins, eines Herrn Bayle⁶ zum Beispiel, trifft die Wahrheit auf schlimmere und bösartigere Feinde. Aber ich sehe, mein Sohn, dass ich Euch einen Charakter schildere, während Ihr von mir einen einfachen Bericht erwartet.

Ich werde Euch zufriedenstellen. Nachdem ich also mit dem Herrn von Anquetil das oberste Stockwerk des Schlosses erreicht hatte, ließ ich den jungen Edelmann in Eure Kammer eintreten und wie wir, Ihr und ich, es ihm an dem Brunnen mit dem Triton versprochen hatten, bat ich ihn, diese Kammer zu benutzen, als ob sie die seine wäre. Das tat er gerne, entkleidete sich bis auf die Stiefel und legte sich in Euer Bett, dessen Vorhänge er zuzog, um nicht vom grellen Tageslicht belästigt zu werden, und schlief umgehend ein.

Ich hingegen, mein Sohn, nachdem ich in mein Zimmer zurückgekehrt war, wollte, obwohl todmüde, mich nicht zur Ruhe begeben, ohne im Boethius eine zu meiner Lage passende Stelle gelesen zu haben. Ich fand keine, die wirklich passte. Und wie es aussieht, hat selbst der große Boethius versäumt, über das Missgeschick nachzudenken, einem Generalsteuerpächter mit einer Weinflasche aus seinem eigenen Keller den Schädel einzuschlagen. Doch sammelte ich hier und da in seinem bewundernswerten Traktat Maximen auf, die in unserer gegenwärtigen Lage nicht unanwendbar sind. In Folge dessen zog ich meine Mütze über die Augen, empfahl meine Seele Gott und schlief in aller Ruhe ein. Nach einer Zeit, die mir kurz erschien — ohne dass es mir möglich gewesen wäre, sie zu messen, denn unser Handeln ist das einzige Maß der Zeit, und im Schlaf ist es gewissermaßen aufgehoben — fühlte ich mich am Arm gezogen und hörte eine Stimme, die mir in die Ohren schrie: 'He, Abbé! He, Abbé, wacht auf!' Ich glaubte, es sei der Exempt⁷, der mich zum Offizial bringen sollte und ich erwog schon, ihm mit dem Kerzenleuchter den Schädel einzuschlagen.

Es ist leider nur zu wahr, mein Sohn, dass, wenn man einmal vom Weg der Güte und Gerechtigkeit, den der Weise in Festigkeit und Klugheit beschreitet, abgekommen ist, man sich gezwungen sieht, von Gewalttat zu Gewalttat und von Grausamkeit zu Grausamkeit fortzuschreiten, so dass es die Folge einer Sünde ist, immer neue hervorzubringen. Das muss man im Kopf haben, um das Leben der römischen Kaiser zu verstehen, das Herr Crevier⁸ mit Genauigkeit geschildert hat. Diese Kaiser waren von Geburt an nicht schlechter als andere Menschen. Gaius, Caligula genannt, fehlte es nicht an natürlicher Begabung, noch an Urteilsvermögen, und er war fähig zur Freundschaft. Nero hatte Sinn für Tugend, und sein Charakter ließ ihn nach dem Großen und Edlen streben. Ein erster Fehler brachte den einen wie den andern auf den Weg des Verbrechens, dem sie dann bis zu ihrem elenden Ende gefolgt sind. Das wird klar aus dem Buch des Herrn Crevier. Ich habe diesen klugen Menschen damals kennengelernt, als er noch Literatur am Kolleg von Beauvais lehrte, wie ich heute auch lehren würde, wenn mein Leben nicht von tausend Hindernissen durchquert worden wäre und wenn nicht mein an-

⁶Pierre Bayle (1647–1706)

⁷Exempt („der — von bestimmten Pflichten — Befreite“), militärischer und polizeilicher Dienstgrad zwischen Unteroffizier und Offizier, Beamter mit Exekutivgewalt

⁸Jean-Baptiste-Louis Crevier (1693 – 1765), Professor für Rhetorik und alte Geschichte am Collège de Beauvais. Verfasser vieler Bücher, unter anderem auch einer „Geschichte der römischen Kaiser bis Konstantin“ (1750).

Die Morgendämmerung

geborener Leichtsinn mich in verschiedene Fallgruben geführt hätte, wo ich hineinfiel. Herr Crevier, mein Sohn, war ein Mann von reinen Sitten; er bekannte sich zu einer strengen Moral, und ich hörte ihn einmal sagen, dass eine Frau, die die eheliche Treue verraten hat, zu den größten Verbrechen, wie Mord und Brandstiftung fähig ist. Ich berichte Euch das, um Euch eine Vorstellung von der frommen Strenge dieses Priesters zu geben. Doch ich merke, dass ich mich vom Thema entferne, und will mich beeilen, meinen Bericht an der Stelle wieder aufzunehmen, wo ich abgeschweift bin. Ich glaubte also, dass der Exempt die Hand nach mir ausstreckte, und ich sah mich schon in den Gefängnissen des Erzbischofs, als ich das Gesicht und die Stimme des Herrn von Anquetil erkannte. 'Abbé', sagte der junge Edelmann, 'mir ist soeben in der Kammer von Tournebroche etwas Einzigartiges passiert. Eine Frau ist, während ich schlief, in das Zimmer gekommen, in mein Bett geglitten und hat mich mit einem Regen von Liebkosungen, zärtlichen Namen, lieblichem Geflüster und heißen Küssen geweckt. Ich zog die Vorhänge zurück, um das Gesicht meines Glücks zu sehen. Aber sogleich stieß sie einen lauten Schrei aus und entfloh, zornig, aber nicht schnell genug, dass ich sie nicht hätte einholen und auf dem Korridor festhalten können, wo ich sie eng umschlungen hielt. Zuerst begann sie zu protestieren und mir das Gesicht zu zerkratzen; als ich genügend zerkratzt war, um ihre Ehre zu retten, begannen wir uns zu erklären. Sie erfuhr mit Vergnügen, dass ich ein Edelmann sei, und keiner von den Ärmsten. Da war ich ihr nicht mehr so zuwider, und sie begann schon, mich nett zu finden, als ein Küchenjunge, der den Korridor überquerte, sie endgültig in die Flucht schlug.'

'Wie ich glaube', fügte Herr von Anquetil hinzu, 'kam dieses wunderschöne Mädchen wegen einem andern als mir; sie hat sich in der Tür geirrt, und ihre Überraschung hat ihren Schrecken hervorgehoben.' — Ich bestärkte ihn in dieser Annahme. Wir überlegten, für wen die Schöne gekommen sein könnte und wurden uns einig, dass das nur, wie ich bereits gesagt habe, wegen dieses alten Narren von Astarac sein könne, der sie in einer der Euren benachbarten Kammer, vielleicht sogar ohne Euer Wissen in Eurer eigenen trifft. Denkt Ihr das nicht auch?"

„Nichts ist wahrscheinlicher“, antwortete ich.

„Es gibt keinen Zweifel“, antwortete mein guter Meister. „Dieser Hexer macht sich lustig über uns mit seinen Salamandern. Und die Wahrheit ist, dass er dieses junge Mädchen liebkost. Das ist ein Betrüger.“

Ich bat meinen guten Meister, in seinem Bericht fortzufahren. Er tat es gerne.

„Ich kürze, mein Sohn“, sagte er, „die Rede des Herrn von Anquetil. Es zeugt von einem vulgären und niedrigen Geist, alle nebensächlichen Umstände breit ausgewalzt wiederzugeben. Wir müssen uns im Gegenteil bemühen, sie in wenigen Worten einzuschließen, nach Prägnanz zu streben und uns den Reichtum mitreißender Worte aufzuheben für die Lehren der Religion und moralische Ermahnungen, zu welchem Zweck sie zahlreich und gewichtig fallen sollen wie der Schnee aus dem Gebirge. Ich werde Euch also ausreichend über die Aussagen des Herrn von Anquetil informiert haben, wenn ich

Die Morgendämmerung

Euch mitteile, dass er mir versicherte, an diesem Mädchen eine außergewöhnlich schönes, zauberhaftes und umgängliches Wesen gefunden zu haben. Er beendete seine Rede, indem er mich fragte, ob ich ihren Namen wüsste und wer sie sei. 'So wie Ihr sie beschreibt', antwortete ich, 'erkenne ich in ihr die Nichte des Rabbiners Mosaïdes, Jahel mit Namen, die ich auch einmal eines Nachts auf der selben Treppe umarmt habe, mit dem Unterschied, dass das zwischen dem zweiten und dem ersten Stock geschah.' 'Ich hoffe', antwortete Herr von Anquetil, 'dass es noch andere Unterschiede gibt, denn ich habe sie recht fest gedrückt. Auch bin ich ungehalten, dass Ihr mir sagt, dass sie eine Jüdin ist. Und, auch wenn ich nicht an Gott glaube, habe ich ein Gefühl, dass es besser wäre, wenn sie eine Christin wäre. Aber kennt man je seine Geburt? Wer weiß, ob sie nicht ein gestohlenen Kind ist? Juden und Zigeuner stehlen sie alle Tage. Und dann muss man ja auch daran denken, dass die heilige Jungfrau auch eine Jüdin war. Jüdin oder nicht, sie gefällt mir, ich will sie und ich werde sie bekommen.' So sprach dieser junge Tor. Aber erlaubt, mein Sohn, dass ich mich auf diese bemooste Bank setze, denn die Anstrengungen dieser Nacht, meine Kämpfe und meine Flucht sind mir in die Beine gefahren."

Er setzte sich und holte seine leere Tabaksdose aus der Tasche, die er traurig betrachtete. Ich setzte mich neben ihn, und in meinem Gemüt mischte sich Aufregung mit Niedergeschlagenheit. Dieser Bericht machte mir starken Kummer. Ich verfluchte das Schicksal, das einen Rohling an meine Stelle gesetzt hatte, gerade als meine teure Geliebte mich aufsuchen wollte, um mir ihre heißen Zärtlichkeiten zu erweisen, ohne zu wissen, dass ich gerade dabei war, Holzscheite in den Ofen des Alchimisten zu werfen. Die allzu wahrscheinliche mangelnde Standhaftigkeit Jahels zerriss mir das Herz, und ich hätte mir gewünscht, dass wenigstens mein guter Meister etwas mehr Diskretion gewahrt hätte vor meinem Rivalen. Ich wagte es, ihm mit allem Respekt vorzuwerfen, dass er Jahels Namen preisgegeben habe.

„Herr Coignard“, sagte ich, „war es nicht etwas unvorsichtig, einem so ausschweifenden und so gewalttätigen Herrn solche Hinweise zu geben?“

Mein guter Meister schien mich nicht zu verstehen.

„Meine Tabaksdose“, sagte er, „ist unglücklicherweise aufgegangen letzte Nacht bei der Prügelei, und der Tabak darin bildet, vermischt mit dem Wein, der noch in meiner Tasche war, einen widerlichen Brei. Ich wage nicht, Kriton zu bitten, mir ein paar Blätter zu reiben, so streng und kalt wie das Gesicht dieses Dieners und Richters mir vorkommt. Ich leide um so mehr, dass ich nicht schnupfen kann, als mir infolge des Schlags, den ich letzte Nacht abbekam, stark die Nase juckt. Ihr seht mich stark belästigt durch meine Nase, diesen unangenehmen Bittsteller, dem ich nichts geben kann. Man muss diese kleine Widrigkeit mit Gleichmut ertragen, bis Herr von Anquetil mir etwas abgibt. Um auf diesen jungen Edelmann zurückzukommen, er sagte mir mit Nachdruck: 'Ich liebe dieses Mädchen. Wisst, Abbé, dass ich sie in der Postkutsche mitnehmen werde. Und sollte ich acht Tage, einen Monat, sechs Monate und mehr hierbleiben müssen, ich gehe nicht ohne sie.' Ich machte ihm die Gefahren klar, die

Die Morgendämmerung

die geringste Verzögerung mit sich brächte. Aber er antwortete mir, dass ihn diese Gefahren um so weniger berührten, als sie für uns groß seien und für ihn klein.

„Ihr, Abbé“, sagte er, „Ihr habt damit zu rechnen, dass man Euch mit Tournebroche hängt. Ich riskiere nur, in die Bastille zu gehen, wo ich Karten und Mädchen haben werde, und wo meine Familie mich bald herausholen wird, denn mein Vater wird irgendeine Herzogin oder Tänzerin an meinem Schicksal interessieren und obwohl meine Mutter fromm geworden ist, wird sie sich zu meinen Gunsten an zwei oder drei Prinzen von Geblüt erinnern können. Also ist eines sicher: Ich reise mit Jahel ab, oder gar nicht. Es steht Euch frei, Abbé, mit Tournebroche eine Postkutsche zu mieten.“

Der Grausame wusste genau, dass wir dazu nicht die Mittel haben. Ich versuchte ihn wieder von seinem Entschluss abzubringen. Ich wurde drängend, salbungsvoll, sogar inbrünstig. Es war alles umsonst, und ich verschwendete eine Eloquenz, die mir auf der Kanzel einer guten Pfarrkirche Ehre und Geld gebracht hätte. Ach! Es ist mir bestimmt, mein Sohn, dass keine meiner Taten mir köstliche Früchte bringt auf dieser Erde, und für mich hat der Prediger geschrieben: *Quid habet amplius homo de universo labore suo, quo laborat sub sole?*⁹ Weit entfernt, ihn vernünftiger zu machen, bestärkten meine Reden den jungen Herrn in seinem Starrsinn, und ich will Euch nicht verhehlen, mein Sohn, dass er mir zu verstehen gab, dass er für den Erfolg seiner Wünsche vollständig auf mich zählte, und mich bedrängte, Jahel aufzusuchen, um sie für eine Entführung zu gewinnen durch das Versprechen einer Aussteuer in holländischem Tuch, Geschirr, Juwelen und einer guten Rente.“

„Oh, Herr Coignard!“, rief ich aus, „Dieser Herr von Anquetil ist von einer seltenen Frechheit! Was glaubt Ihr, wird Jahel auf diese Angebote antworten, wenn sie sie kennt?“

„Mein Sohn“, antwortete er, „zu dieser Stunde kennt sie sie bereits, und ich glaube, dass sie damit einverstanden sein wird.“

„In diesem Fall“, versetzte ich energisch, „muss man Mosaïdes davon in Kenntnis setzen.“

„Mosaïdes“, antwortete er, „ist nur zu gut unterrichtet. Ihr habt ja den letzten Ausbruch seiner Wut gerade mitbekommen.“

„Was, Herr Coignard!“, sagte ich gerührt, „Also habt Ihr diesen Juden vor der Unehre gewarnt, die seine Familie treffen kann? Das sieht Euch ähnlich! Duldet, dass ich Euch umarme. Also richtete sich der Zorn des Mosaïdes, dessen Zeuge wir geworden sind, gegen Herrn von Anquetil und nicht gegen Euch?“

„Mein Sohn“, antwortete der Abbé mit Vornehmheit und Ehrlichkeit, „eine natürliche Nachsicht für menschliche Schwächen, freundliche Sanftmut und unkluge Güte eines zu leichtfertigen Herzens veranlassen oftmals die Menschen zu unüberlegtem Tun, und setzen sie der Strenge der nichtswürdigen Urteile dieser Welt aus. Ich will Euch nicht verheimlichen, Tournebroche, dass ich den inständigen Bitten des jungen Edelmannes nachgekommen bin und fest versprochen habe, Jahel aufzusuchen und

⁹ „Was hat der Mensch von all seiner Mühe, mit der arbeitet unter der Sonne?“

Die Morgendämmerung

sie möglichst für eine Entführung zu gewinnen.“

„Ach“, rief ich, „und Ihr habt dieses schlimme Versprechen erfüllt! Ich kann Euch nicht sagen, wie sehr mich das verletzt und betrübt.“

„Tournebroche“, antwortete mein guter Meister streng, „Ihr sprecht wie ein Pharisäer. Ein ebenso lebenswerter wie strenger Doktor hat gesagt: 'Blickt auf Euch selbst, und hütet Euch, die Handlungen eurer Nächsten zu verurteilen. Wenn man andere beurteilt, so arbeitet man vergebens: oft täuscht man sich und leicht begeht man eine Sünde. Sich selbst zu erforschen und zu beurteilen bringt hingegen immer einen Nutzen.' Es steht geschrieben: 'Ihr sollt nicht das Urteil der Menschen fürchten', und der heilige Apostel Paulus hat gesagt 'Es kümmert mich nicht, von einem Gericht der Menschen verurteilt zu werden.' Und wenn ich diese schönsten Stellen der Morallehre zitiere, dann um Euch zu belehren, Tournebroche, und zu jener sanftmütigen und demütigen Bescheidenheit zurückzuführen, die sich für Euch gehört, und nicht, um mich als unschuldig hinzustellen, wenn die Menge meiner Ungerechtigkeit mich bedrückt und überhäuft. Es ist schwer, nicht in Sünde zu fallen. Man darf nicht bei jedem Schritt in Verzweiflung geraten, den man auf dieser Erde tut, wo jeder gleichzeitig an der Erbsünde und der Erlösung durch das Blut des Gottessohnes Anteil hat. Ich will nicht meine Fehler schönfärben. Ich gestehe Euch, dass die Überbringung der Botschaft, zu der ich mich auf die Bitte des Herrn von Anquetil gebrauchen ließ, vom Sündenfall Evas herrührt und sozusagen eine seiner unzähligen Folgen ist. Sie widerspricht meiner Bescheidenheit und Duldsamkeit, die ich aus dem Wunsch und der Hoffnung auf mein ewiges Heil schöpfe. Denn Ihr müsst Euch vor Augen führen, dass die Menschen stets zwischen Verdammung und Erlösung schwanken, und dass ich mich jetzt am guten Ende der Schaukel befinde, während ich mich an diesem Morgen am schlechten Ende befand. Ich bekenne Euch also, dass, nachdem ich den Alraunenweg betreten hatte, von wo aus man das Haus des Mosaïdes erblickt, ich mich hinter einem Dornenstrauch verborgen hielt und wartete, dass Jahel am Fenster erschien. Sie zeigte sich bald, mein Sohn. Ich machte sie auf mich aufmerksam und gab ihr zu verstehen, dass sie herunterkommen solle. Sie kam zu mir hinter den Busch in einem Moment, als sie glaubte, der Wachsamkeit ihres alten Hüters entkommen zu sein. Ich unterrichtete sie dort mit leiser Stimme über die Ereignisse der vergangenen Nacht, die sie noch nicht wusste; ich teilte ihr die Rolle mit, die sie in den Plänen des stürmischen Edelmanns spielte, ich legte ihr dar, dass es in ihrem Interesse wie auch zu meinem und Eurem Wohl, Tournebroche, sei, wenn sie unsere Flucht unterstütze, indem sie mit uns ginge. Ich stellte ihr die Versprechungen des Herrn von Anquetil vor Augen. 'Wenn Ihr zustimmt, ihm heute abend zu folgen', sagte ich, 'werdet Ihr eine schöne Rente auf dem Rathaus bekommen, eine Aussteuer, größer als die einer gefeierten Opernsängerin oder einer Äbtissin von Panthémont und ein schönes Silbergeschirr.' — 'Er hält mich für käuflich', sagte sie, 'und er ist frech.' 'Er liebt Euch', antwortete ich. 'Wolltet Ihr denn nicht verehrt werden?' — 'Ich möchte eine Terrine haben, und sie muss schwer sein. Hat er zu Euch von einer silbernen Terrine gesprochen? Geht, Herr Abbé, und sagt

Die Morgendämmerung

ihm ...' — 'Was soll ich ihm sagen?' — 'Dass ich ein ehrbares Mädchen bin.' — 'Und was weiter?' — 'Dass er sehr kühn ist.' — 'Ist das alles? Jahel, denkt daran, uns zu retten!' — 'Sagt ihm, dass ich erst mit ihm gehe, wenn er mir heute abend vor der Abfahrt einen rechtsgültigen Vertrag mit seiner Unterschrift aushändigt.' — 'Er wird unterschreiben. Das ist so gut wie sicher.' — 'Nein, Herr Abbé, ich akzeptiere erst, wenn er sich einverstanden erklärt, mir Stunden bei Herrn Couperin geben zu lassen. Ich möchte Musik lernen.'

Soweit waren wir, als unglücklicherweise der alte Mosaïdes uns überraschte und, ohne ein Wort mitbekommen zu haben, sofort erriet, um was es ging. Denn er begann mich Verführer zu nennen und mich mit Schimpfworten zu überhäufen. Jahel versteckte sich in ihrem Zimmer, und ich war allein dem Wutanfall dieses Gottesmörders ausgeliefert, so, wie Ihr mich gesehen und wie Ihr mich herausgeholt habt, mein Sohn. Um die Wahrheit zu sagen, das Geschäft war sozusagen bereits abgeschlossen, die Entführung ausgemacht und unsere Flucht gesichert. Die Räder und die Tiere des Ezechiel werden nichts ausrichten gegen die silberne Terrine. Ich befürchte nur, dass der alte Mordechai nun seine Nichte mit einem dreifachen Schloss einschließen wird."

„In der Tat“, antwortete ich, ohne meine Genugtuung verbergen zu können, „ich hörte ein lautes Klirren von Schlüsseln und Quietschen von Riegeln, als ich Euch aus den Dornen zog. Aber hat Jahel wirklich so schnell diesem unsauberen Angebot zugestimmt, dessen Übermittlung Euch schon Gewissensbisse kostete? Ich bin bestürzt. Sagt weiter, mein guter Meister, hat sie nicht von mir gesprochen, nicht in einem Seufzer oder sonst meinen Namen erwähnt?“

„Nein, mein Sohn“, antwortete Herr Abbé Coignard, „sie hat ihn nicht erwähnt, jedenfalls nicht wahrnehmbar. Ich habe auch nicht gehört, dass sie den des Herrn von Astarac, ihres Geliebten, gemurmelt hätte, der ihr wohl näher läge als der Eure. Aber seid nicht überrascht, dass sie ihren Alchemisten vergisst. Es genügt nicht, eine Frau zu besitzen, um in ihrer Seele eine tiefe und dauerhafte Spur zu hinterlassen. Niemand kann in die Seelen anderer hineinsehen. Mögt Ihr daran die grausame Nichtigkeit der Liebe erkennen. Der Weise muss sich sagen: Ich bin nichts in dem Nichts, das die Schöpfung ist. Zu hoffen, dass man im Herzen einer Frau eine Erinnerung hinterlässt, heißt den Abdruck eines Rings auf der Oberfläche eines fließenden Gewässers fixieren zu wollen. Auch sollten wir uns hüten, uns im Zeitlichen einzurichten, sondern uns an das halten, was nicht stirbt.“

„Immerhin“, antwortete ich, „ist Jahel hinter Schloss und Riegel, und auf die Wachsamkeit ihres Hüters kann man sich verlassen.“

„Mein Sohn“, antwortete mein guter Meister, „heute abend soll sie uns am 'Roten Pferd' treffen. Die Dämmerung ist günstig für Flucht, Raub, Entführungen, Diebstähle und heimliches Tun. Wir müssen auf die List dieses Mädchens vertrauen. Was Euch betrifft, sorgt dafür, Euch in der Abenddämmerung am Bergères-Platz einzufinden. Ihr wisst, dass Herr von Anquetil nicht geduldig ist und durchaus imstande wäre, ohne Euch zu fahren.“

Die Morgendämmerung

Als er mir diesen Rat gab, läutete die Glocke zu Mittag.

„Habt Ihr nicht“, sagte er, „eine Nadel und Faden? Meine Kleider sind an mehreren Stellen zerrissen, und bevor ich bei Tisch erscheine, würde ich gerne mit ein paar Stichen ihr anständiges Aussehen wieder herstellen. Vor allem meine Hose beunruhigt mich. Sie ist so sehr beschädigt, dass es um sie geschehen ist, wenn ich ihr nicht schnelle Hilfe bringe.“

Ich nahm also am Tische des Kabbalisten

meinen gewohnten Platz ein, mit dem bedrückenden Gedanken, das letzte Mal hier zu sitzen. Zorn und Trauer über Jahels Verrat erfüllte mein Herz. Ach, sagte ich mir, es war mein heißester Wunsch gewesen, mit ihr zu fliehen. Ihn mir zu erfüllen, war unmöglich. Und so ist er nun wahr geworden, aber auf die grausamste Weise! Und ich bewunderte wieder einmal die Weisheit meines geliebten Meisters, der mir einmal, als ich zu sehr den Erfolg einer Sache wünschte, mit einem Bibelwort antwortete: *Et tribuit eis petitionem eorum*¹. Mein Kummer und meine Unruhe nahmen mir jeden Appetit, und ich kostete kaum von den Speisen. Mein guter Meister hingegen hatte die unerschütterliche Anmut seiner Seele bewahrt.

Er floss über vor liebenswürdigen Reden, und man hätte ihn eher für einen der Weisen halten können, die der *Telemach*² uns darstellt, wie sie konversieren unter den Schatten der Elysäischen Felder, als für einen als Mörder gesuchten und zu einem unsteten und elenden Leben verurteilten Mann. Herr von Astarac, der annahm, dass ich die Nacht in der Bratküche verbracht hatte, fragte mich freundlich, ob es etwas Neues von meinen guten Eltern gäbe, und da er sich keinen Moment von seiner Gedankenwelt lösen konnte, fügte er hinzu:

„Wenn ich mit Euch von dem Bratkoch als Eurem Vater spreche, versteht es sich, dass ich mich der Sprache der Welt bediene und nicht der Natur. Denn nichts beweist, mein Sohn, dass Ihr nicht von einem Sylph gezeugt seid. Das würde ich sogar für wahrscheinlich halten, wenn ich Eure noch zarte, aber an Kraft und Schönheit wachsende Begabung betrachte.“

„Oh! Sprecht nicht so, Herr von Astarac“, antwortete mein guter Meister lächelnd. „Nicht dass Ihr ihn veranlasst, seinen Geist zu verbergen, um dem guten Ruf seiner Mutter nicht zu schaden. Aber wenn Ihr sie besser kennen würdet, so wäret Ihr mit mir einer Meinung, dass sie keinen Verkehr mit einem Sylph gehabt hat. Sie ist eine gute Christin, die das Werk des Fleisches nur mit ihrem Gatten vollzogen hat und der ihre Tugend im Gesicht geschrieben steht, im Unterschied zu jener anderen Bratköchin, Madame Quonian, von der in Paris und den Provinzen in meiner Jugendzeit viel die Rede war. Habt

¹„Und er gab ihnen nach ihrem Verlangen.“

²(François de Salignac de la Mothe-)Fénélon (1651–1715), „*Les Aventures de Télémaque, fils d’Ulysse*“, ein Bildungs- und Jugendroman. Zu Telemachs Abenteuern gehört auch ein Ausflug in die Unterwelt.

Ich nahm also am Tische des Kabbalisten

Ihr noch nicht davon gehört, Herr von Astarac? Sie hatte zum Liebhaber den edlen Herrn Mariette, der später Sekretär des Herrrn von Angervilliers wurde. Das war ein dicker und spendabler Herr, der jedes Mal, wenn er seine Schöne sah, ihr zur Erinnerung mal einen Juwel, ein anderes Mal ein goldenes Lothringer Kreuz oder einen Diamanten, wieder ein anderes Mal eine Uhr oder einen anderen Schmuck hinterließ, oder manchmal auch ein Taschentuch, einen Fächer oder eine Schmuckschatulle. Er plünderte für sie die Juweliers und Wäschegeschäfte des Marktes von Saint-Germain, solange bis der Bratkoch, da er seine Bratköchin geschmückt sah wie ein indischer Tempel, Verdacht schöpfte. Er spürte ihr nach und überraschte sie alsbald mit ihrem Liebhaber. Man muss sagen, dass dieser Gatte arg eifersüchtig war. Er wurde böse und gewann nichts dabei, im Gegenteil. Denn das verliebte Paar, gestört von dem eifersüchtigen Zetern und Kreischen, beschloss, sich seiner zu entledigen. Der Herr von Mariette hatte Einfluss. Er erwirkte einen königlichen Haftbefehl gegen den unglücklichen Quoniam. Die ungetreue Bratköchin sprach zu ihrem Mann: 'Führt mich am nächsten Sonntag zum Essen aufs Land. Das wäre mir ein riesiges Vergnügen.' Sie liebte und plagte ihren Gatten so lange, bis er geschmeichelt einwilligte. Am nächsten Sonntag machte er sich mit ihr in einer einfachen Kutsche nach Porcherons auf. Doch er war kaum in Roule angekommen, als eine von Mariette angestellte Polizeitruppe ihn verhaftete und nach Bicêtre brachte, von wo aus er nach Mississippi gebracht wurde, wo er bis heute lebt. Man machte aus seinem Schicksal ein Lied, das so endet:

*Ein Gatte klug und weise
Nimmt es nicht zu genau
Mit der Treue seiner Frau
Sonst macht er möglicherweise
Nach Mississippi eine Reise.*

Und das ist ohne Zweifel die beste Lehre, die man aus dem Beispiel des Bratkochs ziehen kann.

Die Geschichte an sich müsste nur einen Petronius oder Apuleius finden, der sie erzählte, um der besten milesischen Fabel³ gleichzukommen. Die Modernen stehen im Epos und in der Tragödie hinter den Alten zurück. Aber wenn wir die Griechen und Römer nicht überragen, so ist das keinesfalls die Schuld der Damen von Paris, die unaufhörlich für unterhaltsamen und geistreichen Stoff sorgen. Ihr kennt bestimmt, mein Herr, die Sammlung von Boccaccio. Auch ich habe mich zum Vergnügen damit beschäftigt, und ich kann sagen: wenn dieser Florentiner heute in Frankreich leben würde, hätte er Quonians Mißgeschick zum Gegenstand einer seiner besten Geschichten gemacht. Ich habe ihn nur an diese Tafel geholt, damit im Kontrast dazu die Tugend der Frau Léonard Tournebroche erstrahle, welche die Ehre der Bratküche ist, deren Unehre Frau Quonian verkörpert. Ich wage zu behaupten,

³Bezeichnung einer Sammlung unterhaltsamer Kurzgeschichten meist erotischen Inhalts, benannt nach *Aristides von Milet* (2. Jahrhundert v. Chr.). Die Geschichten des Aristides wurden von dem römischen Schriftsteller *Lucius Cornelius Sisenna* unter dem Titel „*Milesiae Fabulae*“ ins Lateinische übersetzt. Daher kommt die Bedeutung von *lat.* „milesius“, schlüpfrig. Petronius (*Satyricon*) und Apuleius (*Der goldene Esel*) bezeichnen ihre Romane gleichfalls als „*milesiae*“.

dass Frau Tournebroche niemals gegen die mittelmäßigen und allgemeinen Tugenden verstoßen hat, deren Ausübung in der Ehe, die das einzige weniger beachtenswerte der sieben Sakramente ist, empfohlen ist.”

„Ich will Euch hierin nicht widersprechen”, antwortete Herr von Astarac. „Aber die Frau Tournebroche wäre noch schätzenswerter, wenn sie mit einem Sylph verkehrt hätte, so wie Semiramis⁴, Olympias⁵ und die Mutter des großen Papstes Silvester II.”

„Ach, Herr von Astarac”, sagte der Abbé Coignard. „Ihr sprecht immer zu uns von Sylphen und Salamandern. Doch, seid ehrlich: Habt Ihr je welche gesehen?”

„So gewiss wie ich Euch sehe”, antwortete Herr von Astarac. „Und ich bin ihnen sogar näher gekommen als Euch, zumindest den Salamandern.”

„Herr von Astarac”, entgegnete mein guter Meister, „das genügt noch nicht, um an ihre Existenz zu glauben, die den Lehren der Kirche widerspricht. Denn man kann durch Trugbilder verführt werden. Die Augen und alle unsere Sinne sind nur Boten von Irrtümern und Kuriere der Lüge. Sie missbrauchen uns mehr als sie uns unterrichten. Sie liefern uns nur ungewisse und flüchtige Bilder. Die Wahrheit erfassen sie nicht, sie ist unsichtbar wie Gott, dessen sie teilhaftig ist.”

„Oh!”, sagte Herr von Astarac, „So philosophisch und feingeistig kannte ich Euch bisher nicht.”

„Das ist wahr”, antwortete mein guter Meister. „Es gibt Tage, da meine Seele recht schwer ist und meine Gedanken mit Bett und Tisch ausgefüllt sind. Aber ich habe letzte Nacht eine Flasche auf dem Kopf eines Zöllners zerschlagen, und mein Geist ist dadurch besonders wach geworden. Ich fühle mich im Stande, die Gespenster, die Euch quälen, zu verjagen und die ganze luftige Gesellschaft fortzublasen. Denn die Sylphen, Herr von Astarac, sind schließlich nur Dämpfe Eures Gehirns.”

Herr von Astarac unterbrach ihn mit einer sanften Geste und sagte:

„Verzeiht, Herr Abbé — Glaubt Ihr an Dämonen?”

„Ich antworte Euch ohne Umschweife”, sagte mein guter Meister, „dass ich von den Dämonen glaube, was über sie in den heiligen Büchern steht, und Wahrsagerei sowie den Glauben an Amulette und Exorzismen als Missbrauch und Aberglaube ablehne. Der heilige Augustinus lehrt uns, dass, wenn die heilige Schrift uns mahnt, den Dämonen zu widerstehen, damit gemeint ist, unsere Leidenschaften und ungezügelter Triebe im Zaum zu halten. Nichts ist verabscheuungswürdiger als diese Teufelsmärchen, mit denen die Kapuziner einfältige Frauen erschrecken.”

„Ich merke, dass Ihr Euch bemüht, wie ein Ehrenmann zu denken. Ihr hasst den grobschlächtigen Aberglauben der Mönche ebenso sehr wie ich. Aber letzten Endes glaubt Ihr doch an Dämonen, und es hat mir keine Mühe bereitet, Euch dieses Geständnis zu entlocken. Wisst also, dass die Dämonen nichts anderes sind als die Sylphen und Salamander. Die Unwissenheit und die Angst haben ihr Bild

⁴Mythologische Begründerin und Königin von Babylon

⁵Olympias von Epirus, Mutter Alexanders des Großen und Anhängerin des Dionysos-Kults

in den furchtsamen Köpfen entstellt. Aber in Wirklichkeit sind sie schön und tugendhaft. Ich möchte Euch nicht auf die Wege der Salamander geleiten, da ich mir über die Reinheit Eurer Sitten nicht sicher bin, aber nichts hindert mich, Euch, Herr Abbé, zum Besuch der Sylphen zu ermutigen, welche die Weiten der Luft bewohnen und sich gerne wohlwollend und so mitfühlend den Menschen nähern, dass man sie gelegentlich hilfreiche Geister genannt hat. Weit entfernt davon, uns ins Verderben zu führen, wie das die Theologen glauben, die Teufel aus ihnen machen, schützen sie und bewahren ihre irdischen Freunde vor jeder Gefahr. Ich könnte Euch unendlich viele Beispiele ihrer Hilfe für uns Menschen geben. Aber da wir uns beschränken müssen, gestatte ich mir nur einen Bericht wiederzugeben, den ich von der Frau Marschall von Grancey⁶ persönlich habe. Sie war schon bejahrt und mehrere Jahre Witwe, als sie eines Nachts in ihrem Bett von einem Sylph besucht wurde, der zu ihr sprach: 'Frau von Grancey, lasst die Kleidung Eures verblichenen Gatten durchsuchen. Es befindet sich in der Tasche einer seiner Hosen ein Brief, der, wenn er bekannt würde, meinen und Euren guten Freund, Herrn Des Roches, ins Verderben führen würde. Lasst Euch den Brief bringen und sorgt dafür, ihn zu verbrennen.'

Die Marschallin versprach, diesen Rat nicht zu missachten und fragte den Sylph nach dem verstorbenen Marschall. Doch der Sylph verschwand, ohne ihr zu antworten. Am nächsten Morgen rief sie ihre Dienstmädchen und schickte sie, nachzusehen, ob nicht ein paar Kleider des Marschalls noch da wären. Sie antworteten, dass kein Kleidungsstück mehr da sei und die Diener alle dem Lumpensammler verkauft hätten. Frau von Grancey bestand darauf, dass sie suchten, ob sich nicht wenigstens ein paar alte Schuhe fände.

Nachdem sie jeden Winkel durchsucht hatten, entdeckten sie schließlich eine alte, löchrige, schwarze altmodische Samthose, die sie der Marschallin brachten. Die steckte die Hand in eine der Taschen und zog einen Brief heraus, den sie öffnete und in dem sie mehr als genug fand, um Herrn Des Roches in ein Staatsgefängnis zu bringen. Eilig warf sie den Brief ins Feuer. So wurde dieser Edelmann von seinen guten Freunden gerettet: dem Sylph und der Marschallin.

Ich bitte Euch, Herr Abbé, verhält sich so ein Dämon?

Aber ich will Euch etwas erzählen, was Euch vielleicht mehr beeindruckt, und einem Gelehrten wie Euch ans Herz geht, dessen bin ich sicher. Ihr wisst wohl, dass die Akademie von Dijon sehr fruchtbar ist im Hervorbringen von Schönggeistern. Einer davon, der im letzten Jahrhundert gelebt hat und dessen Name Euch nicht unbekannt ist, bereitete in langer, mühevoller, gelehrter Arbeit eine Edition von Pindar vor. Eines Nachts, nachdem er stundenlang über fünf Versen gebrütet hatte, deren Sinn er nicht enträtseln konnte, weil der Text sehr verdorben war, schlief er beim Hahnenschrei, von Verzweiflung erfasst, ein. Während er schlief, brachte ihn ein Sylph, der ihn liebte, im Geist nach Stock-

⁶Jacques Rouxel, comte de Grancey et de Médavy (1603–1680), Generalleutnant, Marschall von Frankreich. Seine Frau und Witwe war Charlotte de Mornay (1620–1694).

holm in das Palais der Königin Christina, führte ihn in die Bibliothek und zog aus einem der Regale ein Manuskript von Pindar, das er an der problematischen Stelle öffnete. Dort standen die fünf Verse mit zwei oder drei Kommentaren, die sie vollkommen verständlich machten.

Überwältigt vor Freude, erwachte unser Gelehrter, machte Licht und notierte, was er gesehen hatte. Danach fiel er wieder in tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen beschloss er, sich Klarheit darüber zu verschaffen. Damals befand sich Herr Descartes in Schweden bei der Königin, die er seine Philosophie lehrte. Unser Pindar-Verehrer kannte ihn, aber er war auch in engerem Kontakt zu dem Botschafter des Königs von Schweden in Frankreich, Herrn Chanut⁷. An ihn wendete er sich, um Herrn Descartes einen Brief zukommen zu lassen, worin er ihn bat, ihm mitzuteilen, ob es wirklich in der Bibliothek der Königin zu Stockholm ein Manuskript von Pindar gäbe, welches die von ihm angegebene Variante enthielte. Herr Descartes, zu dessen Eigenschaften äußerste Höflichkeit gehörte, antwortete dem Akademiemitglied aus Dijon, dass Ihre Majestät in der Tat dieses Manuskript besäße und dass er selbst darin die Verse mit jener in dem Brief angegebenen Variante gelesen habe.”

Nachdem Herr von Astarac diese Geschichte erzählt hatte, wobei er einen Apfel schälte, sah er Abbé Coignard an, um den Erfolg seiner Rede zu genießen.

Mein guter Meister lächelte.

„Ach, Herr von Astarac”, sagte er, „ich sehe schon, dass ich ein Opfer meiner eitlen Hoffnung geworden bin, und dass niemand Euch von Euren Hirngespinsten abbringen kann. Ich gebe ehrlich zu, dass Ihr mir einen erfindungsreichen Sylph dargestellt habt, und dass ich gerne so einen gewandten Sekretär hätte. Seine Hilfe wäre mir besonders nützlich bei zwei oder drei äußerst dunklen Stellen bei Zosimus von Panopolis. Wäre es Euch nicht möglich, mir einen Sylph herbei zu beschwören, der ebenso geschickt ist, wie der von Dijon?”

Herr von Astarac antwortete ernst:

„Das ist ein Geheimnis, das ich Euch gerne enthüllen werde. Aber ich warne Euch: Wenn Ihr es Außenstehenden mitteilt, ist Euer Verderben gewiss.”

„Sorgt Euch darum nicht”, sagte der Abbé. „Ich habe große Lust, ein so schönes Geheimnis kennen zu lernen, obwohl — um Euch nichts vorzumachen — ich mir nichts davon verspreche, weil ich nicht an Eure Sylphen glaube. So unterrichtet mich also, wenn es Euch beliebt.”

„Ihr wollt es?” fragte der Kabbalist. „So wisset also, dass, wenn Ihr die Hilfe eines Sylphs benötigt, Ihr nur das einzige Wort *'Agla'* aussprechen müsst. Als bald werden Euch die Söhne der Luft zufliegen. Doch beachtet wohl, Herr Abbé, dass dieses Wort ebenso von Herzen wie von den Lippen kommen muss, und dass ihm der Glaube seine Macht gibt. Ohne Glauben ist es nur ein leeres Gemurmel. Ausgesprochen ohne Seele und Herz, so wie eben, hat es auch in meinem Mund nur eine schwache Kraft,

⁷Pierre Chanut (1601–1662), Botschafter Frankreichs in den Niederlanden, Deutschland und Schweden; Freund von Descartes.

Ich nahm also am Tische des Kabbalisten

höchstens, dass einige Töchter des Tages ihren leichten Lichtschatten in diesen Raum werfen. Mein geübtes Auge hat sie auf diesem Vorhang mehr erraten als gesehen, und kaum entstanden, sind sie wieder verschwunden. Weder Euer Schüler noch Ihr habt ihre Gegenwart vermutet. Aber wenn ich das Zauberwort mit einem echten Gefühl ausgesprochen hätte, hättet Ihr sie in ihrem ganzen Glanz erscheinen gesehen. Sie sind bezaubernd schön.

Ich habe Euch hier, Herr Abbé, ein großes und nützliches Geheimnis mitgeteilt. Noch einmal, verbreitet es nicht unbedacht! Und denkt immer an das Beispiel des Abbé von Villars, der, weil er ihre Geheimnisse verraten hatte, an der Straße nach Lyon von Sylphen getötet wurde.”

„An der Straße nach Lyon”, sagte mein guter Meister. „Wie merkwürdig!”

Herr von Astarac verließ uns jäh.

„Ich gehe noch einmal hinauf in diese erlesene Bibliothek”, sagte der Abbé, „in der ich solche Freuden des Geistes genoss und die ich nicht wiedersehen werde. Vergesst nicht, Tournebroche, Euch bei Tagesanbruch am Schäferinnenplatz einzufinden.”

Ich versprach es. Ich hatte die Absicht, mich in meine Kammer zurückzuziehen, um Herrn von Astarac und meinen guten Eltern zu schreiben, dass sie mir verzeihen sollten, wenn ich nicht von ihnen Abschied nähme, da ich ja nach einem Abenteuer, in das ich mehr unglücklich als schuldhaft verstrickt worden war, auf der Flucht sei.

Aber schon auf dem Treppenabsatz hörte ich lautes Schnarchen aus meinem Zimmer, und als ich die Tür einen Spalt öffnete, sah ich Herrn von Anquetil, der in meinem Bett schlief, den Degen am Kopfe und Spielkarten auf meiner Decke verstreut. Im ersten Moment hatte ich Lust, ihn mit seinem eigenen Degen zu durchbohren. Aber dieser Gedanke verließ mich so schnell wieder wie er mir gekommen war, und ich ließ ihn schlafen, wobei ich trotz meines Kummers innerlich lachte bei dem Gedanken, dass Jahel hinter dreifachen Riegeln eingesperrt war und nicht zu ihm konnte.

Ich betrat, um meine Briefe zu schreiben, das Zimmer meines guten Meisters, wo ich fünf oder sechs Ratten verscheuchte, die an dem Boethius auf seinem Nachttisch herumnagten. Ich schrieb an Herrn von Astarac und an meine Mutter und verfasste für Jahel einen besonders ergreifenden Brief. Ich las ihn noch einmal durch und benetzte ihn mit meinen Tränen. Vielleicht, dachte ich mir, würde die Treulose auch ein paar von ihren Tränen darüber vergießen.

Dann warf ich mich, von Müdigkeit und Melancholie überwältigt, auf die Matraze meines guten Meisters und fiel alsbald in einen von gleichermaßen erotischen wie finsternen Träumen durchzogenen Halbschlaf. Daraus geweckt wurde ich von dem stummen Kriton, der meine Kammer betrat und mir auf einem Silbertablett einen zerknüllten bunten Papierfetzen überreichte, auf dem ich einige von ungeschickter Hand mit dem Bleistift geschriebene Worte las. Unterschrieben war der Zettel mit: „Bruder Angelus, unwürdiger Kapuziner.” Ich lief zu der grünen Pforte und fand den kleinen Bruder tief niedergeschlagen am Straßenrand sitzend. Weil er nicht die Kraft fand, sich zu erheben, richtete er seinen tränenfeuchten Hundeblick auf mich. Ein Schluchzen stieg aus seinem Bart und seiner Brust.

Ich nahm also am Tische des Kabbalisten

Er sprach zu mir in schmerzerfülltem Ton:

„Ach, Herr Jacques! Die Stunde der Prüfung ist gekommen in Babylon, wie es bei den Propheten geschrieben steht. Auf die Anklage des Herrn von La Guéritaude vor dem Herrn Polizeileutnant wurde Fräulein Catherine von den Exempten ins Arbeitshaus gebracht und wird mit dem nächsten Transport nach Amerika geschickt werden. Ich habe die Nachricht von Jeannette, der Drehleierspielerin, die gerade als Catherine im Schandkarren ins Arbeitshaus gebracht wurde, aus dem Haus herauskam, wo sie wegen einer Krankheit festgehalten wurde, von der sie gegenwärtig durch die Kunst der Ärzte genesen ist, so Gott will. Catherine aber wandert ohne Erbarmen auf die Inseln!“

Und Bruder Angelus begann hemmungslos zu weinen. Nachdem ich versucht hatte, mit guten Worten seine Tränen zu stillen, fragte ich ihn, ob er mir nichts anderes zu sagen hätte.

„Ach, Herr Jacques“, antwortete er mir. „Was wesentlich ist, habe ich Euch anvertraut, und das Übrige treibt in meinem Kopf wie der Geist Gottes über den Wassern, ohne dass ich mich damit vergleichen will. Da ist ein dunkles Chaos. Da war noch etwas, aber Catherines Unglück hat mir die geistige Kraft genommen. Jedenfalls muss es eine folgenschwere Nachricht für Euch gewesen sein, die mich veranlasste, mich an die Schwelle dieses verfluchten Schlosses zu wagen, wo Ihr mit allen Arten von Teufeln zusammenlebt. Mit Furcht habe ich den Klopfer betätigt, nachdem ich ein Gebet zum heiligen Franziskus gesprochen hatte, und einem Diener den Zettel an Euch übergeben. Ich weiß nicht, ob Ihr ihn habt lesen können, so wenig bin ich das Briefeschreiben gewohnt. Und das Papier war nicht eben gut zum Schreiben, aber unser heiliger Orden gebietet, die Eitelkeit der Welt zu verachten. Oh! Catherine im Arbeitshaus! Catherine kommt nach Amerika! Bricht das nicht das härteste Herz? Selbst Jeannette weinte darüber, obwohl sie eifersüchtig ist auf Catherine, die sie an Jugend und Schönheit ebenso übertrifft, wie Sankt Franziskus alle andern Heiligen an Heiligkeit. Ach Herr Jacques! Catherine in Amerika! Das sind die wundersamen Wege der Vorsehung. Ach, unsere heilige Religion ist wahrhaftig, und König David hat wohl recht zu sagen, dass wir wie Gras im Wind sind, und Catherine ist im Arbeitshaus. Die Steine, auf denen ich sitze, sind glücklicher als ich, obwohl ich Christ bin und Ordensbruder. Catherine im Arbeitshaus!“

Er begann wieder zu schluchzen. Ich wartete ab, bis der Sturzbach seines Schmerzes abgeflossen war und fragte ihn, ob er Nachricht von meinen lieben Eltern hätte.

„Herr Jacques“, antwortete er, „sie sind es genaugenommen, die mich mit einer wichtigen Botschaft zu Euch schicken. Ich muss Euch sagen, dass sie nicht sehr glücklich sind, wegen Herrn Léonard, der alle Tage, die Gott ihn sehen lässt, mit Trinken und Spielen verbringt. Und der Wohlgeruch gebratener Gänse und Hühner steigt nicht mehr auf zum Schild der Königin Pédauque, das traurig im Regen und Wind schaukelt, die an ihm nagen. Wo ist die Zeit, da der Duft aus der Bratküche Eures Vaters die ganze Rue Saint-Jacques erfüllte, vom *Kleinen Bacchus* bis zu den *Drei Jungfern*? Aber seit dieser Hexenmeister da war, verkommt alles, Tiere und Menschen, durch den Fluch, den er darauf geworfen

hat. Und die Rache Gottes wird diesen Ort heimsuchen, wo der dicke Abbé Coignard Aufnahme fand, während ich vertrieben wurde. Das ist der Geist der Sünde, der von diesem Herrn Coignard ausgeht, der sich was einbildet auf sein tiefes Wissen und die Eleganz seiner Umgangsformen. Der Hochmut ist die Quelle aller Sünden. Eure fromme Mutter, Herr Jacques, hatte sehr Unrecht, als sie sich nicht zufrieden gab mit den Lektionen, die ich Euch erteilte, und die Euch gewiss befähigt hätten, die Küche zu meistern, den Braten zu spicken und das Banner der Zunft zu tragen nach dem christlichen Tod Eures Vaters, der nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, denn das Leben ist vergänglich, und er trinkt im Übermaß.”

Diese Nachrichten betrübten mich sehr, wie leicht zu verstehen ist. Ich weinte gemeinsam mit dem kleinen Bruder. Dann fragte ich ihn nach meiner Mutter.

„Gott”, antwortete er, „dem es gefallen hat, Rahel in Rama zu strafen⁸, hat Eurer Mutter verschiedene Drangsale geschickt, zu ihrem Heil, und um Meister Léonard für die Sünde zu züchtigen, in meiner Person Jesus Christus aus der Bratküche verjagt zu haben. Er hat die meisten Käufer von Geflügel und Pasteten zur Tochter von Frau Quonian geschickt, die am andern Ende der Rue Saint-Jacques den Bratspieß dreht. Eure Frau Mutter sieht mit Schmerz, dass er dieses Haus gesegnet und dem ihren seinen Segen entzogen hat, das jetzt so verlassen ist, dass bald das Moos die Schwelle bedeckt. Was sie in ihren Prüfungen aufrecht hält, das ist zunächst ihre Verehrung des heiligen Franziskus, sodann die Betrachtung Eures Erfolgs in der Welt, wo Ihr den Degen tragt wie ein Mann von Stand. Doch dieser zweite Trost ist dahin, seit die Sergeanten da waren, um Euch für ein bis zwei Jahre nach Bicêtre zu bringen. Catherine war es, die Euren Namen dem Herrn von La Guéritaude angegeben hatte. Man darf sie dafür nicht schelten: sie hat die Wahrheit gesagt, wie es sich für eine Christin gehört. Sie hat Euch und Herrn Abbé Coignard als Komplizen des Herrn von Anquetil bezeichnet und einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Morde und Massaker jener schrecklichen Nacht erstattet. Ach, ihr Freimut half ihr nichts, sie wurde ins Arbeitshaus gebracht. Schrecklich, daran zu denken!”

Hier barg der kleine Bruder den Kopf in den Händen und begann von neuem zu weinen. Es war inzwischen finstere Nacht und ich fürchtete, das Treffen zu versäumen. Ich zog den kleinen Bruder aus dem Straßengraben, richtete ihn auf und bat ihn, mich auf der Straße nach Saint-Germain zum Schäferinnenplatz zu begleiten und dabei seinen Bericht fortzusetzen. Er war einverstanden, und während er traurig neben mir herlief, bat er mich, ihm zu helfen, den Faden seiner Erzählung wieder aufzufinden. Ich erinnerte ihn an die Stelle, wo die Sergeanten gekommen waren, um mich in der Bratküche zu verhaften.

„Da sie Euch nicht fanden”, fuhr er fort, „wollten sie Euren Vater an Eurer Stelle mitnehmen. Meister Léonard behauptete, nicht zu wissen, wo Ihr Euch versteckt hieltet. Eure Frau Mutter sagte dasselbe und schwur darauf. Gott möge ihr verzeihen, Herr Jacques, denn das war offenkundig ein fal-

⁸„So spricht der Herr: Ein Geschrei ist in Rama zu hören, bitteres Klagen und Weinen. Rahel weint um ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen um ihre Kinder, denn sie sind dahin.” Jeremias,31,15

Ich nahm also am Tische des Kabbalisten

sches Zeugnis. Die Sergeanten begannen böse zu werden. Euer Vater brachte sie dazu, Vernunft anzunehmen, indem er mit ihnen einen trinken ging. Sie trennten sich als gute Freunde. Während dessen suchte mich Eure Mutter in den *Drei Jungfern* auf, wo ich gemäß den heiligen Regeln meines Ordens Almosen erbat. Sie schickte mich zu Euch, um Euch zu warnen, unverzüglich zu fliehen, bevor der Polizeileutnant das Haus entdeckt, wo Ihr wohnt."

Bei diesen traurigen Nachrichten beschleunigte ich den Schritt, und wir hatten schon die Brücke von Neuilly hinter uns gebracht. Auf der ziemlich holprigen Straße, die zu dem Platz hinaufführt, von dem wir schon die Ulmen sahen, setzte der kleine Bruder keuchend seine Erzählung fort.

„Eure Frau Mutter“, sagte er, „hat mir ausdrücklich aufgetragen, Euch zu warnen, und sie hat mir für Euch ein Säckchen mitgegeben, das ich unter meinem Gewand versteckt habe.“ „Ich finde es nicht mehr wieder“, fügte er hinzu, nachdem er sich überall betastet hatte. „Aber wie sollte ich auch etwas finden, nachdem ich Catherine verloren habe? Sie hat den heiligen Franziskus sehr verehrt und war sehr mildtätig. Und dennoch hat man sie wie ein Straßenmädchen behandelt und wird ihr den Kopf scheren, und es ist fürchterlich, sich vorzustellen, wie sie, aussehend wie eine Schneiderpuppe, nach Amerika gebracht wird, wo sie vielleicht am Fieber stirbt oder von Kannibalen aufgefressen wird.“

Seufzend beendete er seine Rede, als wir zu dem Platz kamen. Zur Linken überragte das Schieferdach der Gastwirtschaft „Zum Roten Pferd“ mit seinen Dachgauben und den Laufrollen von Flaschenzügen eine Doppelreihe von Ulmen, und unter deren Blattwerk sah man das weit offen stehende Hoftor. Ich verlangsamte meine Schritte und der kleine Bruder ließ sich unter einem Baum fallen.

„Bruder Angelus“, sagte ich, „Ihr habt mir von einem Beutel gesprochen, den meine gute Mutter Euch gebeten hatte, mir auszuhändigen.“

„Das hat sie, in der Tat“, antwortete der kleine Bruder, „und ich habe diesen Sack so gut aufbewahrt, dass ich nicht weiß, wo ich ihn hingetan habe. Aber wisst, Herr Jacques, dass ich ihn nur durch übermäßige Sorgfalt verloren habe.“

Ich versicherte ihm mit Nachdruck, dass er ihn nicht verloren habe, und wenn er ihn nicht bald wiederfände, müsste ich selbst ihm beim Suchen helfen.

Der Ton meiner Worte musste ihn beeindruckt haben, denn er zog tief seufzend unter seinem Ordensgewand ein Baumwollsäckchen hervor und reichte es mir widerstrebend. Ich fand darin einen Écu von sechs Pfund und ein Medaillon der schwarzen Jungfrau von Chartres, das ich unter Tränen der Reue und Zärtlichkeit küsste. Doch der kleine Bruder fuhr fort, aus allen seinen Taschen Päckchen mit kolorierten Heiligenbildern und mit Vignetten verzierte Gebete zu ziehen. Er wählte zwei oder drei davon aus, die er mir besonders empfahl als die, seiner Meinung nach, für Wallfahrer, Reisende und umherirrende Personen am besten geeigneten.

„Sie sind geweiht“, sagte er, „und wirken in Lebensgefahr oder Krankheit, sowohl durch mündliche Rezitation wie durch Berührung und Auflegung auf die Haut. Ich schenke sie Euch, Herr Jacques, um

Ich nahm also am Tische des Kabbalisten

der Liebe Gottes willen. Denkt daran, mir ein Almosen zu geben. Vergesst nicht, dass ich im Namen des guten Sankt Franziskus bettle. Er wird Euch zuverlässig schützen, wenn Ihr seinem unwürdigsten Sohn beisteht, der ich genau genommen bin.“

Während er so sprach, sah ich in der Morgendämmerung eine Berline mit vier Pferden aus dem Hoftor des „Roten Pferdes“ kommen und unter Peitschengeknall und Pferdewiehern auf die Landstraße einbiegen, ganz in der Nähe des Baumes, unter dem Bruder Angelus saß. Ich beobachtete, dass es genau genommen keine Berline war, sondern eine große Kutsche mit vier Plätzen und einem kleinen Coupé davor. Ich betrachtete sie eine oder zwei Minuten, bis ich Herrn von Anquetil kommen sah in Begleitung der reisefertigen Jahel mit Paketen unter ihrem Mantel, gefolgt von Herrn Coignard, der fünf oder sechs Bücher, eingeschlagen in alte Abhandlungen, mit sich führte. Bei ihrer Ankunft zogen die Postillone die zwei Trittstufen herunter und meine schöne Geliebte raffte ihre Röcke und stieg in das enge Coupé, von hinten von Herrn von Anquetil unterstützt.

Bei diesem Anblick stürzte ich herbei und rief:

„Halt, Jahel! Halt, Herr von Anquetil!“

Aber der Verführer drückte die Untreue weiter hinein und ihr bezaubernder Hintern verschwand bald im Wagen. Während er sich bereit machte, ihr zu folgen, einen Fuß auf dem Trittbrett, sah er mich überrascht an:

„Ach! Herr Tournebroche! Ihr wollt mir wohl alle meine Geliebten abspenstig machen! Erst Catherine, und jetzt Jahel! Das ist wirklich ein starkes Stück!“

Aber ich hörte nicht auf ihn und rief noch einmal nach Jahel, während Bruder Angelus aus dem Schatten der Ulme hervortrat und vor dem Wagenschlag Herrn von Anquetil Bilder des heiligen Rochus, ein Gebet beim Beschlagen der Pferde und ein Gebet gegen Hitzköpfigkeit anbot und mit jämmerlicher Stimme um eine milde Gabe bat.

Ich wäre wahrscheinlich noch die ganze Nacht dagestanden und hätte nach Jahel gerufen, wenn mein guter Meister mich nicht zu sich gezogen und in die große Kutsche gestoßen hätte und selbst nach mir eingestiegen wäre.

„Lassen wir ihnen das Coupé“, sagte er, „und reisen zu zweit in diesem geräumigen Abteil. Ich habe Euch lange gesucht, Tournebroche, und, um die Wahrheit zu sagen, wir waren schon im Begriff, ohne Euch abzufahren, als ich Euch unter einem Baum mit dem Kapuziner bemerkte. Wir konnten nicht länger warten, denn Herr von La Guéritaude lässt uns aktiv suchen. Und er hat einen langen Arm; er leiht dem König Geld.“

Die Berline rollte schon los und Bruder Angelus klammerte sich an den Wagenschlag und bettelte noch eine Weile mit ausgestreckter Hand.

Ich sank in die Kissen.

„Ach, Herr Abbé“, rief ich, „Ihr habt mir doch gesagt, dass Jahel hinter einem dreifachen Schloss eingesperrt sei.“

„Mein Sohn“, antwortete mein guter Meister, „auf so etwas sollte man sich nicht zu sehr verlassen, denn die Schlösser und Riegel eifersüchtiger Männer sind für die Mädchen nur Spielzeug. Und wenn die Tür verschlossen ist, springen sie aus dem Fenster. Ihr habt keine Vorstellung, Tournebroche, mein Kind, von der List der Frauen. Die Alten haben uns davon erstaunliche Beispiele berichtet, und mehrere davon werdet Ihr in dem Buch von Apuleius finden, wo sie wie Salz in dem Bericht über die Metamorphose verstreut sind. Aber am besten ist diese List dargestellt in einer arabischen Erzählung, die Herr Galand⁹ neulich in Europa bekannt gemacht hat, und die ich Euch erzählen will:

Schariar, Sultan von Tartarien, und sein Bruder Schahzenan, erblickten eines Tages, als sie am Meer spazieren gingen, eine schwarze Säule, die sich über den Wogen erhob und auf das Ufer zu bewegte. Sie erkannten einen bösen Geist der wildesten Art, einen Riesen von unerhörter Höhe, der auf dem Kopf eine gläserne Kiste mit vier eisernen Schlössern trug. Dieser Anblick erfüllte sie mit solchem Schrecken, dass sie sich im Geäst eines nahegelegenen Baumes verbargen. Der Djinn stieg an Land und legte die Kiste an den Fuß des Baumes, auf dem die beiden Prinzen saßen. Dann legte er sich daneben und schlief sogleich ein. Seine Beine erstreckten sich bis zum Meer und sein Atem bewegte die Erde und den Himmel. Während er so furchterregend ruhte, öffnete sich der Deckel der Kiste und eine Dame von stattlicher Größe und vollkommener Schönheit stieg heraus. Sie hob den Kopf ...”

An dieser Stelle unterbrach ich die Geschichte, der ich kaum zuhörte.

„Oh, Herr Abbé“, rief ich, „was denkt Ihr, was wohl Jahel und Herr von Anquetil sich in diesem Moment allein in dem Coupé sagen?“

„Ich weiß nicht“, antwortete mein guter Meister. „Das ist ihre Sache, und nicht unsere. Aber setzen wir die arabische Geschichte fort, die voller Sinn steckt. Ihr habt mich unbedacht unterbrochen, Tournebroche, als die Dame den Kopf hob und die beiden Prinzen in dem Baum entdeckte, wo sie sich verborgen hatten. Sie bedeutete ihnen, herunter zu kommen, und, als sie sah, dass sie zögerten, hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, einer solch schönen Person zu antworten und der Furcht, in den Bereich eines so schrecklichen Riesen zu geraten, sagte sie mit leiser, aber nachdrücklicher Stimme: 'Steigt sofort herunter, oder ich wecke den Djinn!' An ihrem gebieterischen und entschlossenen Verhalten merkten sie, dass das keine leere Drohung war, und dass es das sicherste wie das angenehmste wäre, herunterzuklettern. Als sie unten waren, nahm die Dame sie bei der Hand, ging mit ihnen ein Stück weiter unter den Bäumen und gab ihnen ohne Umschweife zu verstehen, dass sie bereit sei, sich ihnen beiden hinzugeben. Die Prinzen waren über diese Laune sehr erfreut und, da sie ganze Männer waren, trübte die Furcht vor dem Djinn nicht allzu sehr ihr Vergnügen. Nachdem die Dame erhalten hatte, was sie von ihnen wollte, bat sie die Männer, da sie bemerkt hatte, dass jeder einen Ring am Finger trug, um diese Ringe. Als sie wieder in der Kiste war, in der sie wohnte, zeigte sie den Prinzen

⁹*recte* Antoine Galland (1646–1715), Orientalist, französischer Botschafter im Osmanischen Reich, Königlicher Antiquar, Übersetzer der „*Geschichten aus tausend und einer Nacht*“.

Ich nahm also am Tische des Kabbalisten

einen Kranz von Ringen. 'Wisst Ihr, was diese aufgefädelten Ringe bedeuten? Das sind die Ringe aller Männer, denen ich die selbe Gunst erwiesen habe wie euch. Es sind achtundneunzig Stück, die ich zur Erinnerung aufbewahre. Aus dem selben Grund habe ich Euch um die Euren gebeten, damit die Hundert voll werden.' 'Nun habe ich also bis heute', fuhr sie fort, 'hundert Geliebte gehabt, trotz der Wachsamkeit des hässlichen Djinn, der mich nicht aus den Augen lässt. Mag er mich noch so lange in dieser Glaskiste einsperren und auf dem Meeresgrund verstecken, ich betrüge ihn, wie es mir gefällt.'" „Diese geistreiche Geschichte“, fügte mein guter Meister hinzu, „zeigt Euch, dass die Frauen im Orient, wo man sie einsperrt, ebenso listenreich sind wie bei den Europäern, wo sie frei sind. Wenn eine von ihnen etwas vorhat, gibt es keinen Gatten, Geliebten, Vater, Onkel oder Vormund, die sie an der Ausführung ihres Vorhabens hindern könnten. Ihr braucht also nicht überrascht zu sein, mein Sohn, dass es für Jahel, in deren Charakter die Gewandtheit der Abenteurerin sich mit orientalischer Perfidie vereinigt, nur ein Kinderspiel war, den Argwohn des alten Mordechai zu überlisten. So wie ich sie beurteile, ist sie ebenso heiß auf ihr Vergnügen wie begierig nach Gold und Silber.

Sie ist von einer herben und aggressiven Schönheit, die selbst mich beeindruckt hat, obwohl meine Empfänglichkeit für die fleischlichen Vergnügungen durch das Alter, das intensive Nachdenken und die Nöte eines bewegten Lebens sehr nachgelassen haben. Zu dem Schmerz, den Euch der Erfolg ihres Abenteuers mit Herrn von Anquetil bereitet, kommt hinzu, wie ich merke, dass Ihr lebhafter als ich den Stachel der Begierde spürt und von Eifersucht zerrissen werdet. Daher tadelt Ihr ein Handeln, das zwar nicht aufrichtig ist und der gewöhnlichen Moral widerspricht, aber an sich gleichgültig ist oder jedenfalls das Böse auf der Welt nicht wesentlich vermehrt. Im Stillen verurteilt Ihr mich, weil ich daran beteiligt war, und Ihr glaubt die Moral zu verteidigen, obwohl Ihr nur Euren Leidenschaften folgt. Auf diese Weise, mein Sohn, färben wir vor uns selbst unsere schlimmsten Triebe. Die Moral der Menschen hat keinen andern Ursprung.

Gebt doch zu, dass es schade gewesen wäre, ein so schönes Mädchen noch länger diesem alten Spinner zu überlassen. Begreift, dass der junge und schöne Herr von Anquetil besser zu einer so liebenswerten Person passt und findet Euch ab mit etwas, was Ihr nicht verhindern könnt. Diese Weisheit ist schwer anzunehmen. Noch schwerer wäre sie es, wenn man Euch Eure Geliebte genommen hätte. Dann würdet Ihr spüren, wie eiserne Zähne in Eurem Fleisch wühlen, und Euer Geist würde sich füllen mit hass-erfüllten und klaren Bildern. Möge dieser Gedanke, mein Sohn, Euer gegenwärtiges Leiden mildern. Im Übrigen ist das Leben voller Mühsal und Schmerzen. Das gibt uns die gerechte Hoffnung auf die ewige Seligkeit."

So sprach mein guter Meister, während die Ulmen der königlichen Landstraße rechts und links vorbeiflogen. Ich hütete mich, ihm zu antworten, dass er meinen Kummer verstärkt hatte, während er ihn lindern wollte, und dass er, ohne es zu wissen, den Finger auf die Wunde gelegt hatte.

Ich nahm also am Tische des Kabbalisten

Unser erster Halt war in Juvisy¹⁰, wo wir am Morgen im Regen ankamen. Beim Betreten der Herberge der Poststation fand ich Jahel am Kamin sitzend, wo sich fünf oder sechs Hühner an drei Spießen drehten. Sie wärmte sich die Füße und ließ dabei ein wenig von ihren Seidenstrümpfen sehen, was mich völlig durcheinander brachte, denn ich dachte an ihre Beine mit dem Leberfleck, den feinen Härchen und einige andere Einzelheiten. Herr von Anquetil stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Lehne des Stuhls, auf dem sie saß, die Wange in der Hand. Er nannte sie seine Seele und sein Leben, fragte sie, ob sie Hunger habe, und als sie bejahte, ging er hinaus, um die Anordnungen zu geben.

Allein mit der Treulosen, sah ich ihr in die Augen, in denen die Flammen des Kamins sich spiegelten. „Oh, Jahel!“, rief ich aus, „ich bin sehr unglücklich. Ihr habt mich verraten und liebt mich nicht mehr!“ „Wer sagt, dass ich Euch nicht mehr liebe?“, antwortete sie und richtete einen samtweichen Blick aus ihren Feueraugen auf mich.

„Erlaubt, mein Fräulein, das geht ja wohl aus Eurem Verhalten hervor!“

„Ach was! Jacques, wie könnt Ihr mir das holländische Leinen und das Porzellangeschirr missgönnen, das dieser Edelmann mir schenken soll! Ich bitte Euch nur um ein wenig Zurückhaltung, bis er seine Versprechungen erfüllt hat, und dann werdet Ihr sehen, dass ich für Euch die selbe bin, die ich damals im Schloss war.“

„Ach Jahel, und inzwischen wird mein Rivale Eure Gunst genießen!“

„Ich spüre, dass das keine große Bedeutung hat, und dass nichts die Erinnerung auslöschen wird, die Ihr mir gelassen habt. Quält Euch nicht mit solchen Kleinigkeiten. Bedeutend werden sie nur in der Vorstellung, die Ihr Euch davon macht.“

„Oh!“, rief ich aus, „Die Vorstellung, die ich mir davon mache, ist schrecklich, und ich befürchte, Euren Verrat nicht überleben zu können.“

Sie sah mich mit freundlichem Spott an und sagte lächelnd:

„Glaubt mir, mein Freund, keiner von uns wird daran sterben. Versteht, Jacques, ich brauche die Wäsche und das Geschirr. Seid vorsichtig! Zeigt nicht die Gefühle, die Euch bewegen, und ich verspreche, Euch später für Eure Zurückhaltung zu belohnen.“

Diese Hoffnung linderte ein wenig meinen heißen Kummer. Die Wirtin deckte den Tisch mit einem nach Lavendel duftenden Tischtuch, trug Zinnteller, Krüge und Töpfe auf. Ich hatte großen Hunger, und als Herr von Anquetil mit dem Abbé in die Herberge zurück kam und uns einlud, einen Happen zu essen, nahm ich gerne meinen Platz ein zwischen Jahel und meinem guten Meister.

¹⁰Juvisy-sur-Orge, Dep. Essonne, 19 km südöstlich von Paris

Aus Angst, verfolgt zu werden,

brachen wir gleich wieder auf, nachdem wir drei Omelettes und zwei Hühnchen vertilgt hatten. Wir kamen überein, in dieser gefahrvollen Lage so schnell wie möglich bis nach Sens¹ zu fahren, wo wir beschlossen, zu übernachten.

Ich machte mir von dieser Nacht eine schreckliche Vorstellung, denn ich dachte, dass sie Jahels Verrat vollenden würde. Und dieser allzu naheliegende Gedanke störte mich so, dass ich zerstreut und nur mit einem Ohr den Reden meines guten Meisters lauschte, den selbst die kleinsten Vorfälle auf der Reise zu wunderbaren Reflexionen anregten.

Meine Furcht war nicht unbegründet. Nachdem wir in Sens in der miesen Wirtschaft „*Zum Waffenknecht*“ abgestiegen waren, nahm Herr von Anquetil, gleich nachdem wir zu Abend gegessen hatten, Jahel mit in sein Zimmer, das sich neben dem meinen befand, wo ich keinen Moment Ruhe hatte. In der Morgendämmerung stand ich auf, floh aus diesem verabscheuten Zimmer und setzte mich traurig unter die Toreinfahrt zwischen die Fuhrleute, die Weißwein tranken und mit den Mägden schäkerten. Dort blieb ich zwei oder drei Stunden allein mit meinem Kummer. Die Kutsche war schon angespannt als die zarte Gestalt Jahels im Reisemantel in der Tür erschien. Da ich ihren Anblick nicht ertragen konnte, wandte ich die Augen ab. Sie kam zu mir, setzte sich auf meine Bank und sagte sanft, ich solle nicht betrübt sein. Was mir ungeheuerlich erschiene, sei in Wirklichkeit ohne Bedeutung. Ich müsste mich damit abfinden. Ich sei doch ein zu kultivierter Mann, um eine Frau für mich allein zu wollen. Sie sei keine Hausfrau ohne Geist und Schönheit und sie müsse diese Chance ergreifen.

„Ich muss Euch verlassen“, fügte sie hinzu. „Ich höre den Schritt des Herrn von Anquetil auf der Treppe.“

Sie gab mir einen Kuss auf den Mund, besonders fest und lang, weil die Furcht ihre Lust verstärkte. Denn die Stiefel ihre Liebhabers ließen bereits ganz in unserer Nähe die Stufen krachen, und die Spielerin riskierte ihr holländisches Tuch und ihre silberne Suppenterrine.

Der Kutscher senkte das Trittbrett des Coupés, aber Herr von Anquetil fragte Jahel, ob es nicht lustiger wäre, alle zusammen in der großen Karrosse zu fahren, und es entging mir nicht, dass dies die erste Wirkung seiner Intimität mit Jahel war: Die volle Befriedigung seiner Begierden machte ihm das Alleinsein mit ihr weniger angenehm.

¹Sens, Dep. Yonne, 78 km von Paris entfernt

Aus Angst, verfolgt zu werden,

Mein guter Meister hatte Sorge dafür getragen, aus dem Weinkeller des *Waffenknechts* fünf oder sechs Flaschen Weißwein mitzunehmen, die er unter die Kissen legte und die wir unterwegs tranken, um den beschwerlichen Weg zu bewältigen.

Gegen Mittag kamen wir in Joigny² an, einer recht schönen Stadt. Da ich voraussah, dass ich vor dem Ende der Reise ans Ende meines Geldes kommen würde, und mir die Vorstellung unerträglich war, ohne äußerste Not auf Kosten des Herrn von Anquetil zu leben, beschloss ich, einen Ring und ein Medaillon zu verkaufen, die ich von meiner Mutter hatte, und ich lief durch die Stadt auf der Suche nach einem Goldschmied. Ich entdeckte einen auf dem Marktplatz, gegenüber der Kirche, der unter dem Schild von *Treu und Glauben* das Geschäft mit Ketten und Kreuzen betrieb. Wie war ich überrascht, dort vor dem Ladentisch meinen guten Meister zu finden, der aus einer Papiertüte fünf oder sechs kleine Diamanten zog, in denen ich dieselben erkannte, die Herr von Astarac uns gezeigt hatte, und den Goldschmied fragte, welchen Preis er für die Steine geben würde!

Der Goldschmied betrachtete sie eingehend, dann sah er den Abbé über seine Brille an:

„Mein Herr“, sagte er, „diese Steine hätten einen großen Wert, wenn sie echt wären. Aber sie sind falsch. Und man braucht keinen Prüfstein, um sich dessen zu vergewissern. Das sind Glasperlen, nur geeignet als Spielzeug für Kinder. Man könnte damit die Krone einer Dorfmadonna schmücken, da würden sie sich gut machen.“

Nach dieser Antwort nahm Herr Coignard seine Diamanten wieder an sich und drehte dem Goldschmied den Rücken zu. In diesem Moment bemerkte er mich und schien ziemlich verwirrt darüber. Ich wurde schnell handelseinig mit dem Goldschmied und als ich meinen guten Meister vor dem Geschäft wiederfand, machte ich ihm Vorwürfe, was er sich und seinen Gefährten anzutun riskiere, wenn er Steine stehle, die, zu seinem Unglück, echt hätten sein können.

„Mein Sohn“, antwortete er, „um meine Unschuld zu erhalten, hat Gott gewollt, dass die Steine nur Schein und falscher Glanz sind. Ich gestehe, dass es Unrecht von mir war, sie zu stehlen. Ihr seht mich in Reue, und das ist eine Seite, die ich gerne aus dem Buch meines Lebens herausreißen würde, worin es einige Blätter gibt, die, offen gesagt, nicht so sauber und rein sind, wie es sich gehört. Ich bin mir meines tadelnswerten Verhaltens wohl bewusst. Aber der Mensch darf sich nicht zu sehr verurteilen, wenn er in Sünde fällt. Jetzt ist die Zeit, mir mit einem berühmten Gelehrten zu sagen: 'Betrachtet die große Gebrechlichkeit, die Ihr bei kleineren Anlässen nur zu oft bewiesen habt; und dennoch ist es zu Eurem Heil, dass Solches oder Ähnliches Euch zustößt. Ihr seid nicht völlig verloren, wenn Ihr oft geprüft und in Versuchung geführt werdet, selbst wenn Ihr der Versuchung erliegt. Ihr seid ein Mensch und kein Gott; Ihr seid aus Fleisch und kein Engel. Wie könntet Ihr stets im gleichen Stand der Tugend verharren, wenn solche Treue selbst den Engeln und dem ersten Menschen im Paradies gefehlt hat?' Das, Tournebroche, mein Sohn, sind die geistlichen Lehren und Selbstreflexionen, die dem gegenwärtigen Zustand meiner Seele entsprechen. Aber wäre es nach diesem unglücklichen Vorfall, auf

²Joigny, Dep. Yonne, 147 km südöstlich von Paris

dessen weiterer Erörterung ich nicht bestehe, nicht angebracht, in unsere Herberge zurückzukehren, um dort in Gesellschaft der Fuhrleute, einfacher Leute mit einem leichten Geschäft, eine oder zwei Flaschen Landwein zu trinken?"

Ich war damit einverstanden und wir gingen zur Poststation zurück, wo wir Herrn von Anquetil trafen, der wie wir aus der Stadt zurückkam und Karten mitbrachte. Er spielte Piquet mit meinem guten Meister, und als wir wieder aufbrachen, spielten sie im Wagen weiter. Die Spielwut, die meinen Rivalen ergriffen hatte, gab mir einige Freiheit bei Jahel, die sich gerne mit mir unterhielt, seit sie vernachlässigt wurde. Ich fand in diesen Gesprächen eine bittere Süße. Ich linderte meinen Kummer mit mal heftigen, mal schwächeren Klagen, indem ich ihr ihre Gemeinheit und Treulosigkeit vorhielt.

„Ach, Jahel!“, sagte ich, „die Erinnerungen an unsere Zärtlichkeiten, die einst meine teuersten Freuden waren, sind mir nun zu einer grausamen Qual geworden, wenn ich daran denke, dass Ihr heute einem andern seid, was Ihr einmal mir wart.“

Sie antwortete:

„Eine Frau ist nicht für jedermann die selbe.“

Und als ich immer wieder anfang mit Klagen und Vorwürfen, sagte sie:

„Ich verstehe, dass ich Euch Kummer gemacht habe. Aber das ist kein Grund, mir hundertmal am Tag mit Eurem nutzlosen Gejammer auf die Nerven zu gehen.“

Wenn Herr von Anquetil verlor, bekam er schlechte Laune. Er molestierte immer wieder Jahel, die nicht sehr geduldig mit ihm war und ihm drohte, ihrem Onkel Mosaïdes zu schreiben, er solle sie abholen. Diese Reibereien ließen in meiner Seele einen Schimmer von Freude und Hoffnung aufleuchten, aber nach ein paar Mal sah ich im Gegenteil beunruhigt, dass sie sich immer wieder unter geräuschvollen Küssen, Liebesgeflüster und lüsternem Seufzen direkt an meinem Ohr wieder versöhnten. Herr von Anquetil ertrug meine Anwesenheit nur mit Mühe. Dagegen empfand er eine lebhaftere Zuneigung für meinen guten Meister, die dieser aufgrund seines heiteren Gleichmuts und der Eleganz seines Geistes verdient hatte. Sie spielten und tranken zusammen mit einer von Tag zu Tag wachsenden Sympathie. Das Tablett, auf dem sie ihre Karten ausspielten, auf den Knien, lachten sie, scherzten, neckten einander, und, obwohl es manchmal vorkam, dass sie einander die Karten an den Kopf warfen, wobei sie Beleidigungen austauschten, die die Festungsmauern von Saint-Nicolas-du-Port und sogar die Flussfischer zum Erröten gebracht hätten, und obwohl Herr von Anquetil bei Gott, der Jungfrau Maria und allen Heiligen, die er noch nie gesehen hatte, schwor, dass er noch nie in seinem Leben, nicht einmal am Ende eines Galgenstricks, einen gemeineren Dieb als den Abbé Coignard gesehen hatte, war zu spüren, dass er meinen guten Meister von Herzen lieb hatte, und es war eine Freude ihn im nächsten Moment ausrufen zu hören:

„Herr Abbé, Ihr werdet mein Kaplan und meine Stütze. Ihr müsst auch mit uns auf die Jagd gehen. Wir werden dort unten schon einen Gaul finden, der stark genug ist, Euch zu tragen, und wir werden Euch

einen Jagdrock anfertigen lassen so wie der, den ich einmal beim Bischof von Uzès gesehen habe. Es ist übrigens höchste Zeit, Euch neu einzukleiden, denn, mit Verlaub, Herr Abbé, Eure Hose hält am Hintern nicht mehr zusammen.”

Auch Jahel erlag der unüberwindlichen Wirkung, die die Seelen aller Menschen meinem guten Meister zufliegen ließ. Sie beschloss, so weit als möglich, die Unordnung seiner Kleidung zu reparieren. Sie trennte ein Kleidungsstück auf, um es wieder ordentlich zusammen zu nähen, stopfte die Strümpfe unseres ehrwürdigen Freundes und schenkte ihm ein seidenes Taschentuch als Beffchen. Mein guter Meister nahm diese Geschenke dankbar und mit Würde an. Ich hatte mehrere Male Gelegenheit festzustellen: wenn er mit Frauen sprach, zeigte er sich galant. Er bezeugte ihnen Interesse, ohne je indiskret zu werden, lobte sie mit Kennerschaft, gab ihnen Ratschläge aus seinem reichen Erfahrungsschatz, ging auf sie ein mit der unendlichen Nachsicht eines Herzens, das bereit ist, alle Schwächen zu vergeben, und ließ dennoch keine Gelegenheit aus, ihnen große und nützliche Wahrheiten zu vermitteln.

Am vierten Tag erreichten wir Montbard³ und machten Halt auf einer Anhöhe, von welcher man das ganze Städtchen überblicken konnte, das aussah wie von einem geschickten, detailverliebten Maler auf Leinwand gemalt.

„Seht diese Mauern, Türme, Kirchtürme und Dächer, die aus dem Grün steigen”, sagte mein guter Meister uns. „Das ist eine Stadt, und auch ohne nach ihrer Geschichte und ihrem Namen zu forschen, sollten wir uns darüber ebenso nachdenken wie über die wichtigsten und bedeutsamsten Gegenstände auf der Welt. In der Tat bietet eine Stadt, was für eine es auch immer sei, Anlass für mancherlei Gedanken. Die Fuhrleute sagen uns, dass das hier Montbard ist. Dieser Ort ist mir unbekannt. Doch aufgrund eines Analogieschlusses habe ich keine Bedenken zu behaupten, dass die Menschen, die dort leben, uns gleichen, also egoistisch, feige, hinterhältig, verfressen und geil sind. Andernfalls wären sie keine Menschen und stammten nicht von dem gleichermaßen elenden wie verehrungswürdigen Adam ab, in dem alle unsere Instinkte, auch die schändlichsten, ihren erhabenen Ursprung haben. Der einzige Punkt, worüber man im Zweifel sein könnte, ist, ob diese Leute mehr vom Nahrungsbedürfnis oder vom Fortpflanzungstrieb gesteuert werden. Aber auch darin kann es keinen Zweifel geben: Ein Denker wird vernünftigerweise annehmen, dass der Hunger für diese Unglücklichen ein stärkeres Bedürfnis ist als die Liebe. In meiner grünen Jugend glaubte ich einst, dass es vor allem die Verbindung der Geschlechter sei, was das menschliche Wesen bestimme. Aber das war ein Trugschluss, und es ist klar, dass die Menschen mehr an der Erhaltung ihres Lebens interessiert sind als an dessen Weitergabe. Der Hunger ist die Grundlage der Menschheit; über alles andere braucht man nicht reden. Wenn man so will, hat, nach meiner Überzeugung, das Leben der Sterblichen zwei Pole, den Hunger und die Liebe. Und an diesem Punkt sollte man die Ohren und die Seele öffnen! Diese abscheulichen

³Montbard, Kleinstadt im Département Côte-d’Or in der Region Bourgogne-Franche-Comté, nordwestlich von Dijon; heute etwas über 5000 Einwohner.

Geschöpfe, die nichts im Sinn haben als einander in wilder Raserei aufzufressen oder zu begatten, leben zusammen unter Gesetzen, die ihnen gerade die Befriedigung dieser grundlegenden Begierden verbietet! Sobald sie Staatsbürger geworden sind, unterwerfen sich diese Tiere gerne Beschränkungen aller Art, achten den Besitz anderer, was bei ihrer habsüchtigen Natur ein Wunder ist, und entwickeln das Schamgefühl, eine riesengroße, aber allgemein verbreitete Heuchelei, die darin besteht, möglichst selten auszusprechen, woran man ständig denkt. Denn — seien wir ehrlich, meine Herren! — wenn wir eine Frau sehen, denken wir nicht an die Schönheit ihrer Seele und die Vorzüge ihres Geistes, sondern in erster Linie beschäftigen uns ihre Körperformen. Und das liebenswerte Geschöpf weiß das so gut, dass es, von klugen Gevatterinnen unterrichtet, sorgfältig darauf achtet, seine Reize durch die Kleidung nicht zu verhüllen, sondern mit allerlei Mittelchen hervorzuheben. Und auch Fräulein Jabel, die keineswegs eine Wilde ist, wäre untröstlich, wenn ihre Aufmachung ihre volle Brust und ihre runden Hüften verbergen würde. Also, wie wir die Menschen seit dem Sündenfall Adams auch betrachten, sehen wir sie ausgehungert und maßlos. Woher kommt es also, dass sie in den Städten sich Beschränkungen aller Art auferlegen und sich einem Regime unterwerfen, das ihrer Natur widerspricht? Man hat gesagt, dass sie darin ihren Vorteil fänden und dass sie spürten, dass dieser Zwang der Preis für ihre Sicherheit ist. Aber das hieße, ihnen zu viel Überlegung zu unterstellen, und überdies eine falsche Überlegung: denn es ist absurd, sein Leben auf Kosten dessen zu retten, was seinen Sinn ausmacht. Man hat weiterhin gesagt, dass die Furcht sie im Gehorsam hielte, und es ist wahr, dass das Gefängnis, der Galgen und das Rad die Unterwerfung unter die Gesetze hervorragend gewährleisten. Aber es ist sicher, dass das Vorurteil sich mit den Gesetzen verbindet, und man versteht nicht recht, wie der Zwang so universell hat werden können. Man definiert die Gesetze als die notwendigen Beziehungen der Dinge; aber wir haben soeben gesehen, dass diese Beziehungen im Widerspruch zur Natur stehen, weit davon entfernt, Notwendigkeiten zu sein. Darum, meine Herren, würde ich die Quelle und den Ursprung der Gesetze nicht im Menschen, sondern außerhalb des Menschen suchen, und ich glaube, dass die Gesetze, da sie dem Menschen fremd sind, von Gott kommen, der mit seinen Händen nicht nur Erde und Wasser, Pflanze und Tier geschaffen hat, sondern auch Völker und Gesellschaften. Ich glaube, dass die Gesetze direkt von ihm kommen, von seinem ursprünglichen Dekalog, und dass sie unmenschlich, weil sie göttlich sind. Es versteht sich, dass ich damit die Gesetze in ihrem Prinzip und ihrem Wesen meine, ohne mich mit ihren lächerlichen Differenzen und ihren mitleiderregenden Spitzfindigkeiten zu befassen. Diese Einzelheiten von Gebräuchen und Vorschriften, ob geschrieben oder mündlich überliefert, hat der Mensch geschaffen, und man kann sie verachten. Aber scheuen wir uns nicht anzuerkennen, dass der Staat von Gott geschaffen ist. Daher muss jede Regierung theokratisch sein. Ein Priester, der berühmt geworden ist wegen seiner Beteiligung an der Erklärung von

1682, Herr Bossuet⁴, hatte nicht unrecht, die Regeln der Staatsführung nach den Lehren der Heiligen Schrift zu bestimmen, und wenn er damit elendiglich gescheitert ist, liegt das nur an der Schwäche seiner Begabung, die sich platt nach den Beispielen aus dem Buch Richter und Buch der Könige richtete, ohne zu sehen, dass Gott auf diesem Gebiet sich auch nach Zeit und Raum richten und wohl zwischen Franzosen und Israeliten unterscheiden kann. Das Gemeinwesen unter seiner wahrhaften und einzig legitimen Autorität wird nicht das Gemeinwesen von Josua, Saul und David sein; eher die Stadt des *Evangeliums*, die Stadt der Armen, wo der Künstler und die Prostituierte nicht mehr vom Pharisäer erniedrigt werden. Ach, meine Herrn! Wie nötig wäre es, aus der Heiligen Schrift eine schönere und heiligere Politik zu schöpfen als dies mühsam der steinige und unfruchtbare Herr Bossuet tat. Was für ein Gemeinwesen, schöner als es Orpheus' Leier ausmalte, könnte man auf den Lehren von Jesus Christus errichten, dann, wenn seine Priester, die sich nicht mehr an den Kaiser und die Könige verkaufen, sich als die wahren Fürsten des Volkes erweisen!”

Während wir um meinen guten Meister herumstanden und seiner Rede lauschten, wurden wir unmerklich von einer Truppe von Bettlern umringt, die uns hinkend, zitternd und sabbernd belästigten. Viele mit Kröpfen waren darunter, andere schwenkten ihre Bein- und Armstümpfe und wiesen übel riechende, vereiterte Wunden vor. Sie warfen sich gierig auf ein paar Geldstücke, die ihnen Herr von Anquetil zuwarf, und rollten miteinander im Straßenstaub herum.

„Diese Unglücklichen tun mir leid”, seufzte Jahel.

„Dieses Mitleid schmückt Euch wie ein Juwel, Mademoiselle”, sagte Herr Coignard, „Diese Seufzer verschönen Eure Brust, wenn Eure Anteilnahme sie mit einem Hauch bewegt, den jeder von uns gerne auf Euren Lippen hervorrufen wollte. Aber duldet, dass ich Euch sage, dass dieses Mitgefühl — das ja deshalb nicht weniger berührend ist — aus dem Vergleich dieser Elenden mit Euch selbst herrührt und aus dem instinktiven Gedanken, der Euch beim Anblick dieses grässlichen, mit Geschwüren bedeckten und verstümmelten Fleisches ergreift: Dass diese da aus demselben Material sind, aus dem auch Ihr seid, ebenso wie unser Herr Jesus Christus. Daraus folgt, dass Ihr die Verderbnis des Fleisches dieser Unglücklichen nicht betrachten könnt, ohne darin gleichzeitig eine Voraussage über Euer eigenes Fleisch zu sehen. Und diese Elenden haben sich gegen Euch erhoben wie Propheten und verkündigen, dass das Los der Familie Adams auf dieser Welt Krankheit und Tod ist. Darum habt Ihr geseufzt, Mademoiselle.

In Wirklichkeit gibt es keinen Grund anzunehmen, dass diese von Geschwüren und Würmern zerfressenen Bettler unglücklicher sind als Könige und Königinnen. Nicht einmal, dass sie *ärmer* sind. Denn dem armen Weib mit dem Kropf dort, das gerade einen Heller im Dreck aufgelesen hat und ihn vor Freude sabbernd an das Herz drückt, erscheint dieser Heller kostbarer als der Maitresse des Fürst-

⁴Jacques Bénigne de Bossuet (1627–1704), Bischof von Meaux, Hauslehrer des Dauphin, Kanzelredner und Schriftsteller. Die „Erklärung von 1682“ schränkte die Rechte der römischen Kirche in Frankreich ein im Sinne des Gallikanismus.

bischofs von Köln oder Salzburg ein Perlencollier. Vom Standpunkt unseres spirituellen und wahren Heils müssten wir jenen beinlosen Krüppel, der sich Euch gerade auf den Händen nähert, um seine Existenz beneiden, jedenfalls im Vergleich zu der des Königs von Frankreich oder des Kaisers. Aber achtet auf Eure Röcke, Mademoiselle! Nicht dass er die Flöhe und Läuse einschleppt, womit ich ihn bedeckt sehe.”

So sprach mein guter Meister, und wir wurden nicht müde, ihm zuzuhören.

Ungefähr drei Meilen vor Montbard brach eine Achse und die Fuhrleute hatten kein Seil um sie zu richten. Da diese Strecke weitab von jeder Behausung lag, mussten wir die Panne in der Kutsche zu bringen. Mein guter Meister und Herr von Anquetil vertrieben sich die Zeit dieses Zwangsaufenthalts mit Kartenspielen, mit der gewohnten streitlustigen Sympathie. Während der junge Herr es nicht fassen konnte, dass sein Mitspieler mehr Könige ausspielte als er nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit hätte haben dürfen, nahm mich Jahel besorgt beiseite und fragte mich, ob ich nicht den Wagen in der Straßenkehre hinter uns sähe. Als ich meinen Blick in die Richtung lenkte, die sie mir wies, bemerkte ich tatsächlich eine Art gotische hohe Kalesche von gleichermaßen lächerlichem wie bizarrem Aussehen.

„Dieser Wagen”, sagte Jahel, „hat zur selben Zeit wie wir angehalten. Also hat er uns verfolgt. Ich würde gerne die Gesichter der Leute erkennen, die in diesem Gefährt reisen. Ich bin beunruhigt. Hat der Wagen nicht ein enges und spitzes Verdeck? Er ähnelt der Kutsche, in der mein Onkel mich als kleines Mädchen nach Paris brachte, nachdem er den Portugiesen getötet hatte. Soweit ich weiß, ist sie damals in einem Schuppen im Schloss abgestellt worden. An diese Kutsche erinnere ich mich sehr genau, und es ist ein schreckliche Erinnerung, denn ich habe gesehen, wie mein Onkel vor Wut schäumte. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, Jacques, wie gewalttätig er ist. Ich selbst habe seinen Zorn am Tag meiner Abreise zu spüren bekommen. Er hat mich in meinem Zimmer eingeschlossen und die schrecklichsten Verwünschungen gegen Herrn Abbé Coignard ausgestoßen. Mich schaudert, wenn ich daran denke, in welchem Zustand er gewesen sein muss, als er mein Zimmer leer fand und meine zusammengeknotteten Betttücher an meinem Fenster sah, aus dem ich herauskletterte, um mit Euch zu entfliehen.”

„Mit dem Herrn von Anquetil meint Ihr wohl, Jahel.”

”Wie empfindlich Ihr seid! Sind wir nicht alle zusammen aufgebrochen? Aber diese Kalesche⁵ beunruhigt mich, so sehr ähnelt sie der meines Onkels.”

„Jahel, beruhigt Euch, das ist bestimmt die Kutsche eines braven Burgunders, der seinen Geschäften nachgeht und nicht an uns denkt.”

„Ihr habt keine Ahnung”, sagte Jahel, „Ich habe Angst.”

„Ihr braucht nicht zu fürchten, Mademoiselle, dass Euer Onkel, bei seiner Gebrechlichkeit, sich auf den Weg machen kann, um Euch zu verfolgen. Er beschäftigt sich nur mit der Kabbala und hebräi-

⁵Leichte vierrädrige Reisekutsche aus Korbgeflecht, meistens mit Verdeck.

schen Träumereien.”

„Ihr kennt ihn nicht”, antwortete sie seufzend. „Für ihn dreht sich alles um mich. Er liebt mich so sehr, dass der Rest der Welt ihm gleichgültig ist. Er liebt mich auf eine Art ...”

„Auf welche Art?”

„Auf jede Art ... Er liebt mich eben.”

„Jahel, Eure Worte machen mich schaudern. Gerechter Himmel! Sollte Mosaïdes Euch nicht mit der Uneigennützigkeit lieben, die bei einem Greis schön ist und einem Onkel zusteht? Sagt alles, Jahel!”

„Ach, Ihr habt es besser gesagt als ich.”

„Ich bin bestürzt. Wie kann das sein, bei seinem Alter?”

„Mein Freund, Ihr habt eine weiße Haut und eine unschuldige Seele. Alles erstaunt Euch. Es ist diese Arglosigkeit, die Euren Charme ausmacht. Es ist kinderleicht, Euch zu täuschen. Man macht Euch glauben, dass Mosaïdes hundertdreißig Jahre alt ist, während er in Wirklichkeit kaum älter als sechzig ist, dass er in der Großen Pyramide gelebt hat, während er in Wirklichkeit Bankier in Lissabon war. Und hätte ich Euch nicht aufgeklärt, hieltet Ihr mich heute noch für eine Salamandrin.”

„Was, Jahel, sagt Ihr die Wahrheit? Der eigene Onkel? ...”

„Ja, und das steckt hinter seiner Eifersucht. Er glaubt, dass der Abbé Coignard sein Rivale ist. Er hat ihn schon beim ersten Anblick verabscheut. Erst recht, nachdem er einige Worte des Gesprächs des guten Abbé mit mir in dem Dornbusch aufschnappte, kann er ihn als Ursache meiner Flucht und meiner Entführung hassen. Denn schließlich, mein Freund, bin ich entführt worden, und das muss mir einen Preis in Euren Augen geben. Ach! Ich war wohl undankbar, einen so guten Onkel zu verlassen! Aber ich konnte nicht mehr die Sklaverei ertragen, in der er mich hielt. Und außerdem hatte ich eine heiße Begierde, reich zu werden, und es ist ja wohl natürlich, große Reichtümer zu erstreben, wenn man jung und hübsch ist, nicht? Wir haben nur ein Leben, und es ist kurz. *Mich* hat man keine schönen Lügen über die Unsterblichkeit der Seele gelehrt.”

„Ach, Jahel!”, rief ich aus, von einer Liebesglut erfasst, die gerade ihre Kaltschnäuzigkeit in mir erregte. „Ach, mir hat nichts gefehlt bei Euch im Sandsteinschloss. Was hat Euch gefehlt, um glücklich zu sein?”

Sie gab mir ein Zeichen, dass Herr von Anquetil uns beobachtete. Die Achse war repariert, und die Berline rollte wieder zwischen den Weinbergen.

Wir kamen in Nuits⁶ an zum Abendessen und Übernachten. Mein guter Meister trank ein halbes Dutzend Flaschen Landwein, der seine Beredsamkeit wunderbar befeuerte. Im Trinken konnte Herr von Anquetil mithalten, stets das Glas in der Hand; aber den Abbé in der Redekunst zu schlagen, das war etwas, wozu der Edelmann nicht in der Lage war.

Das Mahl war gut gewesen, die Unterkunft war schlecht. Herr Abbé Coignard schlief im unteren Zim-

⁶Nuits-Saint-Georges, knapp 6000 Einwohner, 20 km südlich von Dijon.

mer unter der Treppe in einem Federbett, das er mit dem Wirt und seiner Frau teilte, und in dem alle drei zu ersticken glaubten. Herr von Anquetil nahm mit Jahel das obere Zimmer, wo der Speck und die Zwiebeln von der Decke hingen. Ich stieg mit einer Leiter auf den Speicher und streckte mich auf dem Stroh aus. Ein Strahl des Mondlichts, das durch die Ritzen des Daches drang, fand den Weg zwischen meine Lider und riss mich aus meinem Schlaf, und ich war vollends hellwach, als ich Jahel in der Nachtmütze aus der Falltür kommen sah. Als ich einen Schrei ausstoßen wollte, legte sie einen Finger an den Mund.

„Pst!“, sagte sie, „Maurice ist besoffen wie ein Lastenträger und wie ein Marquis. Er schläft da unten den Schlaf Noës.“

„Wer ist Maurice?“, fragte ich und rieb mir die Augen.

„Anquetil. Wer sonst?“

„Niemand. Aber ich wusste nicht, dass er Maurice heißt.“

„Ich weiß es selbst erst seit kurzem. Aber das spielt jetzt keine Rolle.“

„Ihr habt recht, Jahel, das spielt keine Rolle.“

Sie war im Hemd und das Mondlicht ergoss sich wie Milch über ihre nackten Schultern. Sie glitt an meine Seite, gab mir zärtliche und grobe Namen, die sanft murmelnd über ihre Lippen flossen. Dann war sie still und begann mir ihre Küsse zu geben, wie nur sie es verstand und verglichen mit denen die Umarmungen aller anderen Frauen fad scheinen.

Unsere Zwangslage und das Schweigen vermehrten meine wilde Spannung. Die Überraschung, die Freude an einer Rache und vielleicht eine perverse Eifersucht schürten meine Begierde. Die elastische Festigkeit ihres Fleisches und die zarte Gewalt ihrer Bewegungen, mit denen sie mich umfing, forderten, versprachen und verdienten die heißesten Liebkosungen. In dieser Nacht lernten wir eine Wollust kennen, deren Abgrund an den Schmerz heranreicht.

Als ich am Morgen auf den Hof der Gastwirtschaft hinunterging, fand ich dort Herrn von Anquetil, der mir jetzt, wo ich ihn betrog, weniger hassenswert erschien. Er seinerseits war etwas freundlicher zu mir als am Beginn der Reise. Er sprach mit mir familiär, vertrauensvoll und mitfühlend, wobei er mich nur dafür tadelte, Jahel zu wenig zu beachten und ihr nicht die Achtung und Fürsorge zu erweisen, die ein Mann von Stand jeder Frau schuldet. „Sie beklagt sich“, sagte er, „über Eure Unhöflichkeit. Nehmt Euch in Acht, lieber Tournebroche; ich wäre böse, gäbe es Schwierigkeiten zwischen ihr und Euch. Sie ist ein hübsches Mädchen, das bis zum Wahnsinn in mich verliebt ist.“

Die Berline rollte schon eine Stunde wieder, als Jahel den Kopf aus dem Fenster streckte und sagte: „Da ist die Kalesche wieder! Ich würde gerne das Gesicht der beiden Männer darauf erkennen. Aber es geht nicht.“

Ich antwortete ihr, dass man auf diese Entfernung und im Morgennebel nichts erkennen könne.

Sie antwortete, dass ihr Blick so scharf sei, dass sie, trotz Nebel und Entfernung, wahrnehmen könne,

ob das wirklich Gesichter seien.

„Aber“, setzte sie hinzu, „Das sind keine Gesichter.“

„Was sollte es sonst sein?“, fragte ich, in Lachen ausbrechend.

Sie fragte mich ihrerseits, was für eine blöde Idee mir in den Sinn gekommen sei, um so dumm zu lachen, und sagte:

„Das sind keine Gesichter, das sind Masken. Diese beiden Männer verfolgen uns, und sie sind maskiert.“

Ich informierte Herrn von Anquetil, dass eine hässliche Kalesche uns anscheinend verfolge. Aber der bat mich, ihn in Ruhe zu lassen.

„Und wenn hunderttausend Teufel hinter uns her wären“, rief er, „würde mich das nicht beunruhigen, denn ich habe genug damit zu tun, auf diesen dicken Galgenvogel von Abbé zu achten, der ein ganz gerissener Kartenspieler ist und mir mein Geld stiehlt. Ich wäre nicht einmal überrascht, wenn Ihr, Tournebroche, im Einvernehmen mit diesem alten Gauner mich mit dieser blöden Kalesche ablenken wolltet. Kann denn kein Wagen auf derselben Straße fahren, ohne dass er Euch in Aufregung versetzt?“

Jahel sagte ganz leise zu mir:

„Ich sage Euch voraus, Jacques, dass uns von dieser Kalesche Unheil droht. Ich habe eine Vorahnung, und meine Vorahnungen haben mich noch nie getäuscht.“

„Wollt Ihr mich glauben machen, dass Ihr das zweite Gesicht habt?“ Sie antwortete mir ernst:

„Ich habe es.“

„Was, Ihr seid eine Weissagerin!“, rief ich lächelnd aus. „Das ist ja merkwürdig!“

„Ihr macht Euch lustig über mich“, sagte sie, „und Ihr zweifelt, weil Ihr noch nie eine Prophetin aus solcher Nähe gesehen habt. Wie sollten sie Eurer Meinung nach aussehen?“

„Ich glaubte, sie müssten Jungfrauen sein.“

„Das ist nicht notwendig“, antwortete sie mit Sicherheit.

Die unheimliche Kalesche war an einer Wegbiegung verschwunden. Aber Jahels Besorgnis hatte, ohne dass er es eingestand, Herrn von Anquetil angesteckt, der den Kutschern Befehl gab, im Galopp zu fahren und ihnen guten Lohn versprach. Um ein Übriges zu tun, gab er jedem von ihnen eine von den Flaschen, die der Abbé hinten im Wagen aufbewahrt hatte. Die Heißblütigkeit, die der Wein ihnen verlieh, übertrugen sie auf die Pferde.

„Ihr könnt sicher sein, Jahel“, sagte er, „bei der Geschwindigkeit, mit der wir jetzt fahren, wird uns diese uralte Kalesche nicht einholen, selbst wenn sie von den Pferden der Apokalypse gezogen würde.“

„Wir fahren wie Katzen auf der Kohlenglut“, sagte der Abbé.

„Fragt sich nur, wie lange“, sagte Jahel.

Zur Rechten sahen wir die Weinberge an den Hängen dahinfliehen. Zur Linken floss träge die Saône. Wir fuhren wie ein Sturmwind über die Brücke von Tournus⁷. Die Stadt erhob sich auf der andern Seite des Flusses auf einem Hügel, der von den Mauern einer Abtei, stolz wie eine Festung, gekrönt wurde. „Das“, sagte der Abbé, „ist eine der ungezählten Benediktiner-Abteien, die auf dem Kleid des kirchlichen Gallien ausgesät sind wie Juwelen. Wenn es Gott gefallen hätte, mir ein zu meinem Charakter passendes Schicksal zu geben, hätte ich dort in einem dieser Häuser ein stilles, frohes und beschauliches Leben geführt. Es gibt keinen Orden, den ich hinsichtlich der Lehre und Gebräuche höher schätze als die Benediktiner. Sie haben bewundernswerte Bibliotheken. Glückliche, wer ihren Habit trägt und ihrer heiligen Regel folgt! Sei es wegen der momentanen Unbequemlichkeit, auf einem von Wagenspuren übersäten Weg in diesem Wagen durchgeschüttelt zu werden, sei es mehr infolge meines Alters, in dem man dazu neigt, sich mehr zurück zu ziehen und sich ernstesten Gedanken zu widmen — ich sehne mich heißer als je zuvor danach, mich an einen Tisch in einer ehrwürdigen Bibliothek zu setzen, in der stillen Gesellschaft zahlreicher erlesener Bücher. Deren Gesellschaft ziehe ich der der Menschen vor, und mein teuerster Wunsch ist es, in geistiger Arbeit die Stunde zu erwarten, da Gott mich von dieser Erde nimmt. Ich würde mich mit der Geschichtsschreibung befassen, vor allem mit der Geschichte der Römer am Ende der Republik. Denn diese Zeit ist voll mit großen Taten und Gedanken. Ich würde meinen Eifer teilen zwischen Cicero, Johannes Chrysostomos und Boethius und mein bescheidenes und fruchtbringendes Leben ähnelte dem Garten des Greises von Tarent.“⁸

Ich habe verschiedene Lebensweisen kennengelernt, und meine, dass die beste ist, sich in Ruhe mit dem Treiben der Menschen zu befassen und durch die Betrachtung der Geschichte der Welt und der Weltreiche die Kürze unserer Tage zu verlängern, indem man sich seinen Studien widmet. Aber dazu braucht man Konsequenz und Beharrlichkeit. Das ist es, was mir am meisten in meinem Leben am meisten gefehlt hat. Wenn es mir gelingt, wie ich hoffe, aus meiner schlechten Lage herauszukommen, werde ich mich bemühen, ein ehrbares und sicheres Asyl in einer gelehrten Abtei zu finden, wo man die Literatur ehrt und schätzt. Ich sehe mich schon den Frieden der Wissenschaft genießen. Wenn ich die Hilfe der Sylphen bekommen könnte, von denen der alte Narr Astarac spricht, und die, wie man sagt, erscheinen, wenn man sie beschwört mit dem kabbalistischen Namen AGLA ...”

In dem Moment, in dem mein guter Meister dieses Wort aussprach, tat es einen jähen Schlag und wir stürzten alle vier übereinander. Es regnete Glasscherben. Ich wurde unter den Rücken von Jahel gleichzeitig geblendet und erstickt, während Herr Coignard leise klagte, dass der Degen des Herrn von Anquetil ihm seine letzten Zähne ausgeschlagen habe und Jahel auf meinem Kopf mit ihrem Kreischen die Luft der burgundischen Täler zerriss. Herr von Anquetil stellte währenddessen den Kutschern nach der Art eines Leibgardisten als erstes in Aussicht, sie aufhängen zu lassen. Als es mir

⁷Tournus, heute knapp 6000 Einwohner, Kleinstadt an der Saône

⁸Der Greis von Tarent, eine Idylle aus: Vergil, *Georgica*

gelingen war, mich zu befreien, war er schon aus einem zerbrochenen Fenster gesprungen. Wir folgten ihm auf dem selben Weg, mein guter Meister und ich, und alle drei zusammen zogen wir Jahel aus der umgestürzten Kutsche. Sie war unverletzt, und ihre erste Sorge war es, ihre Frisur zu richten.

„Dem Himmel sei Dank!“, sagte mein guter Meister. „Ich bin einen Zahn los, aber der war weder heil noch weiß. Er wäre sowieso bald herausgefallen.“

Herr von Anquetil, breitbeinig und die Fäuste in die Hüften gestemmt, musterte die Berline.

„Die Halunken“, sagte er, „haben da ja was Schönes angerichtet. Wenn man die Pferde abspannt, fällt die Kutsche auseinander. Herr Abbé, vielleicht können wir mit den Trümmern noch Mikado spielen.“

Die Pferde lagen übereinander und traten sich mit ihren Hufeisen. Einer der Kutscher war begraben in einem Durcheinander von Pferderücken, Mähnen, dampfenden Pferdeböcken und Pferdebeinen; nur seine Stiefel ragten in die Luft. Der andere lag im Straßengraben und spuckte Blut. Und Herr von Anquetil schrie sie an:

„Ihr Schlingel! Ich weiß nicht, was mich zurückhält, euch meinen Degen durch den Leib zu stechen!“

„Herr von Anquetil“, sagte der Abbé, „wäre es nicht besser, zunächst diesen armen Mann zwischen den Pferden hervorzuziehen?“

Wir machten uns alle zusammen an die Arbeit und als die Pferde abgespannt waren, erkannten wir das Ausmaß des Schadens. Eine Feder und ein Rad waren gebrochen und ein Pferd hinkte.

„Lasst einen Wagner kommen“, sagte Herr von Anquetil zu den Kutschern. „Und in einer Stunde hat das fertig zu sein!“

„Es gibt hier keinen Wagner“, antworteten die Kutscher.

„Einen Hufschmied.“

„Es gibt keinen Hufschmied.“

„Einen Sattler.“

„Es gibt keinen Sattler.“

Wir schauten uns um. Nach Westen warfen die Weinberge ihre langen friedlichen Falten bis zum Horizont. Auf einer Anhöhe rauchte der Schornstein eines Daches neben einem Kirchturm. Auf der andern Seite lag die Saône, leicht im Nebel eingehüllt. Auf ihrer Wasseroberfläche verwischte sich die Spur des Kielwassers eines Kahns, der gerade vorbei gefahren war. Die Schatten der Pappeln auf der Uferböschung wurden länger. Ein schriller Vogelruf brach die unendliche Stille.

„Wo sind wir?“, fragte Herr von Anquetil.

„Gut zwei Meilen hinter Tournus“, antwortete der Kutscher, der in den Graben gefallen war, und spuckte Blut. „Und mindestens vier Wegstunden bis Mâcon.“ Und er zeigte mit dem Arm auf das Dach mit dem rauchenden Schornstein: „Das Dorf da oben muss Vallars⁹ sein. Da gibt es wenig Hilfe.“

„Gottes Donner soll euch erschlagen!“, sagte Herr von Anquetil.

⁹Le Villars, 4 km südlich von Tournus, ein Dorf mit heute (2013) 269 Einwohnern

Der kleine Fuhrmann, der zwischen den Pferdeböcken hervorgeholt worden war, sagte: „Die Feder könnte man durch ein starkes Stück Holz aus dem Verschlag ersetzen. Der Wagen würde dadurch nur ein wenig ungemütlicher. Aber da ist noch das gebrochene Rad! Und das Schlimmste, mein Hut liegt darunter.“

„Was schert mich dein Hut!“, sagte Herr von Anquetil.

„Euer Gnaden weiß vielleicht nicht, dass er ganz neu war“, sagte der kleine Kutscher.

„Und die Scheiben sind zerbrochen!“, seufzte Jahel, am Wegrand auf ihrem Koffer sitzend.

„Wenn es nur die Scheiben wären“, sagte mein guter Meister, „könnte man einfach die Rolläden heruntermachen. Aber die Weinflaschen müssten genau im selben Zustand sein wie die Scheiben. Darüber muss ich mir Gewissheit verschaffen, sobald die Berline wieder aufgerichtet ist. Ich bin sogar in Sorge um meinen Boethius, den ich unter den Kissen gelassen habe mit einigen anderen guten Werken.“

„Spielt keine Rolle“, sagte Herr von Anquetil. „Ich habe die Karten in meiner Westentasche. Aber sollten wir nicht zu Abend essen?“

„Ich habe daran gedacht“, sagte der Abbé. „Nicht ohne Grund hat Gott dem Menschen die Tiere zum Gebrauch gegeben, die die Erde, den Himmel und das Wasser bevölkern. Ich bin ein sehr hervorragender Angler. Den Fischen nachzuspüren entspricht meinem meditativen Geist, und die Orne¹⁰ hat mich listig die Angel auswerfen gesehen, während ich über die ewigen Wahrheiten meditierte. Macht Euch keine Sorgen über Euer Abendessen. Wenn Fräulein Jahel so freundlich wäre, mir eine ihrer Haarnadeln zu geben, könnte ich daraus einen Angelhaken machen, um im Fluss zu angeln, und ich schmeichle mir, Euch vor der Nacht zwei oder drei schöne Karpfen zu bringen, die wir auf einem Feuer aus Reisig braten werden.“

„Ich sehe wohl“, sagte Jahel, „dass wir auf den Naturzustand reduziert sind. Aber ich kann Euch keine Haarnadel geben, Herr Abbé, ohne dass Ihr mir etwas zurück gebt, sonst könnte unsere Freundschaft zerbrechen. Und das will ich nicht.“

„Ich werde also“, sagte mein guter Meister, „einen vorteilhaften Handel machen. Ich werde Eure Haarnadel mit einem Kuss bezahlen, Fräulein Jahel.“

Und er nahm sogleich die Haarnadel und drückte seine Lippen auf die Wangen Jahels mit unnachahmlicher Höflichkeit, Anmut und Dezenz.

Nachdem wir so viel Zeit verloren hatten, taten wir, was am vernünftigsten war. Wir schickten den großen Kutscher, der inzwischen kein Blut mehr spuckte, mit einem Pferd nach Tournus, um einen Wagner zu holen; sein Kamerad sollte unterdessen einen Unterstand suchen und ein Feuer anmachen, denn das Wetter wurde frisch und es begann windig zu werden.

Wir bemerkten an der Straße, vielleicht hundert Schritt vom Ort unseres Unfalls entfernt, einen großen Felsen aus weichem Gestein, dessen Fuß an mehreren Stellen ausgehöhlt war. In einer dieser Hö-

¹⁰Fluss im Nordwesten Frankreichs, mündet in den Ärmelkanal.

lungen beschlossen wir, uns an einem Feuer zu wärmen und die Rückkehr des als Kurier nach Tourneus geschickten Kutschers abzuwarten. Der zweite Kutscher band die drei Pferde, die uns geblieben waren, von denen eines hinkte, an einen Baumstamm in der Nähe unserer Höhle. Der Abbé, dem es gelungen war, aus einer Weidenrute, einem Bindfaden, einem Korken und einer Haarnadel eine Angel herzustellen, ging zum Fischen, ebenso aus philosophischer und meditativer Neigung wie in der Absicht, uns Fisch zu bringen. Herr von Anquetil blieb mit Jahel und mir in der Höhle und schlug uns eine Partie Hombre vor, das man zu dritt spielt. Er sagte, das sei ein spanisches Spiel und würde zu so abenteuerlichen Personen, wie wir es nun wären, gut passen. Und es ist wahr, dass unsere kleine Truppe in dieser steinernen Höhle bei Anbruch der Nacht und an einer verlassenen Straße wohl nicht unwürdig gewesen wäre, in einem der Abenteuer des Don Quigot oder Don Quichotte zu erscheinen, mit denen sich die Dienstmädchen amüsieren. Wir spielten also Hombre. Das ist ein Spiel, das Ernst erfordert. Ich machte viele Fehler, und mein ungeduldiger Mitspieler begann schon böse zu werden, als das vornehme und heitere Gesicht meines guten Meisters im Feuerschein auftauchte. Herr Abbé Coignard knotete sein Taschentuch auf und zog vier oder fünf kleine Fische daraus, die er mit jenem Messer mit dem Bild des verstorbenen Königs als römischer Imperator auf einer Siegestsäule öffnete und so leicht ausnahm, als hätte er nie irgendwo anders gelebt als unter den Fischverkäufern der Markthalle. So geschickt war er in den geringsten Tätigkeiten wie in den bedeutendsten. Während er die kleinen Fische auf die Glut legte, sagte er:

„Ich muss Euch mitteilen, dass ich, als ich auf der Suche nach einem geeigneten Platz zum Angeln den Fluss entlang lief, die apokalyptische Kalesche, die Fräulein Jahel so erschreckt, bemerkt habe. Sie hielt in einiger Entfernung hinter unserer Berline. Ihr hättet sie eigentlich vorbeifahren sehen müssen, und die Seele von Mademoiselle müsste also zu ihrer Ruhe zurückgefunden haben.“

„Wir haben sie nicht gesehen“, sagte Jahel.

„Sie muss also weitergefahren sein, als die Nacht schon hereingebrochen war. Ihr hättet sie zumindest hören müssen.“

„Wir haben sie nicht gehört“, sagte Jahel.

„Dann“, sagte der Abbé, „ist diese Nacht blind und taub. Denn es ist nicht glaubhaft, dass diese Kalesche, bei der kein Rad gebrochen ist und kein Pferd hinkt, auf der Straße geblieben ist. Was sollte sie dort tun?“

„Ja, was sollte sie dort tun?“, fragte Jahel.

„Diese Mahlzeit“, sagte mein guter Meister, „erinnert in ihrer Einfachheit an die Mahlzeiten der Bibel, wo der fromme Wanderer am Ufer des Flusses die Fische des Tigris mit einem Engel teilte. Aber uns fehlt Brot, Salz und Wein. Ich will versuchen, die Vorräte aus der Berline zu holen und zu sehen, ob nicht doch zufällig eine Flasche heil geblieben ist. Denn es ist schon vorgekommen, dass Glas einen Schlag überstanden hat, der selbst Stahl zerbricht. Tournebroche, mein Sohn, gebt mir bitte Euer

Aus Angst, verfolgt zu werden,

Feuerzeug. Und Ihr, Fräulein Jahel, vergesst nicht, die Fische zu wenden. Ich bin gleich zurück.”

Er ging. Sein etwas schwerer Schritt wurde allmählich von der Erde des Wegs gedämpft, und bald hörten wir nichts mehr.

„Diese Nacht”, sagte Herr von Anquetil, „erinnert mich an die Nacht vor der Schlacht von Parma. Denn, wie Ihr wisst, habe ich unter Villars gedient und den Erbfolgekrieg mitgemacht. Ich war bei den Aufklärern. Wir sahen nichts. Das ist eine der großen Feinheiten der Kriegskunst. Man schickt Leute aus, um den Feind auszukundschaften, die zurückkommen, ohne irgendetwas ausgekundschaftet oder erfahren zu haben. Aber nach der Schlacht können die Taktiker dann darüber berichten. Also, ich wurde um neun Uhr abends mit zwölf Herren als Kundschafter ausgeschiedt ...”

Und er erzählte uns vom Erbfolgekrieg und seinen Liebschaften in Italien. Sein Bericht dauerte eine gute Viertelstunde, dann rief er aus:

„Dieser Galgenvogel von Abbé kommt nicht wieder. Ich wette, dass er da unten den ganzen Wein trinkt, der noch übrig ist.”

Da ich gleich daran dachte, dass mein guter Meister in Schwierigkeiten sein könne, erhob ich mich, um ihm zu Hilfe zu kommen. Es war eine Neumondnacht, und obwohl der Himmel sternensübersät war, blieb die Erde in einer Dunkelheit, die meine Augen, vom Feuerschein geblendet, nicht durchdringen konnten.

Ich war gut fünfzig Schritte auf dem dunklen und sich undeutlich abzeichnenden Weg gegangen, als ich vor mir einen schrecklichen Schrei hörte, der nicht aus einer menschlichen Brust zu kommen schien, einen Schrei, anders als alle Schreie, die ich je gehört hatte, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Ich lief in die Richtung, aus der dieser Schrei in Todesnot kam. Aber die Furcht und die Dunkelheit verlangsamten meinen Schritt. Als ich schließlich zu dem Platz kam, wo die in der Nacht unförmig und riesenhaft erscheinenden Umrisse der Kutsche zu erkennen waren, fand ich meinen guten Meister zusammengekrümmt am Straßenrand sitzend. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Ich fragte ihn zitternd:

„Was habt Ihr? Warum habt Ihr geschrien?”

„Ja, warum habe ich geschrien?”, sagte er mit einer ganz anderen Stimme, die ich bisher an ihm nicht gekannt hatte. „Es ist mir nicht bewusst, dass ich geschrien hätte. Tournebroche, habt Ihr nicht einen Mann gesehen? Er hat mich in der Dunkelheit recht grob geschlagen. Er hat mir einen Faustschlag versetzt.”

„Kommt”, sagte ich, „steht auf, mein guter Meister.”

Er erhob sich, fiel aber sogleich wieder schwer zu Boden.

Ich bemühte mich, ihm aufzuhelfen, und meine Hände wurden feucht, als sie seine Brust berührten.

„Ihr blutet?”

„Ich blute? Ich bin ein toter Mann. Er hat mich ermordet. Ich habe zuerst geglaubt, dass das nur ein

Aus Angst, verfolgt zu werden,

starker Schlag war. Aber es ist eine Wunde, von der ich mich nicht mehr erholen werde. Das spüre ich.”

„Wer hat Euch geschlagen, mein guter Meister?”

„Der Jude. Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich weiß, dass er es war. Wie kann ich wissen, dass er es war, wenn ich ihn nicht gesehen habe? Ja, wie? Welch seltsame Dinge! Unglaublich ist das, nicht wahr, Tournebroche? Ich habe im Mund den Geschmack des Todes, den man nicht definieren kann ... Es musste so kommen, mein Gott! Aber warum hier und nicht an einem andern Ort? Das ist das Geheimnis! *Adiutorium nostrum in nomine domini ... Domine exaudi orationem meam ...*”

Er betete einige Zeit mit leiser Stimme, dann sagte er:

„Tournebroche, mein Sohn, nehmt die zwei Flaschen, die ich aus der Kutsche geholt habe. Ich brauche sie nicht mehr. Tournebroche, wo, glaubt Ihr, ist die Wunde? Im Rücken habe ich die meisten Schmerzen, und mir scheint, dass das Leben an den Waden entlang aus mir herausläuft. Mein Geist verlässt mich.”

Mit diesen gemurmelten Worten verlor er in meinen Armen das Bewusstsein. Ich versuchte ihn wegzubringen, aber meine Kräfte reichten gerade dazu, ihn auf die Straße hinzulegen. Ich öffnete sein Hemd und fand die Wunde. Sie befand sich auf der Brust, war klein und blutete nur wenig. Ich zerriss meine Manschetten und verband die Wunde mit den Fetzen. Ich rief und schrie um Hilfe. Bald glaubte ich zu hören, dass aus Richtung Tournus jemand mir zu Hilfe käme, und ich erkannte Herrn von Astarac. So unerwartet war die Begegnung, dass ich nicht einmal überrascht war, so versunken wie ich war im Schmerz, den besten aller Lehrer sterbend in meinen Armen zu halten.

„Was ist los, mein Sohn?”, fragte der Alchemist.

„Helft mir, Herr von Astarac”, antwortete ich. „Abbé Coignard stirbt. Mosaïdes hat ihn ermordet.”

„Es ist wahr”, antwortete Herr von Astarac. „dass Mosaïdes in einer alten Kalesche hierher gekommen ist, und dass ich ihn begleitet habe, um Euch zu ermahnen, mein Sohn, Eure Arbeit in meinem Hause wieder aufzunehmen. Seit gestern waren wir dicht hinter Eurer Berline, und wir haben gesehen, wie sie plötzlich umstürzte. Da ist Mosaïdes ausgestiegen aus der Kalesche, und ich habe ihn nicht wiedergesehen, sei es, dass er einen Spaziergang gemacht hat, oder, was wahrscheinlicher ist, dass er sich unsichtbar gemacht hat, was eine Kunst ist, die er wohl beherrscht. Es ist möglich, dass er sich bereits seiner Nichte gezeigt hat, um sie zu verfluchen, denn das war seine Absicht. Aber er hat den Abbé Coignard nicht getötet. Es sind die Elfen, mein Sohn, die Euren Meister getötet haben, um ihn dafür zu bestrafen, dass er ihre Geheimnisse enthüllt hat. Nichts ist gewisser.”

„Ach, Herr von Astarac”, rief ich, „es ist doch unwichtig, ob es der Jude oder die Elfen waren. Man muss ihm helfen!”

„Mein Sohn, im Gegenteil: es ist sehr wichtig”, antwortete Herr von Astarac. „Denn wäre er von einer menschlichen Hand geschlagen worden, wäre es ein Leichtes für mich, ihn durch Magie zu heilen. Doch wenn er sich die Feindschaft der Elfen zugezogen hat, kann er ihrer Rache nicht entkommen.”

Aus Angst, verfolgt zu werden,

Er hatte dies gerade gesagt, als Herr von Anquetil und Jahel, von meinem Schreien alarmiert, mit dem Kutscher herbeikamen, der eine Laterne trug.

„Ach“, sagte Jahel, „Geht es Herrn Coignard schlecht?“

Und sie kniete sich neben meinen guten Meister, hob seinen Kopf und gab ihm Riechsalz.

„Fräulein Jahel“, sagte ich, „Ihr seid die Ursache seines Verderbens. Sein Tod ist die Rache für Eure Entführung. Mosaïdes hat ihn getötet.“

Sie hob ihr schreckensbleiches Gesicht, auf dem Tränen schimmerten.

„Glaubt Ihr auch“, sagte sie, „dass es so einfach ist, ein hübsches Mädchen zu sein und kein Unheil zu verursachen?“

„Ach“, sagte ich, „was Ihr da sagt, ist nur *zu* wahr. Aber wir haben den besten aller Menschen verloren.“ In diesem Moment stieß Herr Abbé Coignard einen tiefen Seufzer aus, verdrehte die Augen, verlangte seinen Boethius und fiel wieder in Ohnmacht.

Der Kutscher schlug vor, den Verwundeten eine halbe Meile entfernt in das Dorf Vallars zu bringen.

„Ich werde das sanfteste der drei Pferde, die uns geblieben sind, heraussuchen“, sagte er. „Wir werden den armen Mann darauf festbinden und es in langsamem Schritt führen. Er ist sehr schwer verletzt, schätze ich. Er sieht genauso aus wie ein Kurier, der einmal bei Saint-Michel an dieser Straße ermordet wurde, vier Poststationen von hier, in der Nähe von Senecy, wo ich meine Verlobte habe. Der arme Teufel hat geblinzelt und die Augen verdreht wie ein Bettelweib, mit Verlaub, meine Herrschaften. Und Euer Abbé hat genau dasselbe getan, als das gnädige Fräulein ihm mit seinem Fläschchen die Nase gekitzelt hat. Das ist ein schlechtes Zeichen für einen Verletzten; Mädchen dagegen sterben nicht, wenn sie die Augen auf diese Weise verdrehen. Euer Gnaden wissen das wohl. Und es gibt, Gott sei Dank, einen Abstand zwischen dem kleinen Tod und dem großen. Aber es ist der selbe Anblick. Bleibt hier, gnädige Herrschaften, ich will das Pferd suchen.“

„Der Bauernlümmel ist lustig“, sagte Herr von Anquetil, „mit seinem Augenverdrehen und seiner in Ohnmacht gefallenen Bettlerin. Ich habe in Italien Soldaten gesehen, die mit festem Blick und aus dem Kopf getretenen Augen gestorben sind. Es gibt keine Regeln für das Sterben an einer Wunde, nicht einmal beim Militär, wo alles bis ins Kleinste geregelt ist. Aber Tournebroche, da es keine qualifiziertere Person hier gibt, seid so gut, mich diesem schwarzen Edelmann hier vorzustellen, der diamantene Knöpfe an seinem Gewand trägt, und der, so nehme ich an, Herr von Astarac sein muss.“

„Ach, Herr von Anquetil“, antwortete ich, „betrachtet Euch als vorgestellt. Ich habe nichts im Sinn als meinem guten Meister zu helfen.“

„Das geht in Ordnung“, sagte Herr von Anquetil. Und, sich an Herrn von Astarac wendend, sagte er:

„Mein Herr, ich habe Euch Eure Geliebte genommen; ich bin bereit, Euch dafür Genugtuung zu geben.“

„Mein Herr“, antwortete Herr von Astarac, „ich habe, dem Himmel sei Dank, keine Verbindung mit irgendeiner Frau, und ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt.“

Aus Angst, verfolgt zu werden,

In diesem Moment kam der Kutscher zurück mit einem Pferd. Mein guter Meister hatte sich ein wenig erholt. Wir hoben ihn zu viert, und es gelang uns mit Mühe, ihn auf das Pferd zu setzen, wo wir ihn anbanden. Dann setzten wir uns in Marsch. Ich stützte ihn von der einen Seite, Herr von Anquetil von der andern. Der Kutscher nahm den Zügel und trug die Laterne. Jahel folgte weinend. Herr von Astarac war zu seiner Kalesche zurückgekehrt. Behutsam kamen wir voran. Alles ging gut, solange wir auf der Straße waren. Aber als wir den engen Pfad zwischen den Weinbergen hinaufsteigen mussten, verlor mein guter Meister, bei jeder Bewegung des Tieres von einer Seite zur andern rutschend, die wenigen Kräfte, die ihm geblieben waren und fiel erneut in Ohnmacht. Wir hielten es für besser, ihn herunterzunehmen und zu tragen. Der Kutscher fasste ihn unter den Achseln und ich hielt die Beine. Der Aufstieg war uneben, und mehr als vier Mal glaubte ich, mit meinem lebenden Kreuz auf den Wegsteinen zusammenzubrechen. Endlich ließ die Steigung nach. Wir gelangten auf eine kleine, mit Hecken gesäumte Straße, die den Hang hinaufführte, und bald entdeckten wir zur Linken die ersten Dächer von Vallars. Bei diesem Anblick legten wir unsere unglückliche Last ab und hielten an, um zu verschnauften. Dann nahmen wir unsere schwere Last wieder auf und zogen weiter bis zum Dorf.

Ein rosa Schimmer erhob sich im Osten über dem Horizont. Der Morgenstern leuchtete am erlebenden Himmel ebenso weiß und still wie der Mond, dessen Horn im Westen verblasste. Die Vögel begannen zu singen. Mein guter Meister stieß einen Seufzer aus.

Jahel ging voraus und klopfte an jede Tür auf der Suche nach einem Bett und einem Chirurgen. Mit Kiepen und Körben beladen kamen uns die Winzer entgegen, die zur Weinlese gingen. Einer von ihnen sagte Jahel, dass Gaulard, gleich hier am Ort, Unterkünfte vermiete für Reisende und ihre Pferde. „Den Chirurgen Coquebert“, fügte er hinzu, „den findet Ihr da unten, in dem Haus mit dem Barbier-teller, der ihm als Wappen dient. Er geht gerade aus dem Haus, um nach seinem Weinberg zu schauen.“ Es war ein kleiner, sehr höflicher Mann. Er sagte uns, dass er in seinem Haus gerade ein Bett frei hätte, um den Verwundeten hineinzulegen, da er gerade vor kurzem seine Tochter verheiratet habe.

Auf seine Anweisung legte seine Frau, eine stattliche Dame mit einer weißen Haube, frische Tücher auf das Bett in der Kammer im Erdgeschoss. Sie half uns, Herrn Abbé Coignard zu entkleiden und hinzulegen. Dann ging sie den Pfarrer holen.

Herr Coquebert untersuchte noch die Wunde.

„Ihr seht“, sagte ich zu ihm, „dass sie klein ist und wenig blutet.“

„Das ist überhaupt nicht gut“, antwortete er, „und gefällt mir ganz und gar nicht, junger Herr. Lieber wäre mir eine große und blutende Wunde.“

„Ich merke“, sagte Herr von Anquetil, „dass Ihr für einen Barbier und Feldscher Euer Handwerk nicht schlecht versteht. Nichts ist schlimmer als diese kleinen Wunden, die nach nichts aussehen. Lieber ein glatter Hieb ins Gesicht. Das sieht gut aus und heilt schnell. Aber wisst, guter Mann, dass dieser Verwundete mein Kaplan ist und mein Helfer beim Jagen. Seid Ihr fähig, ihn mir wieder auf die Beine zu

bringen, obwohl Ihr aussieht, als könntet Ihr gerade einmal ein Klistier verabreichen?“

„Zu Euren Diensten“, sagte der Chirurg und Barbier und verbeugte sich. „Aber ich richte auch gebrochene Glieder und nähe Wunden. Ich will diese da untersuchen.“

„Macht schnell, lieber Herr“, sagte ich.

„Geduld!“, antwortete er. „Zunächst muss ich die Wunde waschen und warten, bis das Wasser im Topf kocht.“

Mein guter Meister, der sich ein wenig erholt hatte, sagte langsam mit einer ziemlich lauten Stimme: „Die Lampe in der Hand wird er die dunklen Winkel Jerusalems aufsuchen, und was verborgen im Dunkeln, wird zutage gebracht.“

„Was sagt Ihr, mein guter Meister?“

„Lasst gut sein, mein Sohn“, antwortete er, „Ich befasse mich mit Gedanken, die meinem Zustand angemessen sind.“

„Das Wasser ist heiß“, sagte der Barbier zu mir. „Bringt es ans Bett. Ich will die Wunde waschen.“

Während er die Brust meines guten Meisters mit einem mit lauwarmem Wasser getränkten Schwamm abrieb, betrat der Pfarrer das Zimmer zusammen mit Frau Coquebert. In der Hand hielt er einen Korb und Scheren.

„Da ist also der arme Mann“, sagte er. „ich war auf dem Weg in meine Weinberge, aber die Weinberge Jesu Christi gehen vor.“ Er trat an das Bett meines guten Meisters und fügte hinzu: „Mein Sohn, vertraut Euer Leid unserem Herrgott an. Es mag sein, dass es vielleicht nicht so schlimm ist. Ansonsten müssen wir uns dem Willen Gottes fügen.“

Dann wandte er sich zu dem Barbier:

„Herr Coquebert“, fragte er, „eilt es sehr, oder kann ich auf mein Land gehen? Der Weiße kann warten; es ist nicht mal schlecht, wenn er lange hängt, und selbst ein bisschen Regen würde ihn nur reichhaltiger und besser machen. Aber der Rote muss gleich gelesen werden.“

„Das ist wahr, Herr Pfarrer“, antwortete Coquebert. „ich habe in meinem Weinberg verschimmelnde Reben, die der Sonne nur entkommen sind, um im Regen zu Grunde zu gehen.“

„Ach!“, sagte der Pfarrer, „Nässe und Trockenheit sind die zwei Feinde des Winzers.“

„Nichts ist wahrer“, sagte der Barbier, „aber jetzt will ich die Wunde untersuchen.“

Mit diesen Worten drückte er kräftig mit einem Finger in die Wunde.

„Au! Ihr Henker!“, schrie der Patient.

„Erinnert Euch“, sagte der Pfarrer, „dass unser Herr seinen Henkern vergeben hat.“

„Das waren auch keine Barbieri!“, sagte der Abbé.

„Das ist ein böses Wort“, sagte der Pfarrer.

„Man sollte über einen Sterbenden keine faulen Witze machen“, sagte mein guter Meister. „Aber ich leide grausam: dieser Mann hat mich getötet, so dass ich zweimal sterbe. Das erste Mal starb ich durch

die Hand eines Juden.“

„Was will er sagen?“, fragte der Pfarrer.

„Am besten ist es, Herr Pfarrer, nicht darauf zu hören. Man sollte niemals verstehen wollen, was Kranke reden. Das sind nur Träume.“

„Coquebert“, sagte der Pfarrer, „das ist nicht richtig, was Ihr da sagt. Man muss den Kranken die Beichte abnehmen, und mancher Christ, der in seinem Leben nichts Gutes gesagt hat, findet vielleicht am Ende die Worte, die ihm den Weg ins Himmelreich öffnen.“

„Ich sprach nur über Irdisches“, sagte der Barbier.

„Herr Pfarrer“, sagte ich meinerseits, „Herr Abbé Coignard, mein guter Meister, phantasiert nicht. Es ist nur zu wahr, dass er dem Anschlag eines Juden namens Mosaïdes zum Opfer gefallen ist.“

„In diesem Fall“, antwortete der Pfarrer, „sollte er darin eine besondere Gunst Gottes sehen, der wollte, dass er ums Leben kam durch die Hand eines Nachfahren derer, die seinen Sohn kreuzigten. Der Weg der Vorsehung in der Welt ist stets bewundernswert. Herr Coquebert, kann ich zu meinem Weinberg?“

„Ihr könnt es, Herr Pfarrer“, antwortete der Barbier. „Die Wunde ist nicht gut. Aber es ist auch nicht so, dass man daran schnell stirbt. Das, Herr Pfarrer, ist eine der Wunden, die mit dem Kranken spielen wie die Katze mit der Maus, und bei diesem Spiel kann man Zeit gewinnen.“

„Das ist gut“, sagte der Pfarrer, „Danken wir Gott, mein Sohn, dass er Euch das Leben lässt, doch es ist gefährdet und vergänglich. Man sollte immer bereit sein, es zu verlassen.“

Mein guter Meister antwortete ernst:

„Auf der Welt sein, ohne ihr anzugehören, besitzen, als ob man nichts besäße. Denn die Dinge dieser Welt sind vergänglich.“

Indem er seine Scheren und seinen Korb aufnahm, sagte der Pfarrer: „Mehr noch als am Habit und Euren Schuhen, die ich auf diesem Schemel sehe, erkenne ich an Eurer Rede, dass Ihr ein Mann der Kirche seid und ein heiliges Leben führt. Habt Ihr die Weihen erhalten?“

„Er ist Priester“, sagte ich, „Doktor der Theologie und Professor der Rhetorik.“

„Und aus welcher Diözese?“, fragte der Pfarrer.

„Séez in der Normandie, Suffraganbistum von Rouen.“

„Eine achtbare Kirchenprovinz“, sagte der Pfarrer. „Doch steht sie an Alter und Berühmtheit weit zurück hinter der Diözese von Reims, deren Priester ich bin.“

Und er ging. Herr Jérôme Coignard verbrachte friedlich den Tag. Jahel wollte die Nacht bei dem Kranken bleiben. Ich verließ gegen elf Uhr abends Herrn Coqueberts Haus und machte mich auf, in der Herberge des Herrn Gaulard eine Bleibe zu suchen. Auf dem Platz traf ich Herrn von Astarac, dessen Schatten im Mondlicht fast die ganze Oberfläche einnahm. Er legte mir, wie es seine Art war, die Hand auf die Schulter und sagte zu mir mit seinem gewohnten Ernst:

Aus Angst, verfolgt zu werden,

„Es ist Zeit, dass ich Euch beistehe, mein Sohn. Ich sehe Euch grausam von Gnomen verfolgt. Diese kleinen Erdgeister haben Euch angegriffen, mit allen Arten von Phantasmagorien gequält, mit tausend Lügen verführt und schließlich dazu gebracht, mein Haus zu fliehen.“

„Ach, Herr von Astarac!“, sagte ich, „Es ist wahr, dass ich Euer Dach in offener Undankbarkeit verlassen habe, wofür ich Euch um Verzeihung bitte. Aber ich wurde von der Polizei verfolgt, nicht von den Gnomen. Und mein guter Meister ist einem Anschlag zum Opfer gefallen. Das ist keine Phantasmagorie.“

„Ihr könnt sicher sein“, antwortete der große Mann, „dieser unglückliche Abbé ist von den Sylphen tödlich verletzt worden, deren Geheimnisse er enthüllt hat. Er hat aus einem Schrank ein paar Steine gestohlen, die das Werk der Sylphen waren und die diese unvollkommen gelassen haben, noch sehr unterschiedlich zum Diamant in Bezug auf Glanz und Reinheit.“

Diese Habsucht und der öffentlich ausgesprochen Name *Agla* hat sie am meisten empört. So wisst, mein Sohn, dass es auch den Gelehrten unmöglich ist, die Rache dieses zornentbrannten Volkes aufzuhalten. Ich habe auf übernatürlichem Weg sowie durch den Bericht von Kriton von dem ruchlosen Diebstahl des Herrn Coignard erfahren, der es frech unternahm, die Kunst der Salamander, Sylphen und Gnome auszunutzen, die das Licht der Morgendämmerung einfangen und in Kristall und Diamant verwandeln können.“

„Ach, Herr von Astarac, ich versichere Euch, dass er an so etwas nicht dachte, und dass es dieser schreckliche Mosaïdes ist, der ihn mit einem Messerstich auf der Straße getötet hat.“

Diese Worte missfielen Herrn von Astarac aufs Äußerste, der mich nachdrücklich aufforderte, so etwas nicht zu glauben.

„Mosaïdes“, fügte er hinzu, „ist ein ausreichend guter Kabbalist um seine Feinde zu erreichen, auch ohne sich die Mühe zu machen, ihnen hinterher zu jagen. Wisst, mein Sohn, wenn er Herrn Coignard hätte töten wollen, dann hätte er das durch Magie mühelos von seinem Zimmer aus erledigen können. Ich sehe, dass Ihr die Grundlagen der Wissenschaft noch nicht kennt. Die Wahrheit ist, dass dieser gelehrte Mann, nachdem ihn der getreue Kriton über die Flucht seiner Nichte informiert hatte, sich auf den Weg machte, um sie einzuholen und zu ihrer Pflicht in seinem Hause zurück zu führen. Was er auch gewiss getan hätte, wenn er in der Seele dieser Unglücklichen einen Schimmer des Bedauerns und der Reue gefunden hätte. Doch da er sie völlig verdorben durch das Laster sah, zog er es vor, sie zu exkommunizieren und zu verfluchen im Namen der Kugeln, der Räder und der Tiere des Ezechiel. Genau das hat er vor meinen Augen getan in der Kalesche, in die er sich zurückzog, um nicht Bett und Tisch mit Christen zu teilen.“

Ich schwieg, erstaunt ob solcher Spekulationen. Aber dieser außergewöhnliche Mann sprach mit solcher Beredsamkeit, dass jeder Zweifel verstummen musste.

„Warum lasst Ihr Euch nicht von den Lehren eines Weisen erleuchten?“, sagte er. „Welche Weisheit,

Aus Angst, verfolgt zu werden,

mein Sohn, setzt Ihr gegen meine? Zieht in Betracht, dass Eure Weisheit von geringerem Umfang ist, auch wenn sie sich in ihrem Wesen nicht von der meinen unterscheidet. Euch wie mir erscheint die Natur als eine Unendlichkeit von Zeichen, die eine Folge von Hieroglyphen bilden, die man erkennen und anordnen muss. Ihr unterscheidet leicht mehrere dieser Zeichen, mit denen Ihr einen Sinn verbindet, aber Ihr seid zu sehr geneigt Euch mit dem Vulgären und Buchstäblichen zufriedenzugeben, und Ihr sucht nicht genügend das Ideal und die Symbolik. Aber die Welt ist nur als Symbol begreifbar, und alles was man sieht im Universum ist nur eine Geheimschrift, deren Zeichen der Vulgäre buchstabiert, ohne sie zu verstehen. Fürchtet, mein Sohn, das laienhafte Gestammel und Welt-Eselsgeschrei der Gelehrten, die die Akademien füllen. Nehmt lieber aus meiner Hand den Schlüssel des universellen Wissens entgegen.”

Er hielt einen Moment inne und nahm dann seine Rede in einem versöhnlicheren Ton wieder auf.

„Ihr werdet, mein lieber Sohn, durch nicht so schreckliche Feinde wie die Sylphen verfolgt. Und Eure Salamandrin wird kaum Mühe haben, Euch von den Gnomen zu befreien, sobald Ihr sie darum bittet. Ich wiederhole noch einmal, dass ich mit Mosaïdes nur hergekommen bin, um Euch diesen guten Rat zu geben und Euch zu drängen, zu mir zurückzukehren und unsere Arbeit fortzusetzen. Ich verstehe, dass Ihr bis zum Schluss Eurem unglücklichen Meister beistehen wollt. Aber kommt danach unbedingt wieder zurück in mein Haus. Lebt wohl! Ich kehre noch diese Nacht nach Paris zurück, mit dem großen Mosaïdes, den Ihr so ungerecht verdächtigt habt.”

Ich versprach ihm alles was er wollte und schleppte mich zu meinem elenden Herbergsbett, in das ich hineinfiel, erschöpft von Müdigkeit und Schmerz.

Am nächsten Morgen kehrte ich früh zu dem Chirurgen zurück

und fand dort Jahel am Kopfende des Bettes meines Meisters auf einem Stuhl aus Strohgeflecht aufrecht sitzend, verschleiert, ernst und fromm wie eine Barmherzige Schwester.¹ Herr von Coignard schlummerte mit hochrotem Gesicht.

„Die Nacht“, sagte sie mit leiser Stimme, „war nicht gut. Er hat geredet, er hat gesungen, er hat mich Schwester Germaine genannt und mir ungehörige Anträge gemacht. Ich bin deswegen nicht böse, aber das beweist seine Geistesstrübung.“

„Ach!“, rief ich aus, „Hättet Ihr mich nicht verraten, Jahel, um mit diesem Edelmann über Land zu fahren, läge mein guter Meister nicht mit durchbohrter Brust in diesem Bett.“

„Am allermeisten“, sagte sie, „bedauere ich das Unglück unseres Freundes. Alles andere ist nicht die Mühe wert, daran zu denken, und ich begreife nicht, Jacques, dass Euch das in einem solchen Moment nicht aus dem Kopf geht.“

„Ich denke immer daran“, antwortete ich.

„Ich mache mir kaum Gedanken darüber. Zu drei Vierteln macht Ihr euch Euren Kummer selbst.“

„Was meint Ihr damit, Jahel?“

„Ich meine damit, mein Freund, dass, wenn ich gleichsam den Stoff liefere, so macht Ihr die Stickelei darauf. Eure Einbildungskraft bereichert die einfache Wirklichkeit viel zu sehr. Denkt nicht mehr daran und lasst mich dem Abbé Tee geben. Er ist gerade aufgewacht.“

In diesem Moment kam Herr Coquebert mit seinem Verbandskasten an das Bett, legte einen neuen Verband an und sagte laut, dass die Wunde auf gutem Weg sei zu heilen. Dann zog er mich auf die Seite und sagte:

„Ich kann Euch versichern, dass der gute Abbé nicht an dem Stich sterben wird, den er erhalten hat. Aber, offen gestanden, ich befürchte, dass er eine schwere Bauchfellentzündung, hervorgerufen durch seine Verletzung, nicht übersteht. Gegenwärtig wird er von einem schweren Fieber heimgesucht. Aber da kommt schon der Herr Pfarrer.“

¹Ordensgemeinschaft (Societas Filiarum Caritatis a S. Vincentio de Paulo, auch: Vinzenterinnen), gegründet 1617 durch den Heiligen Vinzenz von Paul. Sie trugen (bis 1964) noch die typischen, riesigen weißen Hauben. („Cornette“, hervorgegangen aus der Tracht französischer und flämischer Landfrauen)

Am nächsten Morgen kehrte ich früh zu dem Chirurgen zurück

Mein guter Meister erkannte ihn sogleich und fragte ihn höflich, wie es ihm ginge.

„Besser als meinem Weinberg“, antwortete der Pfarrer. „Er ist völlig verdorben durch die Rebenfliege und den Springwurm, obwohl die Geistlichkeit von Dijon dieses Jahr eine schöne Prozession mit Kreuz und Fahnen dagegen unternommen hat. Aber das nächste Jahr muss man eine noch schönere machen und mehr Wachs verbrennen. Es ist auch notwendig, dass das Offizial erneut die Fliegen exkommuniziert, welche die Trauben verderben.“

„Herr Pfarrer“, sagte mein guter Meister, „man sagt, dass Ihr in Eurem Weinberg mit den Mädchen schäkert. Pfui! Das gehört sich nicht in Eurem Alter. In meiner Jugend zog es auch mich, wie Euch, sehr zu den Weibern. Aber die Zeit hat mich sehr gebessert, und ich habe bald die Nonnen in Ruhe gelassen. Ihr macht es anders mit den jungen Mädchen und den Flaschen, Herr Pfarrer. Aber schlimmer noch ist, dass Ihr die Messen nicht lest, für die man Euch bezahlt hat und Kirchengüter verhandelt. Ihr seid Ehebrecher und Simonist.“

Bei diesen Worten zeigte der Herr Pfarrer eine schmerzhaft überraschte Überraschung; sein Mund blieb offen, und seine Wangen fielen traurig an den beiden Seiten seines breiten Gesichts herunter.

„Welch unwürdige Beleidigungen des Amtes, das ich bekleide!“, seufzte er, die Augen zur Decke gerichtet. „Was äußert er für Unterstellungen, so nah am Gericht Gottes! Oh Herr Abbé, steht es Euch zu, so zu sprechen, Euch, der Ihr ein christliches Leben geführt und viele Bücher studiert habt?“

Mein guter Meister stützte sich auf den Ellenbogen. Das Fieber verwandelte seine joviale, menschenfreundliche Art, die wir früher an ihm geliebt hatten, in das Gegenteil.

„Es ist wahr, dass ich die Schriftsteller der Antike studiert habe. Aber man muss dazu sagen, dass ich ebenso viel gelesen habe wie der zweite Vikar des Herrn Bischof von Sééz. Obwohl er von Wesen und Erscheinung ein Esel war, war er ein größerer Leser als ich. Denn weil er schielte, konnte er zwei Seiten gleichzeitig lesen. Was sagst du dazu, alter Schurke von Pfarrer, alter geiler Bock, der im Mondlicht den Mädchen nachsteigt? Pfarrer, deine Freundin ist eine Hexe. Am Kinn wächst ihr ein Bart: Es ist die Frau des Wundarztes und Barbiers. Ja, Barbier, sie setzt dir Hörner auf. Aber das passt zu einem Männlein wie dir, dessen medizinische Kunst sich auf das Verabreichen eines Klistiers beschränkt!“

„Herr und Gott! Was sagt er?“, rief Madame Coquebert, „Er muss den Teufel im Leib haben.“

„Ich habe viele Kranke im Fieberwahn reden hören“, sagte Herr Coquebert, „aber niemand hat so böse Sachen gesagt.“

„Ich entdecke, dass wir mehr Mühe haben werden als ich geglaubt habe, um diesen Kranken zu einem guten Lebensende zu geleiten“, sagte der Pfarrer. „In diesem Kranken steckt ein bitteres Gemüt und Laster, die ich zuerst nicht bemerkt hatte. Er führt Reden, die sich für einen Kirchenmann und Kranken nicht gehören.“

„Das ist das Fieber“, sagte der Barbier und Wundarzt.

„Aber wenn dieses Fieber nicht aufhört“, fuhr der Pfarrer fort, „könnte es ihn in die Hölle führen. Er

Am nächsten Morgen kehrte ich früh zu dem Chirurgen zurück

hat gerade grob die Achtung verletzt, die man einem Priester schuldig ist. Ich werde dennoch morgen wiederkommen, um ihn zu ermahnen, denn ich schulde ihm, nach dem Beispiel unseres Herrn Jesus Christus, unendliches Mitleid. Aber ich bin gerade äußerst beunruhigt. Das Unglück will es, dass meine Kelter einen Riss hat, und alle, die arbeiten können, sind in den Weinbergen. Coquebert, denkt daran, dem Schreiner was zu sagen und mich zu diesem Kranken zu rufen, wenn sich sein Zustand plötzlich verschlechtert. Das sind große Sorgen, Coquebert!”

Der nächste Tag war so gut für Herrn Coignard, dass wir Hoffnung fassten, ihn am Leben zu erhalten. Er nahm eine Suppe zu sich und setzte sich auf. Er sprach mit jedem von uns mit der gewohnten Freundlichkeit und Sanftmut. Herr von Anquetil, der bei Gaulard wohnte, besuchte ihn und bat ihn recht aufdringlich, ihn auf die Jagd zu begleiten. Mein guter Meister versprach es lächelnd für die nächste Woche. Aber gegen Abend packte ihn das Fieber erneut. Bleich, die Augen in einem unsagbaren Schrecken schwimmend, erschauernd und mit den Zähnen klappernd rief er:

„Da ist er, der alte Jude! Er ist der Sohn, den Judas Ischariot mit einer Teufelin in Ziegeggestalt gezeugt hat. Aber er wird am väterlichen Feigenbaum aufgehängt werden, und seine Eingeweide werden die Erde verunreinigen. Haltet ihn ... Er tötet mich! Ich friere!” Einen Augenblick später warf er seine Decken zurück und klagte, dass ihm zu heiß sei. „Mich dürstet”, sagte er. „Gebt mir Wein. Aber frisch muss er sein. Frau Coquebert, beeilt Euch, ihn zum Kühlen in den Brunnen zu legen, denn der Tag verspricht sonnig zu werden.”

Es war aber Nacht; in seinem Kopf brachte er die Stunden durcheinander.

„Macht schnell!”, sagte er noch einmal zu Frau Coquebert. „Aber seid nicht so einfältig wie der Glöckner der Kathedrale von Séez, der, als er die Flaschen aus dem Brunnen holen wollte, die er hineingelegt hatte, sein Spiegelbild im Wasser bemerkte und zu schreien begann: 'Holla, meine Herrn, kommt mir schnell zu Hilfe! Denn da unten sind die Antipoden, die unseren Wein trinken werden, wenn wir nicht aufpassen!’”

„Jetzt ist er lustig”, sagte Frau Coquebert. „Dabei hat er mir gerade gestern noch unanständige Sachen unterstellt. Hätte ich Coquebert betrogen, dann nicht mit dem Pfarrer, schon wegen seines Standes und seines Alters.”

In diesem Moment kam gerade der Pfarrer herein.

„Na, Herr Abbé”, fragte er meinen Meister, „wie ist Euer Befinden? Gibt es etwas Neues?”

„Gott sei Dank”, antwortete Herr Coignard, „gibt es nichts Neues in meiner Seele. Denn, wie der heilige Chrysostomos gesagt hat: Vermeidet Neuheiten. Versucht nicht Wege zu gehen, die nicht bereits erprobt sind; wenn man einmal angefangen hat vom Weg abzuweichen, geht man immer weiter in die Irre. Ich habe diese traurige Erfahrung gemacht. Und ich habe mich verirrt, weil ich nicht geebnete Wege gegangen bin. Ich habe auf meine eigenen Ratschläge gehört und sie haben mich in den Abgrund geführt. Herr Pfarrer, ich bin ein armer Sünder; die Zahl meiner Verfehlungen bedrückt mich.”

Am nächsten Morgen kehrte ich früh zu dem Chirurgen zurück

„Das sind schöne Worte“, sagte der Pfarrer. „Gott selbst ist es, der sie Euch diktiert. Ich erkenne darin seinen unnachahmlichen Stil. Wollt Ihr nicht, dass wir das Heil Eurer Seele noch etwas weiter befördern?“

„Gerne“, sagt Herr Coignard. „Denn meine Laster erheben sich gegen mich. Ich sehe große und kleine Laster sich vor mir aufbauen. Ich sehe unbedeutende, die wie Hunde und Schweine um mich herum schwänzeln, und andere, die fett und vollkommen nackt sind, mit Brüsten wie Weinschläuchen, fetten Bäuchen mit großen Falten und gewaltigen Hintern.“

„Ist es möglich“, sagte der Pfarrer, „dass Ihr von Euren Fehlern ein so genaues Bild habt? Aber wenn Eure Fehler so sind, wie Ihr sagt, mein Sohn, ist es besser, sie nicht zu beschreiben und Euch darauf zu beschränken, sie innerlich zu verabscheuen.“

„Wollt Ihr etwa, Herr Pfarrer, dass meine Sünden alle gut gebaut sind wie Adonis?“, antwortete der Abbé. „Aber lassen wir das. Und Ihr, Barbier, gebt mir zu trinken. Kennt Ihr Herrn de la Musardièrè?“

„Nicht dass ich wüsste“, sagte Herr Coquebert.

„Erfahrt also, dass er sehr hinter den Frauen her war“, antwortete mein guter Meister.

„Das ist die Stelle“, antwortete der Pfarrer, „durch die der Teufel große Vorteile gewinnt über den Menschen. Aber worauf wollt Ihr hinaus, mein Sohn?“

„Ihr werdet es gleich sehen“, sagte mein guter Meister. „Herr de la Musardièrè verabredete sich mit einer Jungfrau in einem Pferdestall. Sie kam, und er ließ sie gehen, wie sie gekommen war. Wisst Ihr warum?“

„Ich weiß es nicht“, sagte der Pfarrer. „Aber lassen wir das.“

„Aber nicht doch!“, antwortete mein guter Meister. „Wisset, dass er sich hütete, sie zu beglücken, aus Angst, ein Pferd zu zeugen, weshalb man ihm den Prozess gemacht hätte.“

„Oh!“, sagte der Barbier, „Er hätte wohl eher befürchten müssen, einen Esel zu zeugen.“

„Ohne Zweifel!“, sagte der Pfarrer. „Aber das ist etwas, was uns nicht weiterbringt auf dem Weg zum Paradies. Es wäre gut, den richtigen Weg wieder aufzunehmen. Ihr habt uns gerade so erbauliche Gedanken vorgetragen!“

Statt zu antworten, begann mein guter Meister mit lauter Stimme zu singen:

„Um den kleinen König Ludwig zu verlocken,
nahm man fünfzehn leichte Mädchen,
Landerinette und Landeriri.“

„Wenn Ihr singen wollt, mein Sohn“, sagte der Pfarrer, „singt lieber ein schönes burgundisches Weihnachtslied. Eure Seele wird sich daran laben, und es wird sie heiligen.“

„Gerne“, antwortete mein guter Meister. „Es ist eines der Lieder von Guy Barozai², die trotz ihrer bäu-

²Pseudonym für Bernard de la Monnoye (1641 – 1728). Schrieb Fabeln und Weihnachtslieder im burgundischen Dialekt.

Am nächsten Morgen kehrte ich früh zu dem Chirurgen zurück

erlichen Schlichtheit feiner sind als Diamant und kostbarer als Gold. Dieses zum Beispiel:

Lor qu'au lai saison qu'ai jaule
Au monde Jésus-chri vin
L'âne et le beu l'échaufin
De le leu sofle dans l'étaule.
Que d'âne et de beu je sai
Dans ce royaume de Gaule
Que d'âne et de beu je sai
Qui n'en arein pas tan fai."

Der Feldscher, seine Frau und der Pfarrer sangen zusammen den Refrain:

„Que d'âne et de beu je sai
Dans ce royaume de Gaule
Que d'âne et de beu je sai
Qui n'en arein pas tan fai."

Und mein guter Meister sang mit schwächerer Stimme weiter:

„Mais le pu béo de l'histoire
Ce fut que l'âne et le beu
Ainsin passirent tô deu
La nuit sans manger ni boire
Que d'âne et de beu je sai
Couver de pane et de moire,
Que d'âne et de beu je sai
Qui n'en arein pas tan fai."

Dann ließ er den Kopf auf das Kissen fallen und sang nicht mehr.

„Es gibt Gutes in diesem Christen“, sagte der Pfarrer zu uns, „viel Gutes, und manches Mal hat er auch mich mit schönen Sentenzen erbaut. Aber er macht mir weiterhin Sorgen, denn alles hängt vom Ende ab, und man weiß nicht, was am Boden des Korbes liegt. Gott, in seiner Güte, will, dass ein einziger Moment uns rettet; das muss der letzte sein, so dass alles von einer einzigen Minute abhängt, neben der das übrige Leben wie nichts ist. Das macht mich zittern für diesen Kranken, um dessen Seele Engel und Teufel sich so wütend streiten. Aber man darf nicht am göttlichen Mitleid verzweifeln.“

Zwei lange Tage verbrachten wir in grausamer Ungewissheit.

Danach fiel mein guter Meister in eine extreme Schwäche.

„Es gibt keine Hoffnung mehr“, sagte Herr Coquebert leise zu mir. „Seht, wie kraftlos sein Kopf im Kissen liegt, und wie dünn seine Nase geworden ist.“

In der Tat war die Nase meines guten Meisters, die einst stattlich und rot gewesen war, fahl wie Blei und so schmal wie eine gekrümmte Klinge.

„Tournebroche, mein Sohn“, sagte er zu mir mit einer immer noch vollen und starken Stimme, aber in einem Ton, den ich bei ihm noch nie gehört hatte, „ich spüre, dass mir nur noch wenig Zeit zu leben bleibt. Holt mir diesen guten Priester, damit er meine Beichte hört.“

Ich fand den Herrn Pfarrer in seinem Weinberg.

„Die Lese ist vorüber“, sagte er, „und sie war ertragreicher, als ich gedacht hätte. Nun wollen wir diesem armen Mann beistehen.“

Ich führte ihn ans Bett meines guten Meisters, und wir ließen ihn allein mit dem Sterbenden. Nach einer Stunde kam er heraus und sagte:

„Ich kann Euch versichern, dass Herr Jérôme Coignard in bewundernswerter Frömmigkeit und christlicher Demut stirbt. Auf sein inständiges Bitten hin werde ich ihm die letzte Ölung spenden. Während ich Alba und Stola anziehe, schickt mir bitte den Knaben, der mir jeden Morgen bei der heiligen Messe dient, in die Sakristei, Frau Coquebert, und richtet das Zimmer her zum Empfang des Herrgotts.“

Frau Coquebert fegte das Zimmer aus, legte eine weiße Decke auf das Bett und an das Kopfende stellte sie ein Tischchen, das sie mit einem Tischtuch bedeckte. Darauf stellte sie zwei Kandelaber, deren Kerzen sie entzündete, und einen Tonkrug mit Weihwasser und einem Buchsbaumzweig.

Bald hörten wir das Glöckchen, das der Ministrant auf dem Weg läutete, sahen das Kreuz in den Händen eines Kindes eintreten und den weißgekleideten Priester, der die heiligen Gegenstände trug. Ja-hel, Herr von Anquetil, Herr und Frau Coquebert und ich fielen auf die Knie.

„*Pax huic domui*“, sagte der Priester.

„*Et omnibus habitantibus in ea*“, antwortete der Ministrant.

Dann nahm der Pfarrer Weihwasser und besprengte damit den Kranken und das Bett.

Er sammelte sich einen Augenblick und sagte feierlich:

Der Tod des Abbé Jérôme Coignard

„Mein Sohn, habt Ihr nichts mehr zu sagen?“

„Doch, Herr Pfarrer“, sagte Abbé Coignard mit fester Stimme. „Ich vergebe meinem Mörder.“

Nun nahm der Priester eine Hostie aus dem Gefäß und sprach:

„*Ecce agnus Dei, qui tollit peccata mundi.*“

Mein guter Meister antwortete seufzend:

„Werde ich zu meinem Herrn sprechen, der ich nur Staub und Asche bin? Wie soll ich es wagen, zu Euch zu kommen, der ich in mir nichts Gutes spüre, das mir die Kühnheit dazu geben könnte? Wie soll ich Euch empfangen, nachdem ich so oft Eure von Güte erfüllten Augen verletzt habe?“

Und Herr Abbé Coignard empfing die letzte Ölung in tiefem Schweigen, das nur durch unser Schluchzen und Frau Coquebert gebrochen wurde, die sich geräuschvoll die Nase putzte.

Nachdem er mit den Sterbesakramenten versehen war, bedeutete mir mein guter Meister an sein Bett zu kommen und sagte mit schwacher, aber klarer Stimme:

„Jacques Tournebroche, mein Sohn, lehne ebenso wie mein Vorbild auch die Lehren ab, die ich dir in der Zeit meiner Narrheit — die leider ebenso lang gedauert hat wie mein Leben! — vermittelt habe. Fürchte die Frauen und die Bücher wegen der Weichheit und dem Hochmut, die man im Umgang mit ihnen annimmt. Sei demütig im Herzen und im Geiste. Gott gewährt den Kleinen eine klarere Einsicht, als die Gelehrten jemals vermitteln können. Er allein gibt alle Wissenschaft. Mein Sohn, höre nicht auf die, welche feinsinnig über Gut und Böse rasonieren. Lass dich nicht von der Schönheit und Feinheit ihrer Reden beeindrucken. Denn das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in der Tugend.“

Er schwieg erschöpft. Ich nahm seine Hand, die auf der Decke ruhte, und bedeckte sie mit Küssen und Tränen. Ich sagte ihm, dass er unser Meister sei, unser Freund, unser Vater, und dass ich nicht ohne ihn leben könnte.

Und ich blieb lange Stunden am Fußende seines Bettes, versunken in meinen Schmerz.

Er verbrachte eine so friedliche Nacht, dass ich gegen alle Wahrscheinlichkeit wieder Hoffnung fasste. Auch den folgenden Tag über blieb sein Zustand stabil. Aber gegen Abend begann er sich hin und her zu wälzen und so unklare Worte zu sprechen, dass sie für immer ein Geheimnis zwischen Gott und ihm bleiben werden.

Gegen Mitternacht fiel er erneut in eine tiefe Krise und man hörte nichts mehr als das leichte Geräusch seiner Fingernägel, die auf der Decke kratzten. Er erkannte uns nicht mehr.

Gegen zwei Uhr begann er zu röcheln, sein schneller und rauer Atem, der seiner Brust entströmte, war so laut, dass man ihn auf der Straße hörte, und ich glaubte ihn noch tagelang nach diesen unglücklichen Stunden im Ohr zu haben. Gegen Morgen machte er ein Zeichen mit der Hand, das wir nicht verstehen konnten, und stieß einen tiefen Seufzer aus. Das war der letzte. Im Tod nahm sein Gesicht eine Majestät an, die des Geistes würdig war, der ihn beseelt hatte und dessen Verlust wir niemals würden ausgleichen können.

Der Herr Pfarrer von Vallars

gab Herrn Jérôme Coignard eine feierliche Beerdigung. Er sang die Totenmesse und sprach das letzte Gebet am Grab.

Mein guter Meister wurde im Friedhof neben der Kirche beigesetzt. Und im Hause Gaulard gab Herr von Anquetil ein Essen für alle, die bei der Beerdigung dabei gewesen waren. Man trank neuen Wein und sang burgundische Lieder.

Am nächsten Tag ging ich mit Herrn von Anquetil zu dem Pfarrer, um mich für seine Mühe zu bedanken.

„Ach“, sagte der fromme Mann, „dieser Priester hat uns durch sein erbauliches Ende einen großen Trost gespendet. Ich habe wenige Christen in so bewundernswerter Haltung sterben sehen. Es würde sich ziemen, sein Andenken auf seinem Grabstein zu erhalten. Ihr seid beide, meine Herrn, gebildet genug, um das bewerkstelligen zu können, und ich werde dafür sorgen, dass die Grabschrift des Verstorbenen nach Euren Wünschen in einen großen weißen Stein graviert wird. Aber erinnert Euch, wenn Ihr dem Stein die Rede verleiht, sollte er nichts sagen außer dem Lob Gottes.“

Ich bat ihn zu glauben, dass ich meinen ganzen Eifer daran setzen würde, und Herr von Anquetil versprach, sich in eleganten und gefälligen Versen zu üben.

„Ich möchte mich im französischen Vers versuchen“, sagte er, „wobei mein Leitstern die Verse des Herrn Chapelle sein werden.“

„So sei es denn!“, sagte der Pfarrer. „Aber seid Ihr nicht neugierig auf meinen neuen Wein? Der Wein wird gut dieses Jahr, und ich habe genug geerntet für meinen Bedarf und den meiner Haushälterin. Ach, ohne die Schädlinge hätten wir noch viel mehr!“

Nach dem Abendessen verlangte Herr von Anquetil Schreibzeug und versuchte sich als Dichter. Doch bald warf er ungeduldig Feder, Tinte und Papier in die Ecke.

„Tournebroche“, sagte er, „ich habe erst zwei Verse zustande gebracht, und bin mir nicht sicher, ob sie gut sind. Hier sind sie, so wie sie mir eingefallen sind:

Da unten liegt der Herr Coignard

Wie wir einst auch, das ist wohl wahr.“

Ich antwortete ihm, dass das Gute daran sei, dass diese beiden Verse keinen dritten erforderlich machten.

Der Herr Pfarrer von Vallars

Und ich verbrachte die Nacht damit, einen lateinischen Epitaph zu dreheln:

D. O. M.
HIC JACET
IN SPE BEATÆ ÆTERNITATIS
DOMINUS HIERONYMUS COIGNARD
PRESBYTER
QUONDAM IN BELLOVACENSI COLLEGIO
ELOQUENTIÆ MAGISTER ELOQUENTISSIMUS
SAGIENSIS EPISCOPI BIBLIOTHECARIUS SOLLERTISSIMUS
ZOSIMI PANOPOLITANI INGENIOSISSIMUS
TRANSLATOR
OPERE TAMEN IMMATURATA MORTE INTERCEPTO
PERIIT ENIM CUM LUGDUNUM PETERET
JUDEA MANU NEFANDISSIMA
ID EST A NEPOTE CHRISTI CARNIFICUM
IN VIA TRUCIDATUS
ANNO ÆT. LII°

COMITATE FUT OPTIMA DOCTISSIMO CONVITU
INGENIO SUBLIMI
FACETHS JUCUNDUS SENTENTIIS PLENUS
DONORUM DEI LAUDATOR
FIDE DEVOTISSIMA PER MULTAS TEMPESTATES
CONSTANTER MUNITUS
HUMILITATE SANCTISSIMA ORNATUS
SALUTI SUÆ MAGIS INTENTUS
QUAM VANO ET FALLACI HOMINUM JUDICIO
SIC HONORIBUS MUNDANIS
NUNQUAM QUÆSITIS
SIBI GLORIAM SEMPITERNAM
MERUIT

Der Herr Pfarrer von Vallars

Was so viel heißt wie:

HIER RUHT

In der Hoffnung auf die ewige Seligkeit

DER HOCHWÜRDIGE HERR JÉRÔME COIGNARD

Priester

Zu Lebzeiten hochgelehrter Professor der Redekunst

Am Kolleg von Beauvais

Eifriger Bibliothekar des Bischofs

von Séz

Autor einer schönen Übersetzung von Zosimus

Panopolitanus

die er leider unvollendet zurücklassen musste

bei seinem allzu frühen Tod

Er wurde getötet auf der Straße nach Lyon

in seinem 52. Lebensjahr

durch die verbrecherische Hand eines Juden

So wurde er Opfer eines Nachfahren der Henker

Jesu Christi.

Er war von angenehmem Umgang

gelehrt und gelehrt

überreich an heiteren Einfällen und guten Lehren

und lobte Gott in seinen Werken.

Er bewahrte sich durch die Stürme des Lebens

einen unerschütterlichen Glauben.

In seiner wahrhaft christlichen Bescheidenheit

lag ihm mehr an seinem Seelenheil

als an der eitlen und trügerischen Meinung der Menschen.

Ohne den Ehrungen dieser Welt nachzulaufen

ging er den Weg zum ewigen Ruhm.

Drei Tage, nachdem mein guter Meister

den Geist aufgegeben hatte, beschloss Herr von Anquetil, sich wieder auf den Weg zu machen. Der Wagen war repariert. Er gab den Kutschern Anweisung, am nächsten Morgen bereit zu sein. Seine Gesellschaft war mir nie angenehm gewesen; im Zustand der Trauer, in dem ich mich befand, wurde sie mir verhasst. Ich konnte die Vorstellung nicht ertragen, ihm mit Jahel zu folgen. Ich beschloss, mir in Tournus oder Mâcon Arbeit zu suchen, und dort verborgen zu leben, bis es mir möglich wäre, nachdem sich das Gewitter beruhigt hätte, nach Paris zurückzukehren, wo ich wusste, dass meine Eltern mich mit offenen Armen empfangen würden. Ich teilte diese Absicht Herrn von Anquetil mit, und entschuldigte mich, ihn nicht weiter begleiten zu können. Er bemühte sich zunächst, mich umzustimmen, mit einer Freundlichkeit, die ich an ihm nicht kannte, aber er ließ mich dann doch gerne gehen. Jahel nahm es nicht ganz so leicht auf, aber als vernünftiges Mädchen konnte sie meine Gründe verstehen. Am Abend bevor ich mich von ihnen trennte, gingen Jahel und ich hinaus, während Herr von Anquetil mit dem Feldscher-Barbier trank und Karten spielte. Der Duft der Gräser und das Zirpen der Grillen erfüllten die Luft.

„Was für eine schöne Nacht!“, sagte ich zu Jahel. „Das Jahr wird uns keine ebenso schöne mehr spenden, und vielleicht werde ich in meinem ganzen Leben nie wieder eine so schöne Nacht sehen.“

Der blühende Friedhof des Dorfes lag vor uns, und der Mond übergoss mit seinem bleichen Licht die einsamen Grabsteine im dunklen Gras. Uns beiden kam zur selben Zeit der Gedanke, von unserem Freund Abschied zu nehmen. Seine Ruhestätte war mit einem tränenfeuchten Holzkreuz bezeichnet, dessen Fuß in der weichen Erde steckte. Der Stein, der die Grabschrift tragen sollte, war noch nicht gesetzt. Wir setzten uns daneben ins Gras, und dort fielen wir, von einer natürlichen und unwillkürlichen Anziehungskraft erfasst, einander in die Arme, ohne zu fürchten, durch unsere Küsse das Andenken eines Freundes zu beleidigen, dessen tiefe Weisheit ihn nachsichtig gegenüber menschlichen Schwächen gemacht hatte.

Plötzlich sagte mir Jahel ins Ohr, an dem sie gerade ihren Mund hatte:

„Ich sehe den Herrn von Anquetil, der auf der Friedhofsmauer aufmerksam in unsere Richtung blickt.“

„Kann er uns denn in der Dunkelheit sehen?“, fragte ich.

„Er sieht gewiss meine weißen Unterröcke“, antwortete sie. „Das ist genug, denke ich, um ihm Lust auf mehr zu machen.“

Drei Tage, nachdem mein guter Meister

Ich dachte daran, den Degen zu ziehen und war fest entschlossen, zwei Leben zu verteidigen, die in diesem Moment dabei gewesen waren zu verschmelzen. Jahels Ruhe erstaunte mich. Nichts in ihren Bewegungen noch in ihrer Stimme verriet Angst.

„Geht!“, sagte sie, „Flieht, und habt keine Angst um mich. Das ist für mich eine eher willkommene Überraschung. Er hat begonnen, meiner überdrüssig zu werden, und das jetzt ist hervorragend geeignet, um sein Interesse neu zu erwecken und seine Liebe aufzufrischen. Geht und lasst mich! Der erste Moment wird hart sein, denn er ist ein gewalttätiger Charakter. Er wird mich schlagen, aber danach werde ich ihm um so teurer sein. Lebt wohl!“

„Ach!“, rief ich aus, „So habt Ihr mich nur benutzt, Jahel, um die Begierde eines Rivalen anzustacheln?“

„Ich bewundere Euch, dass auch Ihr um mich kämpfen wollt! Doch geht, sage ich Euch!“

„Ach was! Auf diese Art soll ich Euch verlassen?“

„Es muss sein, lebt wohl! Er darf Euch hier nicht finden! Ich will ihn wohl eifersüchtig machen, aber nicht zu sehr. Lebt wohl, lebt wohl!“

Kaum hatte ich einige Schritte in das Grabsteinlabyrinth gemacht, da näherte sich auch schon Herr von Anquetil. Als er seine Geliebte erkannte, brüllte und fluchte er, dass man glauben konnte, er wolle alle Toten des Dorfes aufwecken. Ich machte mich bereit, Jahel seiner Wut zu entreißen. Ich dachte, er würde sie töten. Zu ihrer Hilfe schlich ich schon im Schatten der Steine heran. Aber nach einigen Minuten, in denen ich sie sehr aufmerksam beobachtete, sah ich Herrn von Anquetil Jahel aus dem Friedhof treiben und sie mit einem Rest Wut, mit dem sie wohl allein fertig werden würde, in die Herberge Gaulards zurückbringen.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück, als sie wieder in dem ihren waren. Ich schlief nicht in der Nacht. Am frühen Morgen spähte ich durch die Vorhänge. Ich sah sie sehr verliebt über den Hof gehen.

Die Abfahrt von Jahel vermehrte meine Trauer. Ich legte mich mitten in mein Zimmer, das Gesicht in den Händen, und weinte bis zum Abend.

An diesem Ort verliert mein Leben das Interesse

und mein Schicksal wird wieder durchschnittlich wie ich selbst und bietet nichts Besonderes mehr. Würde ich diese Lebenserinnerungen fortsetzen, würden sie bald langweilig werden. Ich werde sie also in wenigen Worten abschließen.

Der Herr Pfarrer von Vallars gab mir einen Empfehlungsbrief für einen Weinhändler von Mâcon, bei dem ich zwei Monate angestellt war, bis mein Vater mir schrieb, dass er meine Angelegenheiten geregelt habe und dass ich gefahrlos nach Paris zurückkommen könne.

Als bald nahm ich die Kutsche in Gesellschaft von ein paar Rekruten. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich die Rue Saint-Jacques wiedersah, den Glockenturm von Saint-Benoit-le-Bétourné, das Wappen der *Drei Jungfern* und die *Heilige Katharina* von Herrn Blaizot.

Meine Mutter weinte, als sie mich sah; ich weinte auch, wir umarmten uns und weinten wieder. Mein Vater, der in aller Eile aus dem *Kleinen Bacchus* herbeigelaufen war, sagte würdevoll und gerührt:

„Jacquot, mein Sohn, ich verhehle dir nicht, dass ich sehr wütend auf dich war, als ich sah, wie die Sergeanten die *Königin Pédauque* betreten, um dich zu verhaften oder mich an deiner Stelle mitzunehmen. Sie wollten nicht auf mich hören und sagten, dass ich im Gefängnis noch genügend Zeit hätte, Erklärungen abzugeben. Sie suchten dich wegen einer Klage des Herrn de la Guéritaude. Ich stellte mir etwas ganz Schreckliches unter deinen Untaten vor. Aber nachdem ich aus deinen Briefen erfahren hatte, dass das nur kleine Sünden waren, dachte ich nur daran, dich wiederzusehen. Ich habe manches Mal den Wirt des *Kleinen Bacchus* um Rat gefragt, wie man deine Affäre aus der Welt schaffen könne. Er antwortete mir immer: 'Meister Léonard, macht einen Besuch beim Richter mit einem Sack voller Écus, und er wird Euch Euren Jungen mit blütenweißer Weste zurückgeben.' Aber die Écus sind hier selten, und es gibt in meinem Haus weder Huhn noch Gans noch Ente, die goldene Eier legt. Es ist schon viel, wenn das ganze Geflügel mir das Feuer im Kamin einbringt. Da kam glücklicherweise deine heilige und würdige Mutter auf die Idee, sich an die Mutter des Herrn von Anquetil zu wenden, von der wir wussten, dass sie sich zugunsten ihres Sohnes betätigte, nach dem zur selben Zeit und wegen der selben Sache gefahndet wurde. Denn ich erkannte, dass du in Gesellschaft eines Edelmannes versumpft bist, und ich habe ein zu weites Herz, um nicht zu erkennen, welche Ehre für unsere ganze Familie darin liegt. Deine Mutter bat also Frau von Anquetil um Audienz in ihrem Wohnsitz im

Faubourg Saint-Antoine. Sie war gut angezogen, wie zur Messe, und Frau von Anquetil empfing sie wohlwollend. Deine Mutter ist eine heilige Frau, Jacquot, aber sie kennt sich mit den besseren Leuten nicht aus, und sprach zuerst nicht, wie es sich gehört. Sie sagte: 'Gnädige Frau, in unserem Alter haben wir außer Gott nur noch unsere Kinder.' Das war nicht die Art, wie man zu einer großen Dame sprechen sollte, die selbst noch Liebhaber hat."

„Schweigt, Léonard!“, rief meine Mutter. „Über das Privatleben von Frau von Anquetil steht Euch kein Urteil zu, und ich werde der Dame wohl das Richtige gesagt haben, denn sie hat mir geantwortet: 'Seid beruhigt, Frau Ménétrier, ich werde mich für Euren Sohn einsetzen wie für meinen eigenen. Verlasst Euch darauf.' Und Ihr wisst, Léonard, dass wir keine zwei Monate später die Zusicherung bekamen, dass unser Jacquot unbehelligt nach Paris zurückkehren kann.“

Wir aßen zu Abend mit gutem Appetit. Mein Vater fragte mich, ob ich im Dienst des Herrn von Astarac bleiben wolle. Ich antwortete, dass ich nach dem ewig zu beklagenden Tod meines guten Meisters nicht mehr dorthin zurückkehren wolle, mit dem grausamen Mosaïdes, zu einem Edelmann, der seine Angestellten nur mit schönen Reden bezahlte. Mein Vater lud mich ein, wie zuvor seinen Bratspieß zu drehen.

„In der letzten Zeit, Jacquot“, sagte er, „hatte ich diese Arbeit dem Bruder Angelus gegeben. Aber der ist weit schlechter darin als Miraut und sogar als du. Möchtest du nicht, mein Sohn, deinen Platz auf dem Schemel in der Kaminecke wieder einnehmen?“

Meine Mutter, die zwar naiv war, der es aber nicht an Urteilskraft fehlte, winkte ab und sagte:

„Der Buchhändler vom *Bildnis der heiligen Katharina* braucht einen Gehilfen. Das ist eine Stelle wie für dich geschaffen. Du bist eine sanfte Natur und hast gute Umgangsformen, und das sind die besten Voraussetzungen um Bibeln zu verkaufen.“

Ich bot mich alsbald Herrn Blaizot an, der mich in seinen Dienst nahm.

Meine Erfahrungen hatten mich klug gemacht. Ich fühlte mich nicht abgestoßen von der Niedrigkeit meiner Aufgabe, erfüllte sie mit Genauigkeit und führte den Besen und den Staubwedel zur Zufriedenheit meines Arbeitgebers.

Ich hielt es für meine Pflicht, Herrn von Astarac einen letzten Besuch abzustatten. Ich begab mich zu dem großen Alchemisten am letzten Sonntag im November nach dem Mittagessen. Es ist weit von der Rue Saint-Jacques zu dem Schloss am Sandsteinkreuz, und der Kalender lügt nicht, wenn er sagt, dass die Tage im November kurz sind. Als ich in Roule ankam, war es bereits Nacht und ein finsterner Nebel hüllte die verlassene Straße ein. Traurige Gedanken gingen mir in der Finsternis durch den Kopf.

„Ach!“, sagte ich zu mir, „vor bald einem Jahr habe ich diesen Weg das erste Mal gemacht, im Schnee und in Gesellschaft meines guten Meisters, der jetzt in einem burgundischen Dorf in einem Weinberg ruht. Er ist entschlafen in der Hoffnung auf das ewige Leben. Und das ist eine Hoffnung, die man mit einem so gelehrten und weisen Mann teilen muss. Gott behüte mich davor, jemals an der Unsterblich-

keit der Seele zu zweifeln! Und doch muss man sich eingestehen, dass die zukünftige Existenz und eine andere Welt zu jenen unfassbaren Wahrheiten gehören, an welche man glaubt, ohne davon berührt zu sein, die man unmerklich schluckt, weil sie keinen Geschmack haben. Für meinen Teil, ich bin nicht getröstet durch den Gedanken, eines Tages Herrn Abbé Coignard im Paradies wiederzusehen. Gewiss wäre er nicht mehr zu erkennen und seine Reden nicht mehr so überzeugend wie unter den irdischen Umständen.”

Unter solchen Gedanken erblickte ich auf einmal vor mir einen großen Lichtschein, der bald die Hälfte des Himmels einnahm. Der Nebel über meinem Kopf war davon rot gefärbt, und mittendrin flackerte das Licht. Dicker Qualm vermischte sich mit dem Nebel. Ich fürchtete plötzlich, dass Astaracs Schloss brennen würde. Ich ging schneller und erkannte bald, dass meine Befürchtungen nur zu begründet waren. Die dunkle Anhöhe war in Flammen gehüllt, und ich erkannte alsbald das Schloss, aus dessen Fenstern die Flammen schlugen aus allen Fenstern wie zu einem schauerlichen Fest. Das kleine grüne Tor war aus den Angeln gehoben. Schatten liefen erschreckt im Park hin und her. Es waren Einwohner des Fleckens Neuilly, die neugierig und um zu helfen herbeigelaufen waren. Einige spritzten mittels einer Pumpe Wasserstrahlen in die glühend heiße Vorhalle, die in einem funkelnden Regen zerstoben. Eine dichte Rauchsäule erhob sich über dem Schloss. Ein Funken- und Ascheregen ging um mich herum nieder, und ich bemerkte bald, dass meine Kleider und Hände schwarz waren. Mit Verzweiflung dachte ich daran, dass die Asche, die die Luft erfüllte, der Rest so vieler schöner Bücher und kostbarer Manuskripte war, welche die Freude meines guten Meisters gewesen waren; vielleicht das, was übrig geblieben war von Zosimus Panopolitanus, an dem wir in den edelsten Stunden meines Lebens zusammen gearbeitet hatten.

Ich hatte Herrn Jérôme Coignard sterben sehen. Nun war mir, als sähe ich mit der Königin der Bibliotheken auch meines Meisters geistsprühende und menschenfreundliche Seele zu Asche verbrennen. Zugleich spürte ich, dass auch ein Teil von mir verbrannte. Der Wind, der sich erhob, fachte den Brand an und die Flammen brüllten wie aus tausend gefräßigen Mäulern.

Ich hielt einen Mann aus Neuilly, der noch schwärzer war als ich, an der Jacke fest und fragte ihn, ob man Herrn von Astarac und die andern Bewohner gerettet habe.

„Niemand ist aus dem Schloss herausgekommen”, sagte er, „außer einem alten Juden, den man gesehen hat, wie er mit Bündeln zum Sumpf hin geflohen ist. Er wohnte in dem alten Wachhäuschen am Fluss und war verhasst wegen seiner Abstammung und der Verbrechen, derer man ihn verdächtigte. Kinder haben ihn verfolgt. Auf der Flucht fiel er in die Seine. Man hat ihn tot herausgefischt. An sein Herz drückte er ein Zauberbuch und sechs goldene Tassen. Auf der Uferböschung könnt Ihr ihn sehen in seinem gelben Gewand. Er sieht schrecklich aus, mit den offenen Augen.”

„Ach!”, antwortete ich, „Dieses Ende hat er verdient für seine Verbrechen. Aber sein Tod gibt mir nicht den besten aller Meister zurück, den er ermordet hat. Sagt mir noch: Hat man nicht Herrn von Astarac

gesehen?“

In dem Moment, als ich das fragte, hörte ich einen der hin und her rennenden Schatten einen Warnruf ausstoßen: „Das Dach bricht zusammen!“

Ich blickte nach oben und sah mit Schrecken die schwarze Gestalt des Herrn von Astarac die Dachrinne entlang laufen. Der Alchemist rief mit schallender Stimme:

„Auf den Flügeln der Flamme erhebe ich mich zum Ort des göttlichen Lebens!“

Kaum hatte er das gesagt, stürzte das Dach mit einem gewaltigen Krachen zusammen, und berghohe Flammen hüllten den Freund der Salamander ein.

Keine Liebe übersteht die Abwesenheit

Die Sehnsucht nach Jabel, die mich zunächst sehr geplagt hatte, ließ allmählich nach, und übrig blieb nur ein unbestimmter Kummer, nicht stärker als so mancher andere.

Herr Blaizot wurde alt. Er zog sich nach Montrouge in sein Landhäuschen zurück und verkaufte mir sein Geschäft. Nachdem ich an seiner Stelle zünftiger Buchhändler im *Bildnis der Heiligen Katharina* geworden war, veranlasste ich meinen Vater und meine Mutter, deren Bratküche seit einiger Zeit nicht mehr florierte, sich zur Ruhe zu setzen. Ich gewann meinen bescheidenen Laden lieb und machte mich daran, ihn auszuschnücken. Ich nagelte an die Türen alte venezianische Karten und Texte mit altmodischen und barocken Gravuren, die den Freunden von Kultur und Wissenschaft sehr gefielen. Meine hohe Bildung war mir bei meinem Geschäft nicht hinderlich, ich musste sie nur sorgsam verbergen. Das wäre mir schwerer gefallen, wenn ich Verleger und Buchhändler gewesen wäre wie Marc-Michel Rey, und wie er von der öffentlichen Dummheit leben müsste.

Ich halte, wie man so sagt, die klassischen Autoren, und das ist eine Ware, die gut läuft in der gelehrten Rue Saint-Jacques, deren Geschichte und Geschichten ich eines Tages gerne einmal aufschreiben möchte. Bevor das Collège de France¹ errichtet wurde, haben hier die Gelehrten des Königs, Pierre Danes², François Vatable³, Ramus⁴ dort ihre Vorlesungen in einem Schuppen gegeben, in den der Streit der Waschweiber und Tagediebe drang. Und wie sollte man Jean de Meung vergessen, der in einem Haus in dieser Straße den *Roman de la Rose* schrieb?* Das ganze Haus steht mir zur Verfügung. Es ist uralt, es stammt mindestens aus der Zeit der Goten, den hölzernen Balken, die sich auf der engen Fassade kreuzen, den auskragenden zwei Stockwerken und dem hängenden Dach mit bemosten Ziegeln nach zu schließen. Es hat nur ein Fenster auf jedem Stockwerk. Das im ersten Stock blüht; dort klettern Winden und Kapuzinerkresse im Frühjahr an Fäden hoch. Meine Mutter sät und gießt sie.

*Jacques Tournebroche wusste nicht, dass François Villon in der Rue Saint-Jacques wohnte, beim Kloster Saint-Benoit, im Haus, genannt Zum grünen Tor. Dem Schüler von Jérôme Coignard hätte es zweifellos gefallen, an diesen alten Dichter zu erinnern, der, wie Tournebroche, ganz verschiedene Arten von Menschen kennenlernte. — Anm. v. Anatole France —

¹um 1530

²Pierre Danes (1497-1577), Erzieher des Dauphin (des späteren François II.), Botschafter Frankreichs beim Konzil von Trient

³François Vatable (1495(?)–1547), auch Vateblé und Watebled genannt, Theologe und Hebraist

⁴Pierre de la Ramée/Petrus Ramus (1515 – 1572), Philosoph (Logiker), Calvinist, im Gefolge der Bartholomäusnacht ermordet

Keine Liebe übersteht die Abwesenheit

Es ist das Fenster ihres Zimmers. Man sieht sie von der Straße aus, wenn sie in einem Buch mit großen Buchstaben ihre Gebete liest über dem Bild der Heiligen Katharina. Das Alter, die Frömmigkeit und der mütterliche Stolz haben ihr ein vornehmes Aussehen verliehen, und wenn man ihr wächsernes Gesicht unter der hohen, weißen Haube sieht, könnte man schwören, eine reiche Bürgersfrau vor sich zu haben.

Auch mein Vater hat mit dem Alter etwas Gravitätisches bekommen. Weil er die frische Luft und Bewegung liebt, beschäftige ich ihn damit, Bücher in die Stadt zu bringen. Ich hatte zuerst Bruder Angelus dafür eingestellt, aber der bat meine Kunden um Almosen, ließ sie Reliquien küssen, verlangte Wein, betatschte ihre Dienstmädchen und verlor noch dazu die Hälfte meiner Bücher in allen Rinnsteinen des Viertels. Ich entzog ihm seine Aufgabe wieder so schnell wie möglich. Aber meine gute Mutter, der er weisgemacht hat, die Geheimnisse zum Erwerb der ewigen Seligkeit zu besitzen, gibt ihm Suppe und Wein. Er ist kein schlechter Mensch, und letztlich ist er mir doch auf irgendeine Weise sympathisch geworden.

Mehrere Gelehrte und Schöngeister besuchen mich in meinem Laden. Und es ist ein großer Vorzug meines Standes, dass ich darin täglich mit vornehmen und gebildeten Menschen Umgang habe. Unter denen, die am häufigsten kommen, um bei mir die neuesten Bücher durchzublättern und darüber zu reden, sind so gelehrte Historiker wie Tillemont, fromme Prediger, die an Beredsamkeit Bossuet und sogar Bourdaloue gleichkommen, komische und tragische Dichter, Theologen, in denen die Reinheit der Sitten sich mit dogmatischer Festigkeit vereint, geschätzte Autoren spanischer Novellen, Geometer und Philosophen, fähig, wie Herr Descartes, das Universum zu messen und zu wiegen. Ich bewundere sie, ich genieße ihre geringsten Worte. Aber meiner Ansicht nach kommt keiner von ihnen an Begabung meinem guten Meister gleich, den an der Straße nach Lyon zu verlieren ich das Unglück hatte. Keiner verfügt über die unvergleichliche gedankliche Eleganz, den erstaunlichen Reichtum einer stets bewegten und bewegenden Seele, gleich den marmornen Idyllen, die man in den Gärten sieht. Keiner gibt mir diese unerschöpfliche Quelle der Wissenschaft und Moral zurück, in die meine Jugend zu tauchen ich das Glück hatte. Keiner gibt mir auch nur den Schatten dieser Anmut, Weisheit und Gedankenkraft, die in Herrn Jérôme Coignard strahlten.

Diesen halte ich für den vornehmsten Geist, der jemals auf Erden erblüht ist.

ENDE